

JÜRGEN THORWALD

Das ENDE an der ELBE

Guderian und die Ablösung Himmlers — Zwischen Ost und West — Die Wirklichkeit der Oderfront — Flucht in die Jllusionen — „An der Oder wird sich das Schicksal Europas entscheiden" — Speer und Reimann — „Berlin bleibt deutsch!" — Durchbruch an Oder und Neiße — Hitlers erster Zusammenbruch — Görings Verrat — Himmler und Bernadotte — Berlin in Flammen — Das Testament — Hitlers Ende — Die Kapitulation Berlins — Noch einmal Wenk — Die Regierung Dönitz — Kampf gegen den Osten — Der Bahnhof in Josephstadt — Hitlers letzter Befehl — Breslaus Kapitulation — Die „Insel der Seligen" — Böhmen und Mähren — Antonow und Eisenhower — Aufstand in Prag — Wlassows letztes Spiel — Schörners letzte Tage — Ausmarsch aus Prag — Die Entfesselung der Bestie — „Es waren keine Menschen mehr!" — 8. Mai 1945 — Um den Abtransport der Kurlandarmee — Das Ende in Libau — Was war der Sinn? — Ende in Flensburg —

JÜRGEN THORWALD

Das Ende
an der Elbe

STEINGRÜBEN-VERLAG
STUTTGART

1. Auflage 1950

Einband und Schutzumschlag: P. Mahringer

Druck: Belserdruck Stuttgart

INHALT

HEINRICI ODER LETZTE HOFFNUNG AN DER ODER

Heinrici • Guderian und die Ablösung Himmlers • Die Front der Heeresgruppe Weichsel • Zwischen Ost und West • Heinrici bei Himmler • „Meine Unterhändler haben Verbindung auf genommen • An der Oder • Die Wirklichkeit der Oderfront Küstrin • Der Sturz Guderians • General Krebs • In der Reichskanzlei • Um Frankfurt • Flucht in die Illusionen • „Ich stelle Ihnen aus der Luftwaffe 100'000 Mann" • „An der Oder wird sich das Schicksal Europas entscheiden" • 30'000 und 1'000 Gewehre • Um das Schicksal Berlins • „Tote Erde" Speer und Reimann • Die Feuerzeichen

Am 20. März 1945 erhielt der Oberbefehlshaber der 1. deutschen Panzerarmee, Generaloberst Heinrici, völlig überraschend die telefonische Nachricht, dass er zum Oberbefehlshaber der Heeresgruppe Weichsel ernannt worden sei. Heinricis Armee – die südlichste Armee der Heeresgruppe Schörner – stand an diesem Tage in schweren Abwehrkämpfen gegen die sowjetischen Armeen, die aus der Gegend von Cosel den Versuch machten, die letzten Reste Oberschlesiens, die sich noch in deutscher Hand befanden, zu erobern.

Heinrici war ein körperlich unscheinbarer, ergrauter Mann in den Sechzigern. Er war ein Pfarrerssohn, der in der Reichswehr, im neuen Heere und dann im Krieg im Osten bis zum Armeeführer emporgestiegen war. Er hatte lange die 4. Armee im Osten befeh-

ligt und häufig an den schwersten Brennpunkten der Ostfront gekämpft.

Heinrici war niemals besonders hervorgetreten. Sein Name war in der Öffentlichkeit kaum bekannt. Er war zweifellos keine ungewöhnliche, genialische Erscheinung, sondern ein Mann, der sich durch Erfahrung und Tüchtigkeit emporgearbeitet hatte. Aber er war energisch und zäh. Er war ein Mann, der in der Wirklichkeit lebte, der sich an militärische Tatsachen hielt und sehr klar das Unmögliche vom Möglichen unterschied. Darüber hinaus war er ein Offizier, der in der preussischen Schule gross geworden und von spezifisch preussischen Ehrbegriffen erfüllt war. Vor allem und über allem aber war er ein Mann, dem Gewissen und menschliche Vernunft von Hause aus eigen waren.

Er hatte bisher das Glück gehabt, niemals mit Hitler in Berührung zu kommen. Er hatte nur am Rande die Auswirkung des latenten Gegensatzes zwischen Hitlers uferlos gewordener Phantasie, seinen Wunschbildern und Forderungen sowie der militärischen Wirklichkeit erlebt. Erst unter Schörner als Oberbefehlshaber seiner Heeresgruppe war er dieser Diskrepanz nähergerückt. Und es war bezeichnend für seine Art, das Unerreichbare nicht um jeden Preis erzwingen zu wollen, dass ihm Schörner ein Greuel war und umgekehrt auch Schörner Heinrici wenig schätzte. Die plötzliche Ernennung bedeutete daher für Heinrici eine Überraschung, die er sich nur schwer zu deuten wusste.

Am 22. März flog er nach Bautzen. Von dort setzte er seine Reise wegen dauernder Luftangriffe im Wagen fort, um sich zunächst nach Zossen zu begeben und sich bei Guderian als dem Chef des Generalstabes des Heeres zu melden. Er vermutete richtig, dass Guderian, mit dem ihn in vergangenen Jahren häufig eine gemeinsame Arbeit verbunden hatte, die treibende Kraft bei seiner Ernennung gewesen war.

Heinrici hatte bis dahin die Tragödie, die mit der gewaltigen sowjetischen Januar-Offensive über Ostdeutschland hereingebrochen war, nur in ihren südlichsten Ausläufern in Oberschlesien und der Slowakei erlebt. Allerdings waren ihm gerade in Oberschlesien die entsetzlichen Bilder der Flucht und der Vernichtung

nicht vorenthalten geblieben. Als er jetzt nach Zossen fuhr, begegnete er auf den Strassen immer noch Trecks von Ostpreussen, Schlesiern und Westpreussen, Pommern und Neumärkern, die sich zwar über die Oder gerettet hatten, aber in dem überfüllten Land westlich der Oder kein Dach und keine Heimat finden konnten.

Sie rollten nach Westen, manchmal aber auch planlos nach Norden und Süden. Man sah ihnen das unbeschreibliche Elend der letzten Monate an. Sie lagerten zuweilen auch in Waldstücken und auf freiem Feld. Entweder, weil ihnen irgendwelche Musterungskommissionen des Ersatzheeres, welche die letzten Kräfte zusammensuchten, die Pferde weggenommen hatten, oder weil sie der ewigen Suche und Bitte nach Unterkunft und der ewigen Flucht müde geworden waren. Oder weil sie sich in der unbeschreiblichen Wirrnis von Angst und Hoffnung, Zweifel und Glauben, Sorgen und wunschbestimmter Zuversicht, die in diesen Tagen Flüchtlinge und Einheimische westlich von Oder und Neisse erfüllte, an die Verkündigungen der Zeitungen klammerten, wonach sich der Ansturm der sowjetischen Armeen nun endgültig an Oder und Neisse gebrochen habe und beide Flüsse niemals überwinden werde.

Die Ortschaften waren überfüllt. Die Pelzmützen und Kopftücher der Galizier und Bessarabien-Deutschen verrieten etwas von der Tragödie derer, die seit 1939 und 1940 von Station zu Station auf der Flucht waren und nun überhaupt nicht mehr wussten, wohin sie sich wenden sollten. Aber es schien, als ob sie alle, gleich, ob aus Verzweiflung, gutem Glauben oder Unkenntnis, auf jeden Fall aber voller Hoffnung zu der Front an Oder und Neisse hinüberblickten, wo die Reste der Heeresgruppen „Weichsel" und „Schörner" noch einmal Stellung bezogen hatten, seit die sowjetische Offensive zunächst an den Ufern dieser Flüsse ausgelaufen war.

Als Heinricis Wagen in einer kleinen Ortschaft hinter einer grösseren Wagenkolonne halten musste, erkannten eine Anzahl müder Frauen, die mit ihren Kindern am Strassenrand rasteten, den General. Vielleicht ermunterte sie der Blick aus seinen blauen Augen.

Sie drängten sich an seinen Wagen heran, und sie fragten den Adjutanten, ob die Front halten würde und ob sie jetzt bleiben könnten. Aus ihrem unzerstörbaren Drang nach Ordnung und Sauberkeit heraus hatten sie, kaum dass ihnen ein paar Tage der Ruhe geschenkt worden waren, ihre Kleider gewaschen und den schlimmsten Schmutz der Flucht getilgt. Aber sie waren von Litzmannstadt bis hierher gezogen, und alle ihre Schrecken, Nöte und Sorgen lagen noch in ihren Augen.

Der Adjutant beruhigte sie. Aber Heinrici schwieg. Wusste er eine Antwort? Was wusste er denn? Aus der Einsamkeit, aus den täglich verzehrenden Nöten seines letzten Einsatzgebietes herausgerissen – wie alle anderen Armeeführer seit Jahr und Tag über nichts mehr unterrichtet, was ausserhalb seines eigenen Armeebereiches oder allenfalls seines Heeresgruppenbereiches lag, wusste er so gut wie nichts. Die Lage an der Oder, die Lage an der Neisse und die Lage der Heeresgruppe, deren Führung er am nächsten Tag, wahrscheinlich aus den Händen ihres merkwürdigen bisherigen Oberbefehlshabers, Heinrich Himmler, übernehmen sollte, waren ihm gänzlich unbekannt.

Gegen Mittag nach stundenlanger weiterer Fahrt durch das von innerer Spannung erfüllte Land, häufig von feindlichen Flugzeugen überflogen, traf Heinrici im Lager Maybach I bei Zossen, dem Sitz Guderians und des Generalstabes, ein. Er wurde durch den Chef der Operationsabteilung, General Krebs, begrüsst. Das Lager wies noch alle Zeichen eines schweren Luftangriffs auf, der mehrere seiner Betonhäuser schwer getroffen hatte. Krebs hatte den Luftangriff nicht beachtet und war durch zahlreiche Splitter verwundet. Er meldete Heinrici bei Guderian.

Heinrici hatte noch das alte Bild Guderians vor Augen. Er war daher durch die Veränderung betroffen, die mit dem Generalobersten vor sich gegangen war. Guderian wirkte überreizt und erschöpft. Sein Gesicht zeigte eine Röte, die auf häufige Erregungen schliessen liess.

Guderian beschäftigte sich nicht lange mit den Präliminarien der Begrüssung. Er empfing Heinrici mit den schnell gesprochenen Worten: „Ich habe Ihre Ernennung zum Oberbefehlshaber der Heeresgruppe „Weichsel" durchgesetzt. Wir brauchen an der Oder einen Mann, der wirklich über Erfahrungen im Kampf mit den Russen verfügt. Eine weitere Zusammenarbeit mit Himmler ist unmöglich. Ich habe mich schon im Januar gegen seine Ernennung zum Oberbefehlshaber der Heeresgruppe „Weichsel" gesträubt. Er ist gegen meinen Willen ernannt worden, und seine Leistungen in Pommern waren entsprechend. Es ist allerhöchste Zeit, dass ein Wechsel eintritt. Wir müssen in Kürze mit der Fortsetzung der russischen Offensive rechnen, vor allem mit einem direkten Angriff auf Berlin. Wann er beginnen wird, lässt sich nicht mit Sicherheit sagen. Aber wir müssen nach dem, was in Ostdeutschland bis jetzt an Abscheulichem geschehen ist, alles und auch das letzte versuchen, um zu verhindern, dass die Russen auch noch die Oder überschreiten und Berlin erobern.

Die Front der Heeresgruppe „Weichsel" reicht jetzt von der Odermündung bis zum Mündungsgebiet der Neisse. Aus den Kämpfen in Pommern und in der Neumark sind doch noch beträchtliche Kräfte über den Fluss gekommen. Andere sind inzwischen neuaufgestellt worden. Es sind auch 850 zum Teil neue Panzer vorhanden. Aber alle diese Kräfte sind unter Himmler völlig ungeordnet, verworren, ohne klare Ausbildung und Führung. Himmler hat zwar inzwischen in General Kinzel neben seinem unerfahrenen und auch unentschlossenen SS-Chef Lammerding einen zweiten wirklich fähigen Chef bekommen. Aber das allein kann uns nicht helfen, solange nicht die Spitze geändert wird.

Ihre eine Aufgabe wird es jetzt sein, aus den vorhandenen Kräften eine wirkliche Front aufzubauen, die einen Schlag aushalten kann. Vielleicht haben Sie drei bis vier Wochen Zeit dazu. Aber es gibt noch schwerere und dringendere Aufgaben, die um jeden Preis sofort in Angriff genommen werden müssen.

Die Russen haben zwei Brückenköpfe am Westufer der Oder

in ihre Hand gebracht. Diese liegen beiderseits um Küstrin. Wir selbst haben noch vier kleinere Brückenköpfe am anderen Ufer der Oder, ausser Küstrin bei Frankfurt, bei Dreesen und bei dem Treibstoffwerk Pölitz. Aber sie helfen uns nicht viel. Infolge der russischen Brückenköpfe sind wir nur noch durch einen schmalen Gebietsschlauch mit Küstrin verbunden. Allein in dem südlich von Küstrin gelegenen Brückenkopf sind im Augenblick bereits zwischen 600 bis 800 russische Batterien massiert. Wenn diese Geschützmasse einmal anfängt zu feuern, zerschlägt sie unsere Stellungen, und die ganze Oderfront kann im Nu aufgerollt werden. Wir verfügen praktisch über keine Luftwaffe mehr. Und wir haben auch nicht genug Artillerie, um die russischen Batterien zu vernichten.

Ihre erste Aufgabe muss es daher sein, den wichtigsten, südlichen russischen Brückenkopf überraschend wegzunehmen. Und zwar kann das nur dadurch geschehen, dass wir an unserem Brükkenkopf bei Frankfurt stärkere Verbände versammeln und von dort aus den Russen bei Küstrin in den Rücken fallen. Die Vorbereitungen der 9. Armee unter General Busse sind bereits im Gange. Der Angriffstermin ist, wenn ich mich nicht irre, auf übermorgen angesetzt. Das ist sehr kurzfristig für Sie. Ich wäre aber froh, wenn ich wüsste, dass Sie selbst sich um die Durchführung des Angriffs kümmern.“

Guderian hatte im Stehen gesprochen. Er begann jetzt, mit gesenktem Kopf hin und her zu gehen. Die Adern an seinen Schläfen traten sichtbar hervor. Er war im Augenblick offenbar nicht in der Lage, längere Zeit still zu stehen. Heinrici beobachtete Guderian eine Weile und wartete auf weitere Erklärungen. Als Guderian jedoch schwieg und sein Hin- und Hergehen fortsetzte, beugte Heinrici sich über den Kartentisch unter den grossen Jupiterlampen.

Er betrachtete zum ersten Male die Einzeichnungen der Front, deren Führung er übernehmen sollte. Die Karte vermittelte sicherlich keinen Einblick in die Wirklichkeit. Das wusste er. Was dort an Korps und Divisionen eingezeichnet war, bedeutete sicherlich nicht mehr als Reste einstiger Verbände. Aber selbst

ohne Berücksichtigung dieser Tatsache erschrak er, während er die Linien der Front so dicht östlich von Berlin betrachtete. Heinrici dachte plötzlich an die Flüchtlinge, denen er auf den Strassen zwischen Bautzen und Zossen begegnet war.

Dann hörte er wider Guderians Stimme.

Guderian berichtete über die Vorgeschichte der Ernennung Heinricis. Guderian hatte im Zuge eines Frontbesuches am 18. März Heinrich Himmler nicht mehr in dessen Hauptquartier in Prenzlau angetroffen. Lammerding hatte Guderian mitgeteilt, dass Himmler seit einigen Tagen an Grippe leide und sich daher in das Sanatorium Hohenlychen seines Freundes Dr. Gebhardt zurückgezogen habe. Guderian hatte sich niemals besonders mit der zwiespältigen Natur Himmlers beschäftigt. Er kannte nicht die wirklichen Gründe, die zu den militärischen Ernennungen Himmlers, zuerst an der Oberrheinfront und dann in Pommern, geführt hatten. Er hatte nur gehört, dass Bormann dabei seine Hände im Spiel haben sollte, dass er Himmler auf militärische Befehlsstellen abgeschoben hatte, um den Rivalen, den er gleichzeitig seit dem Herbst 1944 für wankelmütig und unzuverlässig hielt, aus dem Umkreis Hitlers zu entfernen. Guderian ahnte daher dunkel, dass Himmlers Krankheit auch eine politische Krankheit sein könnte und, dass er der Führung der Heeresgruppe, die ihm nur Niederlagen eingebracht und seinen Kredit bei Hitler immer stärker erschüttert hatte, müde geworden sei. Als daher selbst Himmlers Stabschef Lammerding vorsichtig anfragte, ob Guderian die Heeresgruppe nicht von der konfusen Führung Himmlers befreien könnte, hatte Guderian sich entschlossen, einen diesbezüglichen Versuch zu machen.

Guderian begab sich unverzüglich nach Hohenlychen. Er fand Himmler – wie beinahe erwartet – in leidlichem Gesundheitszustand, aber voller innerer Unsicherheit, vor. Und er nutzte die Situation, indem er sein sonst so leicht polterndes Temperament niederzwang und die diplomatische Seite seines Wesens hervorkehrte. Er bedauerte, dass Himmler sich so gar nicht wohl fühle. Er erklärte, dass dies natürlich nur auf Himmlers Überlastung

durch fünf wichtige Ämter zurückzuführen sei. Diese Last könnte ein Mann allein auf die Dauer gar nicht tragen, ohne zusammenzubrechen, auch wenn er über die Fähigkeiten und Energien Himmlers verfüge. Er fragte schliesslich vorsichtig, ob Himmler denn nicht einfach das Kommando an der Oder niederlegen wolle, anstatt weiter seine Gesundheit zu belasten. Seine ursprüngliche Aufgabe, eine neue Heeresgruppe aus dem Boden zu stampfen, habe er ja erfüllt.

Guderian hatte sofort bemerkt, dass seine Worte auf günstigen Boden fielen. Himmler erklärte zwar, einen derartigen Rücktritt könne er Hitler gegenüber niemals aussprechen. Dies sei einfach unmöglich. Aber als Guderian schnell einwarf, ob er, Guderian, denn Hitler gegenüber in vorsichtiger Form von einem solchen Rücktritt sprechen solle, stimmte Himmler mit überraschender Schnelligkeit und einem fühlbaren Ausdruck der Erleichterung in seinen kleinen verwaschenen Augen zu. Guderian verabschiedete sich daraufhin schnell, fuhr nach Berlin zurück und erreichte bei Hitler, der seinerseits nach allen vorangegangenen Misserfolgen Himmlers mehr oder weniger auf dessen Rücktrittserklärung gewartet hatte, die sofortige Zustimmung zu Himmlers Rücktritt und zur Ernennung Heinricis.

Heinrici hörte diese Vorgeschichte seiner Ernennung, während er immer noch die Einzeichnungen auf der Karte verfolgte und sich überlegte, wie kaum lösbar schon die erste Aufgabe war, die ihn bei Küstrin erwartete. Als er aufblickte, fühlte er noch stärker als zuvor die merkwürdig erregende Spannung, die sich von Guderian auf das ganze Zimmer übertrug.

„Ich fahre", erklärte Guderian, „in einer halben Stunde nach Berlin zur Führerlage. Eigentlich könnten Sie mich gleich begleiten und sich bei der Gelegenheit bei ihm melden." Er sagte weder Hitler noch „Führer". In dem Wort „ihm" prägte sich deutlich die Aversion aus, die er gegen Hitler hegte.

Heinrici erwiderte, dass es ihm lieb wäre, wenn er vorerst auf die Meldung bei Hitler verzichten könne. Angesichts des bevorstehenden Angriffs bei Küstrin ziehe er es vor, unmittelbar an die

Front bzw. zum Heeresgruppen-Stab zu fahren und sich über die dortigen Verhältnisse zu orientieren.

Er blickte forschend Guderian an. Er dachte wieder an die Einzeichnungen der Oderfront.

Er dachte an die Millionen westlich der Oder und in Berlin, und er dachte daran, dass nach den dürftigen Informationen, die er in der Slowakei erhalten hatte, die englischen und amerikanischen Armeen am Rhein standen und dass sie sicherlich auf die Dauer dort nicht stehen bleiben würden. Zweifellos würden sie über kurz oder lang gegen Mitteldeutschland vorstossen.

Heinrici erklärte plötzlich, sofern Guderian noch in der Lage wäre, ihm die noch zur Verfügung stehende Zeit zu widmen, wäre er ihm dankbar, wenn er ihm seine Ansicht zur allgemeinen militärischen Lage mitteilen könne. Er habe seit Monaten ausser gelegentlichen privaten Informationen keinerlei Überblick über die gesamte Lage mehr erhalten. Aber für ihn als Oberbefehlshaber an der Oder sei es doch wichtig, zu erfahren, wie man sich die weitere Entwicklung des Krieges denke, ob noch irgendwelche Pläne bestünden und welche Gedanken man sich überhaupt mache.

Guderian wandte Heinrici sein Gesicht zu. Er erklärte grollend, auch er müsse sich oft genug mit privaten Informationen begnügen. Das Oberkommando der Wehrmacht unter Hitlers und Jodls tatsächlicher Führung gestatte auch ihm keinen wirklichen Einblick in die Ereignisse und Pläne an allen anderen Fronten ausserhalb der Ostfront. Das habe sich schon bei der Ardennen-Offensive und bei der Plattensee-Offensive in Ungarn zum allgemeinen Schaden gezeigt und habe sich in keiner Weise geändert. Heinrici möge sich diesbezüglich keinen Illusionen hingeben. Aber dem möge sein wie ihm wolle, als Soldat, als Deutschem und vor allem als Ostdeutschem sei ihm klar, dass es für ihn eine Aufgabe gäbe, an der überhaupt nicht zu rütteln sei, gleich was an den anderen Fronten geschähe. Diese Aufgabe stünde in seinen Augen allen anderen Aufgaben voran, und sie heisse: Behauptung der Ostfront mit allen Mitteln, um zu verhindern, dass

noch mehr Land und noch mehr Menschen in die Hand der Russen fielen.

Guderian sagte Heinrici nicht, dass er sich innerlich selbst weiteren Erkenntnissen hatte beugen müssen, die er zu dem Zeitpunkt, als er sein Amt antrat, noch von sich gewiesen hätte.

Er hatte sich, als er nach dem 20. Juli sein Amt übernahm, bewusst für den militärischen Kampf bis zum Letzten entschieden, weil der erbeutete alliierte Plan „Eclipse", der die zukünftige Behandlung Deutschlands umriss, auch ihm die Grundzüge des Morgenthau-Planes und damit einer scheinbar planmässigen Vernichtung Deutschlands auch von Westen her vor Augen geführt hatte.

Er hatte darauf offenbar mit der Art des Soldaten reagiert, der das Militärische vom Politischen trennte, der sich immer wieder von der politischen Sphäre Hitlers distanziert hatte, und dem auch echtes Gefühl, echte Kenntnis und tiefere Erfahrung auf politischem Gebiet abgingen. Als Generalstabschef des Heeres hatte er an der Ostfront bis an die äusserste Grenze der noch vorhandenen militärischen Möglichkeiten gekämpft. Er hatte innerhalb dieser immer enger werdenden Grenzen mit rücksichtslosem Einsatz seiner ganzen Person und unter zähen und erbitterten Kämpfen mit Hitler um die Änderung strategischer und taktischer Fehler und offenbaren militärischen Irrsinns gerungen. Aber jetzt war er selbst am Ende.

Seine neue Ostfront, die sich überhaupt nur hatte bilden können, weil die Russen nach ihrem Vormarsch über Hunderte von Kilometern ihre Kräfte reorganisieren mussten, kämpfte um jeden Mann und jedes Gewehr. Die oberschlesische Industrie war verloren. Die übrige Rüstungsindustrie lag in den letzten Zügen. Eisenhower stand am Rhein und rüstete mit weit überlegenen Kräften zum Rheinübergang. Bei Remagen befand sich bereits ein grosser Brückenkopf in seiner Hand. Die Südostfront fiel Stück für Stück in sich zusammen. Die Italienfront hielt mit Mühe ihren Zusammenhang. Aber auch sie lag bereits unter dem Schatten eines sicheren Endes. Die Verbindungen nach Norwe-

gen und nach Kurland waren so schwach und so dünn, dass von dort, selbst wenn Hitler nach so vielen vergeblichen Kämpfen zugestimmt hätte, keine nennenswerten Kräfte und kein schweres Material mehr heranzuholen waren. Sinnlos verzettelt kämpften noch deutsche Soldaten in eingeschlossenen französischen Häfen. Andere warteten in der Ägäis auf irgendein Ende.

Es gab Männer, die in der klaren Erkenntnis des Vorranges der Ostfront dafür eintraten, die Fronten im Westen und in Italien einfach zu entblössen und alle noch vorhandenen Kräfte an die Ostfront zu schaffen. Das bedeutete die Öffnung Deutschlands für die Armeen der westlichen Alliierten. Es bedeutete die Anerkennung der Niederlage gegenüber dem Westen. Es bedeutete in letzter Not die Hinnahme des geringeren Übels der Unterwerfung unter den Willen Englands und Amerikas zugunsten der Konzentration aller noch vorhandenen Kräfte gegen den fürchterlichen Sturm aus dem Osten.

Doch diese Männer waren ohne Macht und ohne Einfluss auf Hitler. Auch Guderian konnte ihnen nicht zustimmen, Guderian als Panzerführer waren Verwegenheit und gewagte Improvisation niemals fremd gewesen. Aber er war bei aller Verwegenheit doch zu sehr an feste strategische und taktische Vorstellungen gewöhnt, als dass er für ein Vabanquespiel plädiert hätte, bei dem es ihm zweifelhaft war, ob die erdrückende westliche Luftüberlegenheit überhaupt noch einen halbwegs geregelten Abtransport der Truppen gestatten würde, und ob nicht eine solche Bewegung auf halbem Wege und ohne ihren Zweck zu erreichen scheitern musste. Sie musste scheitern, wenn die westlichen Alliierten sich nicht mit ihr einverstanden erklärten, wenn sie sich nicht im allerletzten Augenblick bereit fanden, die Existenz Deutschlands und einer deutschen „Ostfront gegen den Bolschewismus" zu bejahen.

Nein, im militärischen Bereich gab es keine grösseren Aushilfen mehr, geschweige denn irgendwelche Lösungen. Und hier, wo Guderian als Soldat am Ende war, hatte er sich nun doch an die Politik gewandt. Er, der Mann, der im Juli 1944 aus fester in-

nerer Überzeugung für den kompromisslosen Lebenskampf um jeden Preis eingetreten war, hatte verschiedene Persönlichkeiten, von denen er glaubte, dass sie Einfluss genug besässen, mit dem Vorschlag des Abschlusses eines Sonderfriedens im Westen bedrängt.

Guderian sagte Heinrici nicht, dass er selbst einen heimlichen Vorstoss bei Ribbentrop gemacht und auf die aussichtslose militärische Weiterentwicklung und die Notwendigkeit, mit dem Westen Frieden zu schliessen, um im Osten ein weiteres sowjetisches Vordringen zu verhüten, hingewiesen hatte. Ribbentrop hatte nur ausweichend geantwortet. Guderian sagte nicht, dass er inzwischen weiterhin versucht hatte, auch Dönitz im Sinne einer Friedensoffensive nach Westen zu beeinflussen. Auch Dönitz war sofort ausgewichen. Guderian verschwieg auch, dass er erst am vorangegangenen Tage, am 21. März, einen dritten Vorstoss, diesmal bei Himmler unternommen hatte.

Himmler hatte sich in Berlin aufgehalten, um sich von dort nach Prenzlau zu begeben und sein Kommando an Heinrici abzutreten. Guderian hatte zufällig erfahren, dass Himmler irgendwie Gespräche mit einem schwedischen Grafen Bernadotte geführt hatte. Er hatte daraufhin Himmler im Hofe der Reichskanzlei gestellt, obwohl Hitler in der Nähe war und er mit Sicherheit annehmen musste, dass Hitler Himmler nach Guderians Absichten und Wünschen befragen würde.

Er hatte Himmler erklärt, dass im Westen sofort Frieden geschlossen werden müsse; dass lediglich der Kampf gegen das weitere Vordringen der sowjetischen Armeen noch Sinn habe, dass dessen Zeitdauer ohne die jetzt noch im Westen stehenden Kräfte aber sehr befristet sei. Himmler hatte ihm verwirrt zugehört und dann ausweichend und vorsichtig erklärt, zu einem solchen Schritt sei es noch viel zu früh. Guderian hatte ihm geantwortet, dass es nicht zu früh, sondern eher zu spät sei, und dass der ganze Osten zusammenbrechen und Berlin verlorengehen würde, wenn nicht sofort etwas geschähe. Er hatte zwanzig Minuten lang auf Himmler eingeredet, aber schliesslich feststellen müssen, dass Himmler sich zu nichts entschliessen konnte.

Guderian verschwieg Heinrici auch, dass er schon am Abend darauf, also am vorangegangenen Abend, die Quittung für diesen seinen letzten Vorstoss bekommen hatte. Hitler hatte ihm nach der Lagebesprechung plötzlich mit tiefem Misstrauen erklärt: „Ich habe den Eindruck, als ob Ihr Herz Ihnen viel zu schaffen macht. Sie sollten sich für sechs Wochen zur Kur begeben und dann frisch gestärkt zurückkommen."

Guderian hatte sofort begriffen, dass Himmler geplaudert hatte. Er hatte gewusst, dass nun das Ende bevorstand, das seit vielen Wochen immer deutlicher im Raume lauerte, wenn er in den Lagebesprechungen bei Hitler sein Temperament, seinen Zorn und seine wachsende Verzweiflung über so viele Fehlentscheidungen gegenüber der Ostfront entlud. Er hatte kurz erwidert, er könne diesem Rat leider noch nicht folgen, da sein Stab nur zum Teil arbeitsfähig sei. Die meisten seiner alten Mitarbeiter seien ausgefallen oder entlassen oder – wie Bonin – verhaftet. Er schlage daher vor, mit seiner Ablösung zu warten, bis Krebs sich von seiner Verwundung durch den Luftangriff auf Zossen erholt habe.

Dies alles erzählte Guderian Heinrici nicht. Aber es schwang irgendwie in seinen hastigen und heftigen Worten mit, als er dem Generalobersten seine Ansicht über die Lage auseinandersetzte und dabei die fruchtlosen Auseinandersetzungen mit Hitler und Jodl während der vorangegangenen Monate über das Schicksal des deutschen Ostens nicht vergass. Es war bezeichnend für ihn und zugleich bezeichnend für das Verhältnis der Masse der deutschen Generale zum Politischen, dass er in diesen Wochen überhaupt noch an die Möglichkeit eines Sonderfriedens mit dem Westen glaubte.

Zweifellos war die erbitterte Zähigkeit, mit der er um das Weiterkämpfen im Osten rang, und hierin angesichts der entsetzlichen Entwicklung der letzten Monate eine Schicksalsfrage nicht nur Deutschlands sah, richtig. Aber sie war hoffnungslos, weil ihm wahrscheinlich eine wirkliche Vorstellung der politischen Entwicklung in der übrigen Welt fehlte.

Es war ihm in seiner militärischen Selbstbegrenzung, wie Millionen anderen Soldaten, noch nicht klar geworden, dass so etwas wie eine deutsche Politik schon lange nicht mehr existierte. Er sah wahrscheinlich nicht, dass die deutsche Politik schon viel früher „am Ende" gewesen war als die Kriegführung. Er sah wohl auch nicht, dass letztere überhaupt nur aus diesem Grunde immer verzweifeltere Formen angenommen hatte und dass seine Appelle an die „Politik", von der er nach traditioneller Vorstellung seine militärische Aufgabe übernommen hatte, hoffnungslos sein mussten.

Guderian sah Heinricis Augen auf sich gerichtet. Auch Heinrici war ein Soldat ohne tiefere Verbindung zum Politischen. Auch für ihn bedeutete die Regierung Hitlers in der politischen Sphäre noch irgendein aktives Element, über das zwar nur eine unklare Vorstellung bestand, das aber einfach verpflichtet schien, das politisch Naheliegende und Vernünftige zu tun, wenn die militärischen Kräfte erschöpft waren.

Zugleich aber war Heinrici auf militärischem Gebiet ein klardenkender Kopf. Er glaubte nicht an die merkwürdigen Gerüchte über Wunder und Wunderwaffen. Und auch wenn er die unbedingte Notwendigkeit, sich im Osten mit allen Mitteln zur Wehr zu setzen, als Selbstverständlichkeit hinnahm, so fragte er sich doch, wie dieser Kampf durchgeführt werden sollte, wenn nicht die Aussicht bestand, den hoffnungslosen Vierfrontenkrieg wieder in einen Einfrontenkrieg zu verwandeln.

Guderian ahnte Heinricis fragende Gedanken. Er ahnte, dass auch Heinrici ausser einer Verpflichtung eine Hoffnung brauchte. Er liess daher etwas von seinen eigenen Gedanken und Hoffnungen durchblicken, indem er Heinrici kurz auf den Gedanken eines Sonderfriedens im Westen hinwies.

Die These des Weiterkämpfens im Osten und eines Sonderfriedens im Westen war klar und bestechend einfach. Dass sie angesichts der Haltung der westlichen Welt nicht zu verwirklichen war, sah der Soldat Heinrici an diesem 22. März noch weniger als der Soldat Guderian. Heinrici nahm daher eine bestimmte Hoffnung und eine bestimmte politische Vorstellung mit in sein neues Amt hinein.

Er blieb trotzdem nicht ohne Sorge und Zweifel. Sie betrafen vor allem von Anfang an Guderians Person. Guderians Kritik an Hitlers und Jodls Massnahmen der letzen Monate war von solch tiefer Erbitterung erfüllt, dass Heinrici sich in dem Gefühl verabschiedete, dass das Verhältnis zwischen Guderian und Hitler bis in seine Grundfesten erschüttert sei und dass das Ende auch dieses Generalstabschefs in Kürze kommen könne.

Noch am Abend des gleichen 22. März traf Heinrici in dem gut getarnten Barackenlager des Hauptquartiers der Heeresgruppe ,,Weichsel" bei Prenzlau ein. Wieder war Heinrici durch das Land westlich der Oder gefahren. Noch einmal hatte er nicht ohne Bedrückung die Zusammenballung von Ängsten, Sorgen und Illusionen gefühlt, die sozusagen im Untergrunde dieses Landes lebendig war. Noch einmal hatte er Trecks gesehen, die hilflos und verloren wirkten. Noch einmal in die Gesichter von Einheimischen gesehen, die sich verändert hatten und ihre innere Verwirrung nicht verbergen konnten.

Himmler wartete bereits auf Heinrici. Er hatte noch am 20. März der Führungsabteilung der Heeresgruppe den Befehl gegeben, in höchster Eile sämtliche Kartenunterlagen und alle wichtigen Befehle, die seit dem Bestehen der Heeresgruppe erlassen worden waren, bereit zu halten. Obwohl der Stab mit Arbeit überlastet war, verlangte Himmler die Erfüllung dieses Befehls. Er beabsichtigte, der Befehlsübergabe an seinen Nachfolger eine gewisse grossartige Note zu verleihen, die den Eindruck seines Rücktritts verbrämen sollte.

Himmler stand hinter seinem riesigen Schreibtisch. Hinter ihm an der hölzernen Wand hing ein Porträt Friedrichs des Grossen. Himmlers Gesicht schien noch aufgeschwemmter und weichlicher als sonst. Er machte, obwohl er seine Grippe offenbar überwunden hatte, einen übernächtigten Eindruck.

Seine Augen wirkten unruhig und gehetzt. Er begrüsste Heinrici mit der schnell gesprochenen Bemerkung, dass es ihm

ausserordentlich schwer falle, von seinem Posten zu scheiden, während grosse, neue Entscheidungen vor der Tür stünden. Er sei aber leider dazu gezwungen, da ihm der Führer neue, noch grössere Aufgaben von entscheidender Wichtigkeit gestellt habe. Er glaube, dass er Heinrici am schnellsten in die Verhältnisse seiner Heeresgruppe einführe, wenn er ihm die Entwicklung von dem Augenblick an schildere, in dem er, Himmler, das Kommando übernommen habe.

Damit wandte er sich zum Telefon. Er beorderte General Kinzel und den 1. Generalstabsoffizier, Oberst Eismann, zu sich und liess die Karten und Aktenunterlagen bringen. Heinrici hatte immer die allgemeine Abneigung der Soldaten und der Masse der Deutschen gegen die schattenhafte und anscheinend doch so mächtige Existenz Himmlers empfunden. Zweifellos ging sie zum Teil auf eine Abwehrreaktion des Generals gegen einen Emporkömmling zurück, der sich plötzlich in seinen Stand hineingedrängt hatte. Es war aber auch eine rein menschliche und in diesem Augenblick sogar körperliche Abneigung.

Heinrici hatte gehofft, die Befehlsübergabe werde in wenigen Minuten beendet sein. Jetzt sah er mit verschlossenem Gesicht den Dingen zu, die sich vor ihm vollzogen. Ihn interessierte die Vergangenheit wenig. Wenn überhaupt, dann kam es ihm darauf an, über die augenblicklichen Verhältnisse und vor allem über das bevorstehende Angriffsunternehmen bei Frankfurt unterrichtet zu werden. Stattdessen ging Himmler mit grosser Weitschweifigkeit auf seine Erlebnisse in Pommern von Januar bis März ein. Seine natürliche Unkenntnis der höheren militärischen Führung, vor allem aber seine geistige Beschränktheit, die ihn während seiner immerhin viermonatigen Tätigkeit als Heeresgruppenführer daran gehindert hatte, wenigstens die wichtigsten Grundelemente der höheren Führung in sich aufzunehmen, verführte ihn dazu, sich in unbedeutende Einzelheiten zu verlieren.

Nach einer Stunde legte der Stenograf, den Himmler ebenfalls zu sich befohlen hatte, seinen Bleistift nieder, weil Himmlers Bericht ohne Zusammenhang war. General Kinzel ent-

schuldigte sich mit dringenden Geschäften, und etwas später verliess auch Oberst Eismann, an dessen übermüdetem Gesicht man die Anspannung der vielen letzten Wochen ablesen konnte, die er fast als einziger geschulter Generalstäbler in Himmlers Umgebung verbracht hatte, mit einer Entschuldigung den Raum.

Himmler versuchte, Heinrici zu erklären, weshalb er und die Heeresgruppe Weichsel in Pommern gescheitert seien. Er war offenbar bis ins Innerste erfüllt von dem Ressentiment dessen, der nur Misserfolge geerntet hatte. Er wollte an zahlreichen Beispielen beweisen, dass nicht er, sondern der Generalstab des Heeres die Schuld an diesen Misserfolgen trage. Dieser habe immer wieder von Berlin aus in die Operationen der Heeresgruppe eingegriffen und ihn an der Durchführung seiner besseren und richtigeren Absicht gehindert.

Himmler sprach fast zwei Stunden. Heinrici war mehrfach versucht, alle Höflichkeit zu vergessen, ihn zu unterbrechen und um Aufklärung über die Dinge zu bitten, die ihm wichtiger erschienen. Aber durch ein plötzliches Klingeln des Telefons wurde er dieses Schrittes enthoben. Es handelte sich um einen dringenden Anruf des Generals Busse, des Führers der 9. Armee, die den Oderabschnitt bei Küstrin und Frankfurt besetzt hielt.

Busse teilte Himmler mit, dass die Russen aus dem an sich schon gefährlichen Brückenkopf im Süden von Küstrin überraschend zum Angriff geschritten seien. Sie hatten die Verbindung zu ihrem nördlich von Küstrin gelegenen Brückenkopf hergestellt und damit die letzte noch bestehende Verbindung nach Küstrin durchschnitten. In Himmlers Gesicht mischten sich Überraschung und Hilflosigkeit. Aber dann überreichte er plötzlich Heinrici den Hörer.

„Sie führen ja jetzt die Heeresgruppe", sagte er mit einem Ausdruck der Erleichterung, „bitte, geben Sie die entsprechenden Befehle."

Heinrici erwiderte, dass er bisher ja noch nicht einmal erfahren habe, wo die eigenen Stellungen verliefen und über wieviel Truppen er im Einzelnen verfügen würde. Aber er war sich

klar darüber, dass man an der Front auf Entscheidungen wartete, und dass er von Himmler nichts mehr erwarten konnte.

Er übernahm den Hörer und nahm Busses Meldung entgegen. Er hörte, dass der Erfolg der Russen auf folgende Weise zu erklären war:

Im Zuge der Vorbereitungen für den beabsichtigten Angriff von Frankfurt aus waren die besten deutschen Verbände, die sich bis dahin in dem Verbindungsschlauch nach Küstrin befunden hatten, aus diesem Schlauch herausgezogen worden. So war es den Russen leicht gefallen, den Schlauch einzudrükken. General Busse meldete, dass er sofort die notwendigen Vorbereitungen treffen werde, um die Verbindung nach Küstrin im Gegenangriff wiederherzustellen.

Heinrici tat das einzig Mögliche. Er erklärte, dass er auf dem schnellsten Wege zur 9. Armee fahren und sich persönlich ein Bild von der Lage machen würde. Man möge am folgenden Morgen mit seinem Eintreffen rechnen.

Als Heinrici den Hörer niederlegte, schickte sich Himmler an, seinen Vortrag fortzusetzen. Aber jetzt war Heinrici entschlossen, diesem Vortrag ein Ende zu machen. Er fand ein paar höfliche, aber klare Worte, mit denen er darauf hinwies, dass die Entwicklung bei Küstrin ihn leider zwinge, die Befehlsübergabe möglichst zu verkürzen, dass er aber, nachdem Himmler ihm so ausführlich über die militärische Entwicklung berichtet habe, sehr daran interessiert sei, aus massgeblichem Munde etwas über die allgemeine Lage zu hören. Er wäre Himmler sehr dankbar, wenn dieser ihm einen Überblick geben könnte.

Himmler blickte Heinrici überrascht und misstrauisch an. Sein Gesicht wirkte für einen Augenblick abweisend, so als wolle es sagen, dass Heinrici sich über das Militärische hinaus auf ein Gebiet vorgewagt habe, das sozusagen Sache Hitlers und allenfalls noch Himmlers sei. Aber wahrscheinlich war dieses abweisende Gesicht für den ewig Schwankenden, der seit Monaten zwischen Selbsttäuschung und Überheblichkeit sowie Ungewissheit und Angst hin und her geworfen wurde,

nur ein Vorhang, hinter dem er seine eigene Unsicherheit über die kommende Entwicklung verbergen wollte.

„Es ist", sagte er plötzlich und sah dabei an Heinrici vorbei, „jetzt der Zeitpunkt gekommen, an dem wir mit unseren westlichen Gegnern in Verhandlungen eintreten werden."

Heinrici horchte auf. Er dachte an sein Gespräch mit Guderian. Er erkundigte sich sofort, ob denn in dieser Richtung bereits etwas geschehen sei. Himmler blickte immer noch an Heinrici vorbei.

„Ich habe Schritte dazu eingeleitet", sagte er schnell – so als flöhe er vor seinen eigenen Worten, „meine Unterhändler haben Verbindung aufgenommen."

Heinrici wusste zu wenig von Wesen und Entwicklung des Mannes, der ihm gegenüberstand. Er sah in ihm, der allgemeinen Gepflogenheit entsprechend, noch zu sehr die Verkörperung einer grossen gefährlichen Macht und zu wenig den tönernen Riesen, dessen Schwäche und Beschränktheit die kommenden Wochen so deutlich machen sollten. Er fühlte aus Himmlers letzten Worten nicht das Bestreben heraus, auszuweichen und die wirklichen Tatsachen vielleicht mit ein paar überheblichen und sich selbst täuschenden Worten zu verbrämen. Er schloss aus Himmlers Worten mit einem verborgenen Gefühl der Erleichterung, dass tatsächlich im Westen entscheidende Dinge im Gange sein müssten.

Er konnte aber keine weiteren Fragen stellen, denn der Ordonnanzoffizier Himmlers trat ein und meldete, dass sich Himmlers Stab zur Verabschiedung versammelt habe.

Am folgenden Morgen hielt Heinricis Wagen vor dem Hauptquartier des Oberbefehlshabers der 9. Armee. Noch am selben Tage fuhr Heinrici an die Front am Oderstrom. Von da an war er mehrere Tage unterwegs.

Es geschah, was bis dahin kaum geschehen war: dass der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe „Weichsel" selbst in den vordersten Stellungen sowie bei den Divisionen, Korps und Armeen erschien, um sich persönlich ein Bild der Lage zu machen. Der kleine, grauhaarige Mann stand auf den Höhen am

Rande des Oderbruchs und beobachtete die grösstenteils dürftigen Stellungen und Linien, die nur zum Teil den Namen einer Front verdienten und tatsächlich nur davon lebten, dass die sowjetischen Angriffsmassen drüben Ruhe gaben und Zeit zu ihrem neuen Aufmarsch brauchten. Kilometerweit gab es nur dünne Sicherungen.

Dahinter aber lebte, vielfach dicht zusammengedrängt, die Bevölkerung des Oderbruchs, mit Flüchtlingen vermischt. Man sah sie auf den Feldern arbeiten, wie in einem verzweifelten Bemühen, in der Arbeit, die sie immer getan hatten, Halt und Vergessen vor der Gefahr zu suchen, die auf der anderen Seite des Stromes plötzlich haltgemacht hatte und nun zusammengeduckt lauerte. Oder aber in der innersten Überzeugung, dass es ja gar nicht sein könne, dass die Russen noch weiter vordrängen und auch dieses Land mit Brand und Schändung und Verwüstung überschwemmten.

An ihren Häusern klebten Plakate, auf denen das gleiche verkündet wurde, das den Ostpreussen ebenso wie den Deutschen im Wartheland auch im Januar vor dem sowjetischen Sturm über die Weichsel verkündet worden war: dass die deutschen Armeen aus strategischen Erwägungen soweit zurückgewichen waren, dass ein höheres Kalkül des Führers hinter den Ereignissen stehe, dass alles Bisherige notwendig gewesen sei zum Sieg; dass aber jetzt ein endgültiges und entscheidendes Halt geboten sei. Und zweifellos glaubten und vertrauten noch einmal Hunderttausende mit der fast unzerstörbaren Glaubenskraft, die sich in den vorangegangenen Monaten millionenfach erwiesen hatte.

Auch Heinrici las die Plakate, und noch wusste er nicht zu entscheiden, ob er sie als glatte Täuschung bezeichnen sollte. Noch kannte er nicht die wirkliche Atmosphäre der Reichskanzlei; noch dachte er an eine Verwirklichung des Gedankens vom Sonderfrieden im Westen.

Immerhin – was die Oder selbst anbetraf – war er sich nach wenigen Tagen endgültig klar über den Ernst der Situation, in die er plötzlich hineingestellt worden war.

Die „Front” der Heeresgruppe „Weichsel” stand jetzt, seit dem Zusammenbruch in Pommern, mit dem linken Flügel an der Ostsee auf den Inseln Wollin und Usedom, Sie folgte dann dem linken Ufer der Oder über Schwedt, Küstrin, Frankfurt, Fürstenberg bis an die Einmündung der westlichen Neisse. Dort grenzte sie an die Heeresgruppe Schörner, deren Front nun durch die Lausitz und an den böhmisch-mährischen Gebirgen entlang bis in die Slowakei verlief.

In dieser Front der Heeresgruppe Weichsel befanden sich zwei Armeen. Im Norden stand die 3. Panzerarmee. Sie war seit einigen Wochen der Führung des Generals v. Manteuffel, eines verhältnismässig jungen, energischen und klar blickenden Mannes, unterstellt, der während der Ardennen-Offensive die 5. Panzerarmee geführt hatte. Sie hielt den Oderabschnitt von der Ostsee bis in die Höhe von Eberswalde besetzt. Besser, sie versuchte, ihn besetzt zu halten, denn der Name einer Armee und noch mehr der Name einer Panzerarmee war eine Fiktion. Nur im Norden bei Stettin befanden sich Verbände, die man wirklich als kampffähig hätte bezeichnen können. Den südlicheren Abschnitt der Heeresgruppe hielt die 9. Armee unter der Führung des Generals Busse, der lange Zeit Chef des Stabes des Generalfeldmarschalls von Manstein gewesen war. Der etwas schroffe, kurz angebundene Mann, der, ohne viel nach rechts und links zu sehen, seine ganze Persönlichkeit eingesetzt hatte, um aus den versprengten Haufen und ausgebluteten Divisionen, die ihm zur Verfügung standen, eine halbwegs festgefügte Armee zu machen, sah sich noch grösseren Nöten als General v. Manteuffel gegenüber.

Sein Armeeabschnitt war offensichtlich am stärksten gefährdet. Es gab hier nur kleine Frühjahrsüberschwemmungen, während das ganze nördliche Bett der Oder in rund drei Kilometer Breite unter Wasser stand. Ihm fehlte dieses natürliche Hindernis für einen sowjetischen Stromübergang. Ausserdem schienen sich im Abschnitt Küstrin–Frankfurt die stärksten sowjetischen Kräfte zu versammeln. Die Feindbeurteiler rechneten damit, dass gegenüber der 9. Armee etwa acht bis zehn

russische Infanteriearmeen und zwei bis drei Panzerarmeen aufmarschierten, während der 3. Panzerarmee vor allem bei Stettin, etwa vier bis fünf sowjetische Infanteriearmeen und eine Panzerarmee gegenüberstanden.

Guderian hatte Heinrici kein rosiges Bild der Lage gezeichnet. Aber Heinrici erfuhr auch hier wieder, dass selbst eine sachliche und nur verhältnismässig wenig von Illusionen mitbestimmte Bewertung einer Frontlage in einem hohen Stab kaum der Wirklichkeit gerecht werden konnte. Er machte sich daran, mit seinen Erfahrungen, seiner Nüchternheit und seiner Zähigkeit die Front zu verstärken und alle Kräfte zu mobilisieren, deren er habhaft werden konnte.

Er fand Korps, die keine Korps, und Divisionen, die keine Divisionen waren. Es handelte sich mit wenigen Ausnahmen um schnell zusammengeraffte und zusammengewürfelte Verbände, die teils im März in chaotischem Durcheinander mit den zivilen Flüchtlingen über die Oder zurückgeflutet, teils in grosser Hast neu aufgestellt worden waren. Es gab nur noch einzelne, kampferprobte Ostdivisionen. Die Mehrzahl bestand aus Restteilen der im Januar an der Weichsel versprengten deutschen Armeen, die mehr oder weniger wahllos mit Wiedergenesenden, Verwundeten und Kranken, mit feldunerfahrenen blutjungen Rekruten und überalterten Volkssturmangehörigen aufgefüllt waren. Neben Volkssturmkompagnien standen Zollschutzeinheiten, Alarmbataillone und lettische SS-Einheiten.

Die Führerbesetzung vieler Einheiten war mehr als mangelhaft. In den niederen und mittleren Stellen befanden sich zahlreiche Offiziere und Unteroffiziere, die den Krieg bisher nur an Schreibtischen in der Etappe erlebt hatten. Darüber hinaus gab es Luftwaffen- und Marinesoldaten, die über keinerlei Erfahrung im Landkrieg verfügten. Auf eine Reihe höherer Kommandostellen waren Leute gestellt worden, die zwar keine Vorbildung für ihre neue Tätigkeit besassen, die aber aus politischen Gründen emporgeschwemmt worden waren, weil Hitler ihnen in seinem wachsenden Misstrauen gegen seine Generale mehr Kampfwillen und mehr blinden Fanatismus zutraute.

War so das Bild des Zustandes der Truppen, welche der Heeresgruppe unterstanden, sehr uneinheitlich, so stand es nicht anders mit ihrer Bewaffnung und Ausrüstung. Während die alten, wiederaufgestellten Divisionen meist das Notwendige besassen, fehlte es in den Volkssturmabschnitten an allem, ganz besonders jedoch an Erdartillerie. Zur Ausfüllung dieser Lücken war Flakartillerie verwendet worden, die jedoch auf Grund ihrer andersartigen Leistungsmöglichkeiten die normalen Geschütze nicht vollwertig ersetzen konnte. Es herrschte ein Mangel an Maschinengewehren, beim Volkssturm auch an Gewehren. Die Munitionslage war schlecht.

Hinter der Front existierten noch Menschenreserven. Aber es handelte sich um Reststäbe und ausgebrannte Restverbände, die aus Kurland, Ostpreussen und Westpreussen über See nach Swinemünde gebracht worden waren und in Mecklenburg und Brandenburg aufgefrischt werden sollten, sowie um Ersatzeinheiten des Heeres, der Waffen-SS, Luftwaffe und Marine. Sie waren meist ohne schwere Waffen, teilweise sogar ohne Handwaffen. Unter ihnen befanden sich auch ausländische Verbände, norwegische und holländische SS-Verbände, französische und andere Einheiten.

Es war für Heinrici zunächst unmöglich, einen klaren Überblick über diese Reserven zu gewinnen. Soweit sie dem ,,Heimatheer'[1] angehörten, unterstanden sie dem SS-Obergruppenführer Jüttner und damit Himmler. Die Bodeneinheiten der Luftwaffe waren Göring unterstellt, die Waffen-SS-Verbände gehorchten Himmler, die Landesschützen dem Oberkommando der Wehrmacht und die überall aufgestellten und wie überall kläglich ausgerüsteten Volkssturmeinheiten den Gauleitern Schwede-Koburg in Stettin und Stürtz in Potsdam. Sie gaben keine vollständigen Auskünfte.

Waffen- und Ausrüstungslager existierten kaum noch. Dagegen besassen die Gauleiter, die Luftwaffe und die SS Geheimlager, Heinrici stellte schon in den ersten Tagen seines neuen Kommandos fest, dass Göring eine Fallschirmjägerdivision, die er in der Nähe von Karinhall auffrischen liess, aus noch vorhandenen eigenen Beständen mit dem doppelten Soll

an Maschinengewehren ausrüstete, während es an der Oderfront Divisionen gab, die gerade die Hälfte dieses Solls besassen.

Es war auch unmöglich, einen klaren Überblick über die noch in Gang befindliche Waffenproduktion zu erhalten, obwohl Heinrici infolge einer kurzen aber guten Zusammenarbeit in Oberschlesien persönlich ein gutes Verhältnis zu dem Reichsminister für die Rüstung, Speer, besass. Teils herrschte in der Produktion selbst infolge der täglichen Zerstörungen aus der Luft und der täglichen neuen Verluste von Werken und Rohstoffbasen durch das Vordringen der Engländer und Amerikaner in Westdeutschland absolute Verwirrung. Teils wiederholte sich in vervielfachtem Ausmass das düstere Spiel, das schon die Abwehrvorbereitungen im Januar durchzogen und vor allem in Ostpreussen gelähmt hatte. Das tiefe Misstrauen der Gauleiter gegen das Heer liess sie als Reichsverteidigungskommissare Waffen für den Volkssturm horten, damit diese Waffen nicht durch verräterische Heereseinheiten verloren gingen. Die SS hortete ebenso Waffen wie die Luftwaffe – alles in allem ein irres Spiel des Misstrauens und der Rivalitäten, während der Untergang vor der Tür stand.

Von der Luftwaffe war nur beschränkte Unterstützung zu erwarten. Die Luftflotte des Generalobersten Ritter v. Greim, welche Heinrici unterstützen sollte, verfügte zwar noch über eine grössere Anzahl von Flugzeugen. Ihr Bestand an Treibstoff war jedoch so gering, dass sie nur in der Lage war, die dringendsten Aufklärungsflüge durchzuführen.

Der wesentlichste Trumpf, der vorhanden schien, waren die Panzerdivisionen mit ihren 850 Panzern. Aber auch sie waren nur noch ein Abglanz der einstigen Panzerverbände und bedurften erst der Ausbildung. Immerhin verfügten sie noch über verhältnismässig tüchtige Offiziere und Mannschaften.

Bevor Heinrici jedoch den Versuch unternehmen konnte, Ordnung in dieses Provisorium an der Oder zu bringen, schlug ihn der Kampf um Küstrin in seinen Bann. Der Besitz von Küstrin hatte – wie Heinrici sich überzeugen konnte – nicht

nur die Bedeutung einer Festung, an die Hitlers verzweifelter Behauptungswille sich klammerte. Er hinderte die Russen tatsächlich, den grossen Bahnhof und den dortigen Oderübergang zu benutzen bzw. wiederherzustellen. Sie wären damit eines Teiles der Mühe enthoben worden, der sie jetzt unterworfen waren. Denn sie mussten ausserhalb von Küstrin und Frankfurt Notbrücken über den hochflutenden Strom bauen bis zu einer Länge von drei Kilometern.

Schliesslich und zuletzt aber wurde der Kampf um Küstrin der Feuerbrand, an dem sich die letzte Auseinandersetzung zwischen Hitler und Guderian entzündete. Diese brachte mit Guderian den letzten Kopf in Hitlers Hauptquartier zu Fall, der immer wieder versucht hatte, Hitlers strategische Entschlüsse für den Kampf um Ostdeutschland zu beeinflussen oder ihm seine eigenen Gedanken aufzuzwingen.

Am 23. März machten Verbände des Generals Busse den ersten Versuch, die Verbindung nach Küstrin wiederherzustellen. Es war der Angriff, den Busse in seinem ersten Telefongespräch mit Heinrici angekündigt hatte. Er scheiterte an der ausserordentlichen Übermacht der gegnerischen Artillerie. Bereits nach dem Verlassen der Stellungen blieben die deutschen Soldaten im russischen Abwehrfeuer liegen.

Daraufhin verlangte Hitler selbst eine Wiederholung des Angriffes. Guderian gab die entsprechenden Anweisungen an Heinrici weiter. Die Angriffsstelle wurde gewechselt, ebenso die Angriffsrichtung. Artillerie und Panzer wurden herangezogen. Die Luftwaffe konnte auch diesmal kaum mitwirken, während die russischen Flieger in Schwärmen über Küstrin hingen. Die Zeit drängte, denn die Nachrichten, die aus Küstrin kamen, klangen beunruhigend.

Erst wenige Tage, bevor Heinrici in Prenzlau erschienen war, hatte Hitler einen SS-Gruppenführer als Festungskommandanten in Küstrin eingesetzt. Es handelte sich um den Gruppenführer Rheinefarth, der als besonders harte Persönlichkeit galt und der die unbedingte Behauptung des Platzes sicherstellen sollte. Aber die Besatzung hatte sich auch unter sei-

ner Führung aus Küstrin-Neustadt zurückgezogen. In der von der Bevölkerung verlassenen, gespenstisch leeren Altstadt litt sie schwer unter pausenloser Beschiessung. Das Frühjahrshochwasser hatte die meisten Keller unter Wasser gesetzt und raubte den Truppen jede Deckungsmöglichkeit. Die alten friderizianischen Festungsbauten waren Artillerietreffern nicht gewachsen. Noch weniger hielten sie Bomben stand. Dazu griffen die Russen jetzt auch aus dem Schlauch an, durch den früher die Verbindung der Besatzung zum Westufer der Oder und zur deutschen Front geführt hatte.

Am 27. März traten Busses Panzer und Infanterie zu einem zweiten Entsatzversuch an. Die sowjetischen Verbände waren zuerst durch die neue Angriffsrichtung überrascht. Nach anfänglichen Erfolgen kam aber die deutsche Infanterie in dem flachen und deckungslosen Gelände nicht weiter. Ihre Verluste waren untragbar schwer. Auch der zweite Angriff scheiterte.

Heinrici war sich klar darüber, dass ein dritter Angriff bei den vorhandenen Kräften und der dauernden weiteren Verstärkung des russischen Brückenkopfes glatter Selbstmord gewesen wäre. Er meldete daher den Misserfolg an das OKH und stellte gleichzeitig den Antrag, der Besatzung Küstrins den Ausbruch und den Rückzug nach Westen zu genehmigen und die Festung aufzugeben.

Guderian gab diese Meldung am Nachmittag des 27. März an Hitler weiter. Sie versetzte Hitler in so stürmische Erregung, dass er vor allem den zuständigen Armeebefehlshaber General Busse mit haltlosen Beschimpfungen bedachte und Guderian aufforderte, zusammen mit Busse am 28. März um 14 Uhr zu einer Sonderbesprechung über Küstrin in der Reichskanzlei zu erscheinen.

Guderian übersandte Hitler noch am 27. März einen Brief, in dem er kurz über das Unternehmen bei Küstrin berichtete, das wirkliche Kräfteverhältnis und die Höhe der deutschen Verluste darlegte und mit den Worten schloss: „Ich muss daher die heute nachmittag erhobenen Vorwürfe gegen den Führer der Armee und gegen die Truppe entschieden zurückweisen."

In seinen Zeilen grollte bereits das letzte Ungewitter, das am Nachmittag des nächsten Tages losbrechen sollte.

Guderian erschien mit General Busse zur festgesetzten Zeit. Hitler forderte Busse mit erregten, unfreundlichen Worten auf, Bericht zu erstatten, unterbrach ihn jedoch schon nach dem dritten Satz und stiess heftige Vorwürfe gegen ihn und seine Truppen hervor. Guderian stand an der Seite des Kartentisches. Die schweigend zuhörende Umgebung blickte mehr zu ihm als zu Hitler hinüber, denn sie hatte seit Wochen die unentwegte Verstärkung des Gegensatzes zwischen beiden erlebt. Sie sah die Röte des Jähzornes, die sie so oft bei Guderian bemerkt hatte, in sein Gesicht steigen.

Guderian unterbrach Hitler.

Seine Stimme hallte laut durch das Zimmer. Sie übertönte Hitlers Worte, und sie wiederholte noch einmal trotz der Erregung klar und exakt den Bericht über die tatsächliche Lage und die Zurückweisung der Vorwürfe und Beschimpfungen.

Hitler sprang plötzlich auf. Sein Gesicht wurde noch bleicher, als es sonst schon war, um dann von einer glühenden Röte überflutet zu werden. Für Sekunden schien es, als wolle er sich auf Guderian stürzen. Dann vergass er Küstrin und General Busse und entlud plötzlich all das, was sich in den letzten Wochen in ihm an neuem Misstrauen, an Hass und Ressentiments aufgespeichert hatte. Er sah nicht nur Guderian vor sich. Er sah alle Generale, alle Generalstäbler, alle Offiziere und alle Soldaten, die nicht das erfüllt hatten, was nicht mehr erfüllbar war, was er jedoch erfüllt haben wollte. Und zwischen Guderian und Hitler flammten alle Probleme auf, die monatelang umkämpft, aber ungelöst geblieben waren: die Vernachlässigung und Schwächung der Ostfront, die Preisgabe der ostdeutschen Bevölkerung, die Verweigerung der Freigabe der Kurland-Divisionen, der Abtransport der 6. Panzerarmee nach Ungarn statt an die Ostfront, die Verhaftung des Obersten v. Bonin, die Verschleuderung von Menschen durch die falsche Auswertung der Volkssturmidee.

Die Auseinandersetzung verwandelte sich mit rasender Schnelligkeit zu einem wilden Austrag persönlicher Gegensätze.

Guderian griff noch einmal zurück auf die Frage der verlorenen und sinnlos vertanen Kurlanddivisionen, um die er so oft gekämpft hatte. Und Hitler schrie ihn an, davon verstehe er nichts, davon verstehe der ganze Generalstab nichts. Er habe mit seiner Idee der Festungen und der Behauptung von Stützpunkten im Rücken des Feindes immer allein gestanden. Sie bänden Kräfte, sie hätten bei Stalingrad Kräfte gebunden und verhindert, dass der Südteil der deutschen Ostfront zusammengebrochen sei. Sie hätten die Lage im Winter 1941/42 gerettet, und sie machten es jetzt in Kurland und Ostpreussen und Westpreussen nur möglich, dass man an der Oder überhaupt noch Widerstand leisten könne. Guderian habe ihn zusammen mit seinem irrsinnigen General Gehlen falsch beraten. Auch die Offensive aus Pommern nach Süden, Guderians Werk, sei eine Katastrophe gewesen.

Er stiess seine Worte, seine Anklagen mit solcher Hast hervor, dass die wie erstarrt schweigende Umgebung ihnen kaum zu folgen vermochte. Aber Guderian schwieg nicht. Er überschrie Hitler noch. Es gab keine Hemmungen mehr zwischen beiden Männern. Die Entladung des Hasses, der tief in Hitler kochte und aus der Ahnung seines nahenden Unterganges gespeist wurde, war so heftig, dass sein zitternder Arm in krampfhaften Zuckungen auf und ab schlug. Er brauche keinen Generalstab mehr, rief er mit heiserer, sich überschlagender Stimme. Der Generalstab sei der Hort des Defaitismus. Im Generalstab sitze der ganze 20. Juli. Er begann vor Erregung zu schwanken.

Da erwachte Burgdorf aus der Erstarrung. Er trat hinter ihn und versuchte, ihn in den Stuhl zurückzuziehen. „Mein Führer", rief er, „beruhigen Sie sich doch. Setzen Sie sich doch wieder hin." Und Hitler war so erschöpft, dass er plötzlich in den Stuhl fiel und wie abwesend dasass. Es war, als sei das jähe Ende eines Sturmes gekommen.

Auch Jodl und Winter hatten ihre Erstarrung überwunden. Sie nahmen Guderian beim Arm und zogen ihn mit Gewalt zu-

rück. Winter führte Guderian zum Fenster. Guderians Adjutant, Freytag-Loringhoven, unterstützte ihn dabei. Aber ihr Bemühen, Guderian zu beruhigen, war zwecklos. Er entlud weiter die Sorgen, den Zorn und die Qual vieler Monate.

Er sprach auch hier nicht mehr vom Führer, sondern gebrauchte das Wort „er". Man führte ihn an den Aussenwänden des Raumes herum. Aber man hörte unentwegt Guderians laute, polternde Stimme, mit der er rief, es sei alles Unfug, was „er" gesagt habe, es bleibe dabei, Kurland sei ein Verhängnis, die ganzen Ausführungen über Pommern stimmten nicht, es bleibe dabei, Himmlers Führung sei ein Verhängnis gewesen. Die Ardennen-Offensive sei ein gleiches Verhängnis gewesen.

Der Adjutant Freytag-Loringhoven fürchtete, dass Hitler Guderian verhaften lassen werde. Auf der verzweifelten Suche nach einem Ausweg verfiel er auf den Gedanken, General Krebs in Zossen anzurufen. Er eilte in das Vorzimmer, setzte sich mit Krebs in Verbindung, schilderte ihm in wenigen Worten die Lage und sagte ihm, er werde jetzt Guderian mitteilen, Krebs wünsche ihn dringend zu sprechen. Krebs müsse Guderian dann möglichst wichtig erscheinende Dinge erzählen, bis er sich beruhigt habe. Krebs verstand, und Freytag-Loringhoven stürzte in den Besprechungsraum zurück.

Aber Guderians Erregung war nach wie vor so stark, dass er seinen Adjutanten nur anfuhr: „Interessiert mich nicht." Und es dauerte noch Minuten, bis Freytag-Loringhoven und Winter ihn überzeugt hatten, dass an der Front wichtige Dinge vorlägen und dass er mit Krebs sprechen müsse.

Dieses Gespräch dauerte nahezu zwanzig Minuten. Währenddessen hatte auch Hitler sich beruhigt. Es geschah, was man so oft bei ihm erlebt hatte, dass er aus wildester Erregung in Selbstbeherrschung zurückfiel. Er richtete noch einige Fragen an General Busse. Er tat es jetzt in einer fast erschreckend ruhigen Form, die frei von Hass, Zorn und Beschimpfungen war.

Als Guderian zurückkam, hatte auch er wenigstens äusserlich seine Selbstbeherrschung zurückgefunden, auch wenn

man seinem Gesicht und der Schärfe seines Blickes ansah, dass er innerlich nicht bereit war, um einen Zoll zurückzuweichen. Die Lagebesprechung ging noch eine Weile weiter. Aber die Ruhe, in der sie sich vollzog, blieb unnatürlich und gewitterschwer.

Guderian stand schweigend und wartete, bis das Ende kam. Dann bat Hitler Keitel und ihn, zurückzubleiben, während die anderen den Raum verliessen. Und Hitler erklärte ruhig, aber verletzend: „Guderian, Ihre Gesundheit erfordert jetzt Ihre sofortige Beurlaubung. Ich glaube, Ihr Herz macht Ihnen wieder zu schaffen. In sechs Wochen können Sie wiederhergestellt sein."

„Ich melde mich beurlaubt", gab Guderian kalt zurück.

„Wohin werden Sie sich begeben?" fragte Hitler. Man fühlte kaum, wieviel Misstrauen in den Worten lag.

Guderian erwiderte, das wisse er noch nicht. Keitel schlug vor, er möge sich nach Bad Liebenstein begeben. Guderian antwortete, das sei unmöglich, weil sich dort bereits die Amerikaner befänden. Darauf schlug Keitel Walkenried vor.

Guderian entgegnete ihm, dort würden die Amerikaner morgen sein. Man möge sich nicht bemühen, er werde schon selbst ein Quartier finden. Dann verliess er, von Keitel begleitet, den Raum und fuhr nach Zossen zurück. Dort erfuhr er, dass General Krebs zu seinem Nachfolger ernannt sei. Er hielt sich noch zwei Tage in Zossen auf, um seinem Nachfolger die Geschäfte zu übergeben. Dann verliess er das Lager.

Sein Abschied bedeutete bei allen menschlichen und sachlichen Schwächen, die er gehabt hatte, das Ende des zähesten und härtesten Kämpfers für das Schicksal Ostdeutschlands und den Beginn der letzten Phase, in welcher der Generalstab des Heeres widerspruchslos nur noch ausführte, was Hitlers Willen entsprach.

General Krebs, der lange Zeit Gehilfe des deutschen Militärattaches in Moskau, Koestring, gewesen war, war ein den Genüssen des Lebens zugeneigter Mann mit vielseitiger Begabung und Intelligenz. Es hatte nie in seiner Art gelegen, scharf

aufzutreten und seine Ansichten zu verfechten. Er hatte es immer geliebt, nur die günstigen Seiten des Lebens zu sehen. Er war nicht ohne Ehrgeiz, er beugte sich dem Stärkeren. Er hatte zusammen mit dem beschränkten und ebenfalls den Genüssen des Lebens zugetanen Chef des Heerespersonalamtes, Burgdorf, die Kriegsakademie besucht und schloss sich jetzt dem engen, Hitler verschworenen Kreis um Burgdorf und Bormann an.

Als ihn Guderians bisheriger Adjutant darum bat, als Generalstabsoffizier zu einer Division versetzt zu werden, erwiderte er ihm: „Freytag, das hat doch gar keinen Sinn. Es ist sowieso bald alles zu Ende. Ich habe keine Lust, noch ein neues Gesicht zu sehen."

Aber es war nicht nur Müdigkeit und Resignation, die ihn so sprechen liess, sondern die allgemeine Leichtigkeit und Oberflächlichkeit, die ihn auszeichnete und die ihn zum Vollstrecker aller Befehle und Anordnungen Hitlers werden liess. Er war sich klar über das Ende. Aber er spielte das Spiel des Siegesglaubens und des Kampfes bis zum Letzten mit, vielleicht schon jetzt wie ein Spieler, der mit einem Gefühl von Nihilismus alles hinnahm und alles tat, was von ihm verlangt wurde und für den Fall einer Katastrophe daran dachte, seinem Leben ein Ende zu machen, bevor der Ernst des Unglücks an ihn herantrat.

Neun Tage nach Guderians Sturz, am Nachmittag des 6. April, stand Heinrici im Garten der Reichskanzlei in Berlin. Er wartete auf den Beginn der Lagebesprechung, in der er Hitler Bericht über seine Massnahmen an der Oder und über die nunmehrige Lage der Oderfront ablegen sollte. Hitler hielt seine Lagebesprechungen seit einigen Tagen nicht mehr in dem über der Erde gelegenen grossen Besprechungsraum ab, sondern hatte sich wegen der zunehmenden schweren Luftangriffe auf Berlin in den grossen Bunker unter der Reichskanzlei, an dem noch unentwegt gearbeitet wurde, zurückgezogen.

Heinrici war im Laufe des Vormittags von Prenzlau herübergefahren. Sein Gesicht hatte sich in den vierzehn Tagen, die seit seiner Kommandoübernahme vergangen waren, ver-

ändert. Es hatte sich verändert wie das Gesicht eines Menschen, der begonnen hatte, die letzte grausame Wirklichkeit eines Mannes und eines Staates zu erkennen, dem er mehr als ein Jahrzehnt gedient hatte. Er stand einsam zwischen aufgeworfener Erde, Trümmern und Baumaschinen und überlegte sich noch einmal, was er sagen wollte und sagen musste. Es war viel, was er sagen wollte. Er hatte in den letzten Wochen alles in Bewegung gesetzt, um seiner Front mit den für ihn erreichbaren Mitteln so viel Abwehrkraft wie möglich zu geben. Aber der Erfolg all seiner Mühe bedeutete wenig. Er täuschte sich nicht darüber hinweg, weil er an die Realitäten glaubte.

Wenige Tage nach dem Sturz Guderians hatte SS-Gruppenführer Rheinefarth die Stadt Küstrin gegen den persönlichen Befehl Hitlers und gegen alle Erwartungen, die Hitler in ihn gesetzt hatte, aufgegeben und war mit achthundert Mann nach Westen durchgebrochen. Der ganze Aufruhr um Küstrin, über den Guderian mit gestürzt war, schien in das Licht absoluter Sinnlosigkeit gerückt, denn Hitler beugte sich plötzlich wortlos den Ereignissen.

Nur wenig später hatten die Russen auch die deutschen Brückenköpfe bei Dreesen und Pölitz eingedrückt. Seither bauten sie fast ungehindert an ihren Brücken über den Strom.

Sie bauten ihre Brücken zum Teil dicht unter der Wasseroberfläche, so dass sie aus der Luft nicht zu erkennen waren. Heinrici hatte alles, was er an weittragender Artillerie heranholen konnte, aufgeboten, um die Brückenbauten zu beschiessen. Aber die Beschiessung hatte wenig Erfolg gehabt. Es fehlte auch an Munition. Die Flieger des Generalobersten v. Greim kamen nicht mehr an die Brücken heran. Sie verfügten ohnedies über kaum mehr als eine einzige einsatzbereite Sturzkampfstaffel. Die russische Abwehr war zu stark. Minen, die bei Frankfurt in die Oder geworfen wurden, um auf diese Weise die Brücken zu zerstören, fingen sich in ausgedehnten sowjetischen Netzsperren. Heinrici hatte von der Kriegsmarine Kampfschwimmer angefordert. Diese befanden sich jedoch in Holland, und es war zweifelhaft, ob und wann sie ein-

treffen würden. Die Luftwaffe wollte jetzt einen letzten Versuch unternehmen, indem sie einen Verband von Freiwilligen aufstellte, dessen Angehörige sich mit ihren Flugzeugen auf die Brücken stürzen sollten. Freiwillige hatten sich gemeldet, aber sie mussten erst geschult werden. Ob sie noch rechtzeitig zum Einsatz kommen würden, wusste niemand.

Vorläufig musste man in verzweifelter Hilflosigkeit Zusehen, wie die russischen Brücken Tag für Tag weiter der Vollendung entgegengingen. Und Heinrici musste ferner Zusehen, wie sich in dem grossen russischen Brückenkopf bei Küstrin weitere Massen von Angriffsartillerie versammelten.

Der ursprüngliche Plan Guderians, diesen Brückenkopf von Frankfurt aus zu beseitigen, war durch den Fall von Küstrin zunichte geworden. Man musste für den Fall des sowjetischen Angriffs einem gewaltigen Trommelfeuer ins Auge sehen. Und Heinrici sah nur noch einen einzigen Ausweg, um seine Front vor sofortiger Vernichtung zu bewahren. Er bestand darin, dass er seine Verbände kurz vor Beginn dieses Feuers zurücknahm, um so der vernichtenden Wirkung dieses Feuers auszuweichen. Aber er wusste nur zu gut, wie gefährlich dieses Manöver war. Es konnte allzu leicht in einen uferlosen Rückzug übergehen. Man bedurfte dazu geschulter hochwertiger Divisionen und frischer, gut ausgebildeter Soldaten.

Heinrici hatte in den vorangegangenen vierzehn Tagen alle Kräfte, die er vorgefunden hatte, neu zusammengestellt. Er hatte an Hand seiner Erfahrungen Umgruppierungen im Bereich der ganzen Heeresgruppe vorgenommen.

Er hatte das ganze Hinterland von seinen Gehilfen durchstreifen lassen und in dauerndem Kampf mit anderen Befehlsgewalten und Kompetenzen an Waffen und Ausrüstungen herangeholt, was heranzuholen war. Aber er hatte dabei erkennen müssen, wie sehr alle Kräfte erschöpft waren. Die Lage war so, dass er nicht nur um einzelne Gewehre, sondern auch um Spaten und Picken für die Schanzarbeiten hatte kämpfen müssen. Es gab keinen Stacheldraht und keine Drahtscheren, und

selbst nach Nägeln musste gesucht werden. Er hatte noch einmal den Kampf mit den Gauleitern und Reichsverteidigungskommissaren um deren geheime Waffenlager geführt, denn selbst tausend oder zweitausend Gewehre bedeuteten jetzt viel. Aber es war ihm auch in dieser letzten Stunde, in welcher doch der Schatten des Untergangs über allem lag, nicht gelungen, den Einfluss der Reichsverteidigungskommissare auf alles, was zehn Kilometer hinter seiner Front geschah, zu beseitigen.

Gerade hier hatte er bittere Erkenntnisse gewonnen, die ihm während der langen Jahre an der Ostfront verschlossen geblieben waren. Sein an Ordnung gewöhnter einfacher Geist sah sich einer Verwirrung von Organisationen und Machtbereichen gegenüber. Er erlebte Rivalitäten, die er zuerst nicht verstand. Er erlebte die abgründige Tiefe des Misstrauens zwischen den Parteiorganisationen Bormanns und grossen Teilen des Heeres. Er musste Zusehen, wie der pommersche Gauleiter Schwede-Koburg die sogenannte Festung Stettin mit unvorstellbaren Mengen von Lebensmitteln und anderen Vorräten ausrüstete, weil der Mann, der noch nie einen sowjetischen Soldaten vor Augen gesehen hatte, sich offenbar der Illusion hingab, dass er sich in seiner Gauhauptstadt behaupten könne, wenn die übrige Front infolge der Schwäche der Generale oder infolge irgendeines Verrates zusammenbräche. Nicht zuletzt aber, weil er hoffte, dass er in Stettin aushalten könne, bis das Wunder der militärischen Wende begänne, so, wie sich sein eigener Geist dieses Wunder vorstellte.

Nicht viel anders verhielt es sich mit dem Gauleiter von Mecklenburg, Hildebrandt, oder dem Gauleiter von Brandenburg, Stürtz. Der eine rief täglich in Prenzlau an und forderte Informationen über die Lage. Der andere war mehrfach selbst in Prenzlau erschienen, um sich ebenfalls nach der militärischen Entwicklung zu erkundigen.

Sie alle klammerten sich noch an ihre alte Macht und ihre alten Machtbereiche. Sie klammerten sich an ihren Charakter als Statthalter Hitlers und versuchten mit jeder Faser ihres zweifellos organisationstüchtigen, aber in jeder höheren poli-

tischen oder militärischen Sphäre unselbständigen, unwissenden und hilflosen Wesens den Eindruck absoluter Siegeszuversicht zu erwecken. Aber diese Siegeszuversicht war nicht mehr von der Art, wie sie Koch oder Hanke vor sich hergetragen hatten. Sie hatte einen inneren Bruch, und hinter den äusseren Kulissen lauerten Furcht und Angst. Aber dahinter lauerte auch das Misstrauen, und die Hoffnung auf eine Rettung vor dem Untergang, der nicht zuletzt sie selbst verschlingen musste.

Sie hörten sich in Prenzlau mit unsicherem Blick Berichte über den Ernst der Lage an. Aber sie handelten nur unwillig, wenn es darum ging, aus ihren Mitteln eine Unterstützung zu gewähren, sofern diese Unterstützung damit ihrem Einflussbereich entzogen wurde. Hinter den Kulissen ihrer Siegeszuversicht, die sie durch ihre Propagandaorgane überall hinter der Oderfront an die Zivilbevölkerung Weitergaben, schwankten sie zwischen Furcht und Illusionen. Sie fürchteten, dass die Männer in Prenzlau mit ihren ernsten Lageberichten Recht haben könnten und klammerten sich doch wenige Stunden später wieder an Gerüchte und Berichte aus der Reichskanzlei, wonach Hitler gesagt habe, dass am Sieg kein Zweifel sei. Sie hatten solange an Hitler geglaubt, und sie hatten sich ihm so fest verschrieben, dass sie ihren Glauben nicht aufgeben konnten, ohne sich selbst aufzugeben. Es gab für sie keinen Ausweg mehr.

Das Ergebnis waren nach aussen hin Wellen einer übersteigerten Sieges- und Hoffnungspropaganda, mit der sie alle sich wahrscheinlich selbst aufrichteten, dahinter aber wachsende organisatorische Verwirrung und der verborgene, aber in so vielen Massnahmen erkennbare Gedanke an die eigene Sicherung – und sei es nur durch die sinnlose Aufstellung von Leibgarden und das Verbergen von Waffen für diesen Zweck.

Heinrici hatte sich darum bemüht, die Front zwischen Küstrin und Frankfurt, an der er einen Angriff auf Berlin erwarten musste, dadurch zu verstärken, dass er Frankfurt, das schon vor seiner Zeit zur Festung erklärt worden war, dieses Charakters beraubte, um die beiden in Frankfurt stehenden Divisio-

nen in die viel zu dünne Oderfront einzureihen. Die Auseinandersetzungen über diese Divisionen in Frankfurt hatten ihn zum ersten Mal zum persönlichen Vortrag in die Reichskanzlei geführt.

Er hatte zum ersten Mal Hitler gegenübergestanden. Er hatte zum ersten Mal den körperlichen Zusammenbruch des Mannes, von dem immer noch die Masse der Deutschen eine Rettung erhoffte, gesehen. Er hatte zum ersten Mal eine Leibesvisitation erlebt. Ihm war zum ersten Mal ahnungsvoll klar geworden, wie weit sich Hitler und der Kreis, den er um sich versammelt hatte, von der Wirklichkeit des Geschehens entfernt hatten, und dass Hitler zu einem Mann geworden war, der zwischen Niedergeschlagenheit, vernünftiger Erkenntnis und wilder Auflehnung gegen die Wirklichkeit hin und her schwankte und in den Augenblicken der Auflehnung voller Unberechenbarkeit und voller Wut um sich schlug.

Er hatte diese Ereignisse aus den letzten Märztagen noch in voller Deutlichkeit vor Augen: Letzter Besuch bei General Busse, letzte Unterredung über die Schwäche der Front beiderseits Frankfurt, Fahrt nach Berlin. Luftangriff. Fahrt durch die Trümmerzeilen der Stadt. Auch hier das Erlebnis von Menschen und Gesichtern, die nach Osten blickten. Zeitungen, Propagandaplakate. Aufschriften an den Häusern, die nicht aus dem Jahre 1940 oder 41 stammten, sondern eben angebracht worden waren. Sie verkündeten den Sieg. Sie verkündeten, dass die kommunistische Riesenwalze keinen Schritt weiter kommen werde.

Heinrici hatte mit dem hilflosen Erschrecken des Soldaten, dem die Propaganda an sich schon eine fremde Welt war, den fürchterlichen Gegensatz zwischen diesen Behauptungen und der Wirklichkeit empfunden, aus der er gerade kam. Er hatte sie um so mehr empfunden, als gleichzeitig der Rundfunk zugeben musste, dass die amerikanischen und englischen Armeen im Westen auf breiter Front im Angriff über den Rhein standen, dass sie in zügigem Vorgehen waren, und dass die Heeresgruppe Model im Ruhrgebiet sich schon von Umfassung bedroht sah. Wie stand es demgegenüber mit den Verhandlungen im Westen?

Während Heinrici die Reichskanzlei betrat, hatte er gehofft, nicht nur in der Frage der Frankfurter Verbände Klarheit zu erhalten, sondern auch zu hören, was denn nun im Rücken seiner Heeresgruppe geschehen solle, was geschehen würde, wenn die Amerikaner bis zur Elbe marschierten oder darüber hinaus.

Er hatte Krebs gefragt. Aber Krebs war sofort ausgewichen und hatte ihm erklärt, das sei nicht Sache Heinricis und sei nicht Sache des Generalstabes des Heeres. Heinrici habe die Oderfront zu halten, in seinem Rücken würde das OKW schon für Ordnung sorgen.

Die Teilnehmer der Lagebesprechung hatten sich versammelt, Göring, Keitel, Burgdorf, Jodl, Winter, Dönitz und Himmler, der sich seit seiner Enthebung vom militärischen Kommando offenbar darum bemühte, im Umkreis von Hitler wieder festen Fuss zu fassen. Aber sie alle wirkten merkwürdig unwirklich, wie Schauspieler auf einer Bühne, in deren Mittelpunkt plötzlich Hitler trat. Auch er mit seiner gebeugten Gestalt, seinen zitternden Händen, seinem kalkweissen Gesicht war eine lähmende Enttäuschung für Heinrici, der Hitler seit Jahren nur auf Bildern gesehen hatte. Die Lagebesprechung hatte begonnen. Hitler hatte schweigend Heinricis Vortrag zugehört.

Heinrici hatte die Schwierigkeit der Lage beschrieben und dann auf die Notwendigkeit hingewiesen, den Gedanken der Verteidigung Frankfurts als Festung aufzugeben und die in Frankfurt gebundenen Truppen in die Lücken an der viel zu lang gestreckten Oderfront hineinzuschieben. Hitler hatte sonderbar ruhig darauf reagiert, unnatürlich ruhig. Er hatte nur Krebs aufgefordert, ihm einige Unterlagen zu reichen. Fast war Heinrici schon bereit gewesen, manches, das er über die unberechenbare explosive Art Hitlers gehört hatte, für übertrieben zu halten. In diesem Augenblick aber brach plötzlich der Sturm los, jäh, überraschend, anscheinend unmotiviert, aber es war der gleiche Sturm, der zwei Tage zuvor gegen Guderian getobt hatte. Hitler hatte sich wieder ruckartig aufgerichtet. Er hatte plötzlich wieder begonnen, die Flut seines Zornes und seines

Hasses über den Generalstab und die Generalität auszugiessen und seine Idee der Verteidigung von Festungen zu rechtfertigen. Er hatte mit bebender Stimme gerufen, er wisse sehr wohl, warum er die Verteidigung von Festungen fordere, und er verlange, dass Frankfurt Festung bleibe. Dann war er plötzlich wieder in sich zusammengesunken. Sein ganzer Körper zitterte. Einige Zeichenstifte in seinen Händen klapperten auf dem Holze der Armlehnen seines Sessels.

Heinrici hatte erschreckt und seiner Fassung beraubt in die Gesichter ringsum geblickt. Aber in ihnen lag weder Überraschung, noch Erstaunen, noch Auflehnung. Heinrici hatte Krebs beobachtet. Aber Krebs machte keinerlei Anstalten, Heinrici zu unterstützen. Heinrici hatte in Jodls kaltes, unbewegliches Gesicht geblickt.

Dann hatte er mit der Zähigkeit des Unerfahrenen noch einmal angefangen zu sprechen. Er hatte erreicht, dass Hitler ihn nach Einzelheiten über Frankfurt fragte, die allerdings schon in Heinricis erstem Vortrag geklärt worden waren. Vielleicht hatte Hitler aber diesem Vortrag gar nicht aufmerksam genug zugehört. Vielleicht waren seine Gedanken im Westen gewesen oder im Norden oder im Süden oder irgendwo, wo das unaufhaltsame Schicksal, das er nicht anerkennen wollte, weiter gegen ihn vorrückte. Plötzlich erkundigte er sich nach dem Festungskommandanten von Frankfurt. Heinrici hatte erwidert, es handle sich um Oberst Bieier, der sich aus dem Lazarett heraus zur Verfügung gestellt und bis an die Grenzen seiner Kräfte gearbeitet habe, um die Kampfkraft seiner Truppen zu erhöhen. Daraufhin hatte Hitler – wie auf der Flucht in eine geschichtliche Vergangenheit, in der er am Beispiel heroischer Persönlichkeiten und an deren Aushalten in anscheinend aussichtsloser Lage Trost und Halt suchte – mit misstrauischem Seitenblick gefragt: „Ist er ein Gneisenau?"

Heinrici hatte darauf keine Antwort geben können. Durch irgendeinen Besucher hatte er einige Tage zuvor gehört, dass Hitler unter dem intellektuellen Einfluss von Goebbels schon

längere Zeit die Geschichte der Befreiungskriege, vor allem aber des Siebenjährigen Krieges, studierte und sich an das Wunder des schliesslichen Sieges Friedrichs des Grossen klammerte. Hitlers Frage hatte fast so geklungen, als imitiere er die Sprechweise, die von dem Preussenkönig berichtet wurde. Es war Heinrici nicht mehr gelungen, noch einmal das Thema Frankfurt zur Sprache zu bringen. Hitler hatte – von neuem erregt – entschieden, dass Oberst Bieier sich am nächsten Tage bei ihm melden solle. Er werde dann über die Festung Frankfurt entscheiden.

Wieder hatte Heinrici vergebens darauf gewartet, dass Krebs oder Jodl ein Wort der Unterstützung für ihn finden würden.

Heinrici war nach Prenzlau zurückgekehrt. Er hatte General Busse angerufen und den Befehl Hitlers an Oberst Bieier weitergeben lassen. Da Bieier seit vielen Tagen ununterbrochen auf den Beinen gewesen war, liess Heinrici sich noch einmal mit Krebs verbinden. Er schlug vor, die Meldung Bielers um einen Tag hinauszuschieben, um dem gehetzten, übermüdeten Mann eine Frist zur Vorbereitung zu geben. Krebs aber hielt sich ungerührt an Hitlers Befehl.

So war Bieier nach Berlin gefahren. Wenige Stunden später teilte Burgdorf Heinrici mit, Bieier habe auf Hitler einen schlechten Eindruck gemacht. Er habe seine sofortige Ablösung befohlen. Der neue Kommandant von Frankfurt werde sofort bestimmt werden. Zwei Stunden später hatte sich Bieier bei Heinrici gemeldet und erklärt, dass Hitler ihn nur angesehen und einige belanglose Worte gesprochen hatte. Von Frankfurt war nicht die Rede gewesen. Seine Absetzung erfuhr er erst durch Heinrici. Es hatte genügt, dass Bieier äusserlich keinen straffen soldatischen Eindruck machte, um ihn ohne Rücksicht auf seine Leistungen abzusetzen.

Heinricis noch unverdorbenes, ahnungsloses Rechtsempfinden hatte sich empört. Er hatte sowohl von Krebs als auch von Burgdorf die sofortige Widerrufung der Absetzung Bielers verlangt und im anderen Falle sein Amt als Heeresgruppen-Befehlshaber zur Verfügung gestellt. Stundenlang hatten

Krebs und Burgdorf sich zur Wehr gesetzt, nicht willens und nicht fähig, Hitler zu widersprechen.

Aber dann hatte Heinrici doch gesiegt. Er wusste nicht warum. Er stand aber verwirrt und verbittert vor dem Ausmass der Unberechenbarkeit, die ihm zum ersten Mal begegnete, und vor der sinnlosen Verschwendung von Kraft und Zeit für Entscheidungen, die nicht mehr aus dem Verstand, sondern aus der ständig wechselnden Stimmung eines Mannes kamen, der keinen geraden Weg mehr vor Augen hatte.

Frankfurt war Festung geblieben. Und zu der Ungewissheit über die Gesamtlage, die sich durch das Vordringen der Engländer und Amerikaner in Westdeutschland noch von Tag zu Tag vergrösserte, hatte sich für Heinrici die persönliche Erkenntnis der verwirrenden, lähmenden Unberechenbarkeit des Führerhauptquartiers gesellt. Wenn er daran dachte, in welcher Ahnungslosigkeit und mit welch falschen Vorstellungen er noch wenige Wochen zuvor in der Slowakei gekämpft hatte, befiel ihn nachträglich ein lähmendes Gefühl angesichts der Grenzen seines eigenen Wissens.

Es war jetzt 14.45 Uhr. Heinrici wartete immer noch im Garten der Reichskanzlei. Die Frühjahrssonne stach. Sie leuchtete so strahlend, als ob sich im Osten nicht neue furchtbare Stürme vorbereiteten und als ob Berlin nicht in lähmender Erwartung zwischen Furcht und Hoffnung daläge.

Er dachte wieder an die Oder. Er dachte daran, dass er schliesslich alle überhaupt vorhandenen Verbände in die vorderste Linie hatte schieben müssen, um diese wenigstens annähernd besetzen zu können. Er verfügte über keinerlei Infanteriereserven mehr.

Heinrici war durch Dutzende von Abwehrschlachten hindurch gegangen. Er wusste, worauf es ankam. Er wusste, dass die Russen in Wellen immer wieder angriffen. Wenn es sein musste, wochenlang. Und dass sie so dicht vor Berlin ihre Kräfte weniger schonen würden als je zuvor. Selbst, wenn es tatsächlich den Frontverbänden gelingen würde, sich dem sowjetischen Trommelfeuer zu entziehen und sich gegen die

ersten sowjetischen Sturmwellen zu behaupten, über kurz oder lang würden sie durchbrochen werden und dann fehlten die Reserven, welche den Gegner noch einmal auffangen könnten.

Bis zum Morgen dieses 6. April hatte Heinrici wenigstens mit den verhältnismässig starken Panzerdivisionen rechnen können, die er eingriffsbereit hinter seiner Front aufgebaut hatte. Sie hatten immerhin einen gewissen Rückhalt bedeutet, auch wenn sie keineswegs mit den Panzerdivisionen verglichen werden konnten, die noch im Jahre 1944 zur Verfügung gestanden hatten. Aber seit dem Vormittag rollte nahezu die Hälfte dieser Kräfte auf Grund eines überraschenden Befehls Hitlers nach Süden zur Heeresgruppe Schörner, weil, wie Heinrici telefonisch gesagt worden war, Hitler zu der Überzeugung gelangt sei, dass das Schwergewicht des sowjetischen Angriffs sich in der Lausitz, im Raume von Görlitz zusammenballe, um sich durch den Raum von Dresden gegen Prag zu wenden.

Seit Heinrici diese Auskunft bekommen hatte, stand er noch stärker unter dem bedrückenden Eindruck der absoluten Unberechenbarkeit, die von Hitler und seiner engsten Umgebung in diesen entscheidenden Stunden auszugehen schien.

Seit acht Tagen meldeten die wenigen Aufklärungsflugzeuge, die Ritter v. Greim aufsteigen lassen konnte, grosse sowjetische Marschkolonnen, die auf die Oder im Raum von Frankfurt und Küstrin zuzogen. Es konnte überhaupt keinen Zweifel daran geben, dass sich hier immer gewaltigere sowjetische Massen zusammenballten, und dass es zu einem Sturm gegen Berlin kommen würde. Mochte es auch in der Lausitz zu einem zweiten Angriff kommen, der sich vielleicht tatsächlich gegen Prag richtete oder die Elbe zu erreichen suchte oder danach strebte, Berlin von Süden her zu umfassen – an dem bevorstehenden Angriff gegen Berlin war nicht mehr zu zweifeln.

Wollte Hitler der Wirklichkeit und der Drohung, die sich direkt gegen Berlin richtete, nicht ins Auge sehen? Liess ihn

seine Flucht vor den Tatsachen Selbst-Suggestionen erzeugen, welche sogar den Einsatz der eigenen Verbände beeinflussten?

Heinrici war kein geborener Pessimist. Er hatte viele Abwehrschlachten erfolgreich bestanden. Er hatte dabei ausnahmslos einer mehr oder weniger grossen Übermacht gegenübergestanden. Aber welche Divisionen hatte er damals geführt und was stand ihm jetzt zur Verfügung?

So wie Heinrici die Dinge sah, würde die Oderfront in ihrem jetzigen Zustand vielleicht fünf, vielleicht auch sechs oder sieben Tage halten. Aber das war das höchste, das man überhaupt erhoffen durfte. Und man durfte es auch nur dann erhoffen, wenn das entscheidende Wagnis gelang: die rechtzeitige Ausweichbewegung vor dem russischen Trommelfeuer, dem kein deutsches Artilleriefeuer von Bedeutung entgegengestellt werden konnte.

Aber das war eine weitere grosse Sorge, die Heinrici bedrückte. Damit dieses Wagnis überhaupt gelingen konnte, müsste er ungefähr vorauswissen, wann der gegnerische Angriff begann. Aus den sowjetischen Truppenbewegungen war zwar ersichtlich, dass die Offensive nicht mehr allzu lange auf sich warten lassen würde. Aber alle Versuche, einen genauen Angriffstermin festzustellen, waren bisher gescheitert. Es herrschte Mangel an Aufklärungsmitteln. Auf russischer Seite wurde völlige Funkstille gehalten. Auch war es nicht gelungen, Gefangene einzubringen, die Aussagen über den voraussichtlichen Angriffsbeginn auf sowjetischer Seite hätten machen können.

Gegen 15 Uhr stieg Heinrici über die steile Treppe in den Bunker hinab. In dem drückend engen Bunkergang herrschte ein derartiges Gedränge, dass man sich kaum bewegen konnte. Heinrici betrat nach der Körpervisitation gleich den Vortragsraum. Er war kaum grösser als drei mal drei Meter im Geviert. Linkerhand stand der Kartentisch, an dem bereits die Stenografen sassen. Dönitz und Himmler waren Heinrici gefolgt. Dahinter drängten sich Keitel, Jodl, Göring, Krebs, Burgdorf und die Adjutanten in den Raum.

Gleich darauf kam Hitler. Man hörte seinen schlurfenden

Schritt schon im Gang. Er warf einen kurzen Blick auf Heinrici. Er schien wieder von einer jener Phasen befallen, in denen er von dem Wunsch erfüllt schien, nichts mehr zu hören und zu sehen von dem Riesenabenteuer, in das er sich gestürzt und das ihn jetzt zu verschlingen drohte. Trotzdem lag in seinem Blick ein misstrauisch forschender Zug. Offenbar hatte er Heinricis letzten Vortrag und die Auseinandersetzung um Bieier nicht vergessen. Er nahm schweigend am Kartentisch Platz und setzte seine grüne Brille auf. Auf sein kalkweises Gesicht fiel ein grünlicher Schimmer, der die totenhafte Blässe noch erhöhte.

Heinrici begann mit seinem Vortrag. Er schilderte die Massnahmen, die er in den letzten acht Tagen getroffen hatte. Dann erklärte er – und man sah, wie sich dabei sein schmales Gesicht straffte – dass er trotz aller Bemühungen bezweifeln müsse, dass die Oderfront den Belastungen des zu erwartenden sowjetischen Grossangriffs standhalten werde.

Hitlers zitternde Hand raschelte auf der Karte. „Ich höre immer Zahlen", sagte er mit leiser greisenhafter Stimme. Dann wurde seine Stimme plötzlich lauter: „Ich höre nichts von der inneren Festigung der Truppe. Es kommt alles darauf an, einen fanatischen Glauben zu erwecken. Unsere Bewegung hat bewiesen", schrie er unvermittelt, „dass der Glaube es ist, der Berge versetzt. Wenn Ihre Soldaten von diesem fanatischen Glauben erfüllt sind, werden sie von selbst ihren Mann stehen und diese Schlacht, die über Deutschland entscheiden wird, siegreich beenden. Ich weiss ganz genau, dass auch die Sowjets jetzt am Ende sind. Sie kämpfen mit allen möglichen Beutesoldaten. Aber sie erfüllen dieses zusammengelesene Pack mit einem fanatischen Willen. Sie sollen Berlin erobern, bevor sie endgültig erschöpft sind."

Hitler hatte die gleichen Argumente Monate zuvor in Ziegenberg benutzt, als die sowjetische Offensive an der Weichsel bevorstand. Die Argumente hatten sich nicht geändert. Sie blieben in seiner wunschbestimmten Welt die Rettungsanker vor sich selbst und vor den anderen, wenn mit greifbaren Ar-

gumenten nicht mehr zu operieren war. „Jetzt kommt es nur noch darauf an", schrie er weiter, „wer stärker glaubt, wer in diesem Kampf der letzten Kräfte einige Minuten länger aushält. Das aber werden wir sein, und das hat jeder Soldat an der Oder zu wissen und daran hat er fanatisch zu glauben."

Hitlers Gesicht hatte sich gerötet. Er drückte mit der gesunden Hand die kranke auf die Kartenblätter nieder und rang nach Atem.

Heinrici blickte zu Keitel und Jodl, Dönitz und Krebs hinüber. Aber wie an dem Tag, an dem er eine Entscheidung über Frankfurt hatte herbeiführen wollen, las er aus diesen Gesichtern weder Erschrecken noch Erstaunen, noch Auflehnung heraus. Glaubten sie an den Sinn der Worte, die Hitler eben gesprochen hatte? Glaubten sie wirklich daran?

Heinrici brauchte einige Minuten, um sich zu fassen. Sein Gesicht schien nur noch eine Maske. Aber dann setzte er mit der Zähigkeit, die ihm eigen war, seinen Vortrag fort. Er sagte, so als sei nichts geschehen, dass er Hitlers Einschätzung des Gegners auf Grund seiner persönlichen Erfahrungen nicht teilen könne. Er nannte als Beispiel die sowjetischen Artilleriemassierungen, denen er nichts entgegenstellen könne. Er legte Punkt für Punkt seine Unterlagen vor. Er bewies, dass die eigene Front gegen die feindliche Übermacht wohl eine Reihe von Tagen halten könne, dass es dann aber unmöglich sein würde, die eintretenden Verluste zu ersetzen, dass es daraufhin zu Durchbrüchen kommen müsse, dass er diese Durchbrüche aber wiederum nicht auffangen könne, weil er über keinerlei infanteristische Eingreifreserven verfüge. Die Abwehrschlacht könne nach den unerschütterlichen Gesetzen, die die zahllosen Abwehrschlachten des Ostens herauskristallisiert hätten, zu keinem guten Ausgang kommen, weil die begrenzte Kraft der deutschen Truppen nach einigen Tagen zu Ende sei. Jeder Soldat an der Oderfront wisse, gegen wen und für was er zu kämpfen habe. Aber das Kräfteverhältnis sei derart, dass bester Wille und grösster Fanatismus damit nicht fertig werden könnten. Es bedürfe neuer deutscher Kräfte und vor allem deutscher Waffen.

Aus rotgeränderten, tief verschatteten Augen blickte Hitler um sich. Er schien zwischen einer Anwandlung von Ratlosigkeit und einer neuen hemmungslosen Empörung gegen die Wirklichkeit hin und her zu schwanken. Aber bevor es zu einer Erwiderung seinerseits oder zu einem Ausbruch kam, hörte man plötzlich die Stimme Görings, dessen auseinanderquellende Gestalt an der Schmalseite des Kartentisches stand und der sich immer wieder den Schweiss von der Stirne wischte.

Göring hatte in den letzten Wochen ungewöhnlich häufig die Oderfront besucht. Die Anwesenheit einiger schwacher, schlecht ausgebildeter Fallschirmdivisionen an der Oder war der äussere Anlass dazu gewesen. Vielleicht war es auch die Sorge um Karinhall, die ihn immer wieder an die Oder trieb. Oder es war das Gefühl absoluter Überflüssigkeit, das den Mann, unter dessen ebenso grossspuriger wie dilettantischer Führung die Luftwaffe zerbrochen war, nach irgendeiner militärischen Tätigkeit suchen liess. Auch er lebte noch in der Zeit seines grössten Aufstieges. Auch er wollte noch nicht die Erbarmungslosigkeit des nahen Endes sehen. Auch er glaubte, trotz aller fürchterlichen Rückschläge noch so sehr an Macht und Glanz seiner Person, dass er davon überzeugt war, sein Erscheinen an der Oder könne dieser Front Widerstandskraft einhauchen und sie unwiderstehlich machen.

„Mein Führer", erklärte er in dem grossartigen Ton, der zu seiner Natur gehörte, „ich stelle Ihnen aus der Luftwaffe hunderttausend Mann für die Oderfront zur Verfügung. In wenigen Tagen werden sie an der Oder sein."

Seine Augen hatten einen merkwürdigen Glanz. Es war der Glanz nicht nur des Rauschgiftsüchtigen. Es war auch der Glanz in den Augen dessen, der von seiner Phantasie auch jetzt noch mitgerissen wurde und der daran glaubte, dass die Wirklichkeit seiner Phantasie folgen würde. Seine Worte aber hatten irgendwelche Schleusen geöffnet. Die stete Rivalität mit Göring liessen Himmler und Dönitz nicht schweigen.

„Mein Führer", erklärte Himmler, „die SS stellt fünfundzwanzigtausend Kämpfer für die Oderfront." Und Dönitz fiel

ein: „Mein Führer, die Kriegsmarine ist ebenfalls in der Lage, der Oderfront noch zwölftausend Männer zur Verfügung zu stellen. Sie werden schon in den nächsten Tagen in Marsch gesetzt werden."

Es war ein bedrückendes Schauspiel, zu sehen, wie in diesem Augenblick noch einmal aus den Kanälen der verschiedensten Machtbereiche, die jahrelang miteinander rivalisiert hatten, Soldaten herausgestossen wurden, von denen keine zentrale Stelle etwas wusste.

Heinrici hörte wortlos den plötzlichen Angeboten zu. Er fragte sich, ob es zumindest bei Männern wie Göring und Dönitz so viel Dilettantismus in primitivsten militärischen Fragen geben konnte? Denn was sollten hunderttausend Luftwaffensoldaten, in erster Linie Flieger, Bodenpersonal und Flakartilleristen, die niemals für den Erdkampf ausgebildet worden waren und über keinerlei geeignete Bewaffnung verfügten, einem Gegner gegenüber ausrichten, dessen Truppen in vier Kampfjahren und ungezählten Schlachten die Technik des Panzer- und Infanteriekampfes zu beherrschen gelernt hatten?! Was bedeuteten diesem Gegner gegenüber Marineartilleristen und ehemalige Schiffsbesatzungen, ohne Ausbildung, ohne Erfahrung, wahrscheinlich ohne Waffen und vor allem ohne genügend Zeit, sie auszubilden.

Hitler hatte aufmerksam den Kopf gehoben. Jetzt wandte er sein maskenhaftes Gesicht Heinrici zu. „Das sind hundertfünfzigtausend Mann", erklärte er mit einer Stimme, die neue Kraft geschöpft hatte. „Das sind zwölf Divisionen. Da haben Sie die Reserven, nach denen Sie verlangen."

Noch einmal wunderte sich Heinrici über so viel Dilettantismus, über eine solche Art, aus imaginären Zahlen Divisionen zusammenzustellen, bei einem Mann, der vier Jahre lang in immer stärkerem Masse die Führung der Wehrmacht an sich gerissen hatte. „Zahlenmässig vielleicht[11], beharrte Heinrici, „aber es handelt sich leider nicht um Divisionen, sondern nur um Menschen, die durchweg keinerlei Schulung und Erfahrung im Erdkampf haben und noch niemals dem Russen gegenüber gestanden sind."

Schon während seiner letzten Worte hörte er Görings erreg-

tes Atmen. „Die von mir gestellten Männer”, rief er, „werden zum grossen Teil aus Kampffliegern bestehen, aus den Tapfersten der Tapferen, und dazu aus den Männern von Monte Cassino, deren Ruhm wohl gross genug ist. Sie haben Kampferfahrung genug und vor allem den Glauben an den Sieg.” Auch Dönitz mischte sich ein und sagte, das gleiche gälte für die Marineeinheiten. Sie seien immer sorgfältig auserwählt worden und enthielten das beste Menschenmaterial, das es heute in Deutschland noch gäbe.

Heinrici fühlte, dass seine eigene beherrschte Ruhe ihn zu verlassen begann. „Mein Führer”, fiel er ein, „diese Feststellungen sind sicherlich zutreffend. Ich habe nicht die Absicht, den Persönlichkeitswert der Luftwaffe- und Marinesoldaten anzugreifen. Aber das ändert nichts an der Tatsache, dass der Kampf in der Luft und zur See in keiner Weise mit dem Kampf zu Lande zu vergleichen ist. Um so mehr, wenn er, wie an der Oder, aus einem zahlenmässigen Unterlegenheitsverhältnis herausgeführt werden muss. Alle diese Kräfte haben noch niemals im Divisionsverband gestanden. Sie kennen keinen Panzerkampf. Sie kennen kein sowjetisches Artilleriefeuer. Ihnen fehlen erfahrene Führer, und es wird die Zeit fehlen, halbwegs geschlossene Einheiten aus ihnen zusammenzustellen. Einige wenige, im Ostkrieg erfahrene Divisionen mit genügender Ausstattung sind wertvoller als eine Masse unerfahrener, schnell zusammengeworfener Menschen, die mehr oder weniger hilflos den Ereignissen gegenüberstehen und ihnen zum Opfer fallen müssen.”

Hitler hatte den Kopf wieder gesenkt. Es schien, als schwanke er abermals zwischen der Einsicht und der Wahrheit dessen, was Heinrici sagte, und einem Ausbruch, mit dem er den Skeptiker und Rechner, wie zahllose andere vorher, hinwegfegte und nach einem Mann rief, der – gleich aus welchen Motiven – bereit war, ihm auf dem Weg in die letzten Illusionen zu folgen. Er ballte plötzlich die gesunde Faust zusammen: „Dann setzen Sie diese Reserven in zweiter Linie ein”, sagte er rauh, „acht Kilometer hinter der ersten Linie. Dann sind die

neuen Verbände der ersten Schockwirkung des Vorbereitungsfeuers, die Sie so fürchten, entzogen. Sie können sich an den Kampf gewöhnen. Falls der Russe durchbricht, fangen sie ihn in ihrer Stellung auf. Zurückwerfen werden ihn dann die Panzerdivisionen."

Heinrici fiel ein: „Ich habe heute die Hälfte dieser Panzerdivisionen verloren. Sie sind mir genommen worden. Sie werden der Heeresgruppe Schörner zugeführt! Damit ist der Oderfront ein Teil dieses entscheidenden Rückhalts geraubt. Ich muss dringend den Antrag auf ihre Rückgabe stellen."

Aber Hitler schien nicht mehr gesonnen, sich noch einmal von Bedenken beeinflussen zu lassen. „Ich habe die Verlegung der Panzerdivisionen nach Süden nur ungern vorgenommen", sagte er, „aber sie sind bei dem südlichen Nachbarn noch wesentlich nötiger als bei Ihnen."

Heinricis Gesicht rötete sich vor Erregung. Er legte die Fliegermeldung über das ununterbrochene Anrollen neuer russischer Verbände an die Oderfront vor. Er erlebte mit ratloser Verwunderung, dass sich, noch bevor Hitler antworten konnte, General Krebs einschaltete und Heinricis Meldung in Zweifel zog. Er kam nicht dazu, Krebs Worte zu widerlegen, denn Hitler fiel bereits Krebs ins Wort. „Ja", sagte er, „der Hauptangriff der Russen zielt wahrscheinlich gar nicht auf Berlin. Sie können das nicht wissen. Aber die Ansammlung von Feindkräften ist weiter südlich vor unserer Front in Sachsen um ein Vielfaches stärker." Seine zitternde Hand liess wieder die Karten rascheln. Sie wischte hastig über den Raum von Küstrin und Frankfurt. „Dies alles an der Oder ist nur ein Nebenangriff, um unsere Kräfte abzulenken. Der Hauptstoss des Gegners wird nicht auf Berlin gehen, sondern wahrscheinlich über Dresden auf Prag. Infolgedessen kann die Heeresgruppe die Abwehr an der Oder auch durchstehen..."

Krebs schien nur darauf zu warten, Hitlers Ansicht zu bestätigen. „Nach den vorliegenden Meldungen", sagte er schnell, „ist die Möglichkeit, die der Führer soeben ausgeführt hat, nicht auszuschliessen."

Heinrici sah immer noch mit dem Ausdruck ratloser Ver-

wunderung in Krebs' faunhaftes bebrilltes Gesicht. War die Intelligenz, die aus diesen Augen zu sprechen schien, nur eine Täuschung? Entsprangen Krebs'Worte nur dem Hohn eines Zynikers, der nur noch mit den Dingen spielte und vergass, dass draussen das Schicksal von Millionen und Abermillionen auf dem Spiele stand, oder hatte er sich tatsächlich innerhalb von wenigen Tagen in diesem Hauptquartier, in dem sich eine Auslese der Beschränktheit, des Ehrgeizes und der sklavischen Hörigkeit versammelt zu haben schien, eben dieser sklavischen Hörigkeit hingegeben? Aus Gleichgültigkeit? Aus Ehrgeiz, der vergass, dass jede errungene Position in diesem Hauptquartier nur noch einem Phantom gleichkam?

Heinrici blickte wieder in Jodls kaltes, unberührtes Gesicht, hinter dem niemand lesen konnte. Aber Jodl dachte ebensowenig wie bei den vorangegangenen Gelegenheiten daran, Heinrici zu assistieren und den offenbaren Irrtum, dem Hitler sich ergab, zu widerlegen.

Hitler verschob die zuoberst liegende Karte. Es war ein Zeichen, dass er müde war, sich noch länger mit der Oderfront zu beschäftigen und sich den Anfechtungen der Wirklichkeit auszusetzen, die von dort an ihn herantraten. Noch einmal fragte sich Heinrici: glaubte Hitler an seine These vom Hauptangriff im Süden, oder klammerte er sich nur an diese These, um der Wirklichkeit auszuweichen und seine offenbaren Illusionen solange wie möglich zu erhalten?

Bormann hatte sich in den kleinen Raum geschoben und auf einem kleinen Tisch an der Wand Platz genommen. Er blätterte in seinen Akten. Hinter Heinrici raunte plötzlich die Stimme eines derjenigen, die schon längst die Etikette des Hauptquartiers oder die Laune und das Befinden Hitlers über das ungeheure Schicksal gestellt hatten, das sich draussen vollzog: „Nun machen Sie doch endlich Schluss!"

Vielleicht war der Betreffende auch nur von der Sinnlosigkeit aller weiteren Worte überzeugt und sah resigniert dem Unvermeidlichen entgegen. Heinrici empfand in diesem Augenblick mit einer schreckhaften Deutlichkeit die ungeheure Ent-

fernung, die zwischen den Männern in diesem Raum und dem nunmehrigen Schicksal der Deutschen lag, deren Masse immer noch an diese Männer glaubte. Aber Heinrici war zäh. Vielleicht war er noch zu unerfahren, um zu wissen, mit welcher persönlichen Gefahr er spielte. Vielleicht lag ihm auch nichts daran. Er wollte nicht gehen, bevor er nicht noch einmal klar seine Einstellung zum Ausdruck gebracht hatte.

Er dachte plötzlich noch einmal an Guderian und an Himmlers Worte über einen Sonderfrieden im Westen. Und aus seinen Worten klang förmlich das Drängen heraus, dass im Westen etwas geschehen müsse, bevor es an der Oder und damit für Mecklenburg und Berlin und alle Menschen, die hier zusammengedrängt waren, zu spät war. Er sah dabei zu Himmlers Gesicht hinüber, ohne darin mehr zu finden als eine nichtssagende Verwaschenheit. „Mein Führer!" sagte er unbekümmert um den missbilligenden Ausdruck in Keitels fülligem, leerem Gesicht. „Sie müssen, damit Sie Ihre Schlüsse im Grossen fassen können, völlig klarsehen, wie es um die Oderfront steht. Die Abwehrvorbereitungen sind auf Grund aller Kampferfahrungen so getroffen, wie es im Verlauf der kurzen Zeit überhaupt nur möglich war. Es ist auch alles getan worden, um die Zuversicht, den Zusammenhalt und den Widerstandswillen der Truppen aufs höchste zu stärken. Aber zahlreiche Mängel sind vorhanden, die ich Ihnen vorgetragen habe. Entscheidend bleibt das Fehlen wirklich geschulter Reserven. Entscheidend bleibt ferner, wie die Truppe das erste grosse Vorbereitungsfeuer des Feindes übersteht. Es ist in diesem Zusammenhang bedauerlich, dass bisher infolge des Fehlens von Aufklärungstruppen alle Bemühungen, den Angriffstag der Russen herauszufinden, erfolglos geblieben sind. Diese Bemühungen werden mit allen Mitteln fortgesetzt werden. Wenn sie trotzdem erfolglos bleiben, kann ich Ihnen unter den gegebenen Umständen nicht für den Erfolg der Abwehr garantieren. Ich halte es für meine Pflicht, Sie im Hinblick auf Ihre sonstigen Entscheidungen darauf hinzuweisen und dies alles besonders zu unterstreichen."

Aber Hitler ging nicht mehr auf den Ernst seiner Worte ein. Wahrscheinlich hörte er ihn gar nicht mehr und hörte auch nicht das Drängen, das dahinterstand. „Um so mehr“, sagte er abwesend und mit einem Ton des Überdrusses und der Drohung, „um so mehr kommt es darauf an, dass alle Führer voller Zuversicht sind und ihren Glauben an den Erfolg auf ihre Männer ausstrahlen."

Aber Heinrici schien Überdruss und Drohung nicht zu hören. „Ich halte es für meine Pflicht", beharrte er noch einmal, zu wiederholen, „dass es mit Imponderabilien nicht getan sein kann." Hinter sich hörte er noch einmal die Stimme: „Nun machen Sie doch Schluss." Vor sich sah er Keitels abweisendes, zornig warnendes Gesicht. Neben sich hörte er zum letztenmal Hitlers rauhe, ärgerliche Stimme: „Sie werden sehen", sagte er, „wenn die Männer stark im Glauben sind, dann wird und muss dieser Kampf zum Erfolge führen. Das aber hängt von Ihrer eigenen Haltung ab."

Heinrici hatte ein quälendes Gefühl der Unwirklichkeit, als er den Bunker verliess. Als er neben seinem Ia zum Wagen ging, wirkte sein Gesicht klein, wie von Sorgen und Hoffnungslosigkeit zusammengeschrumpft.

„Es hat alles keinen Zweck", sagte er.

Für einen Augenblick empfand er, was jeder klarblickende Mann von Verantwortung in diesem Augenblick empfinden musste: den Wunsch, sich bei Krebs zu melden und ihm zu erklären, dass er unter den gegebenen Umständen nicht weiter die Verantwortung tragen könne. Aber während er weiterging, dachte er: Was bedeutet denn das? Änderte er irgend etwas? Zu diesem Zeitpunkt nicht mehr! Zu diesem Zeitpunkt bedeutete die Rücktrittserklärung eines Generalobersten absolut nichts. Ja, sie bedeutete Flucht. Sie bedeutete ein Im-Stich-Lassen der Soldaten an der Oder, von denen auch keiner zurücktreten konnte, ohne erschossen zu werden. Vielleicht empfand er zum ersten Male etwas von der absoluten Ausweglosigkeit, in welche er – mit seinem ganzen Stand – auch durch eigene Schuld und eigene Kurzsichtigkeit hineingeraten war. Er zog daraus seine eigene Konsequenz, nämlich mit seinen

Soldaten zusammen das anscheinend Unvermeidliche zu tragen und für sie noch zu tun, was in seinen Kräften stand.

Als er durch die Strassen Berlins fuhr, standen Schlangen von Frauen vor den halbzerstörten Geschäften. Es sassen aber auch Menschen vor den dürftigen Cafes und genossen die Sonne, so, als wollten sie sich von der permanenten Drohung ablenken, die nur wenige Kilometer entfernt an der Oder stand. Neue Aufschriften waren auf Strassen und Häusertrümmer gemalt. „Der Bolschewismus steht vor der entscheidenden Niederlage seiner Geschichte." – „An der Oder wird sich das Schicksal Europas entscheiden."

An den Ausfallstrassen Berlins waren Kolonnen von Frauen, Männern, Kriegsgefangenen und Zivilarbeitern damit beschäftigt, Panzersperren zu bauen, von denen jeder Soldat der Ostfront wissen musste, dass sie sinnlos waren.

Auch hier klebten Plakate an Häuserwänden, die noch nicht zu Schuttbergen zusammengestürzt waren: „Wer an den Führer glaubt, glaubt an den Sieg."

Drei Tage, nachdem Heinrici von Berlin kommend wieder in Prenzlau eingetroffen war, meldete das Oberkommando des Heeres, dass die Reserven, die Göring, Dönitz und Himmler versprochen hatten, bereit stünden. Als die Reserven jedoch im rückwärtigen Gebiet der 9. Armee und der 3. Panzerarmee versammelt waren, stellte sich heraus, dass es sich um nicht mehr als dreissigtausend Mann handelte. Der grösste Teil rekrutierte sich aus den jüngsten Jahrgängen. Er war weder ausgebildet noch feldmässig bekleidet, noch bewaffnet. Durch Auskämmung der letzten Bestände gelang es der Heeresgruppe, etwa tausend Gewehre aufzubieten. Damit waren aber auch alle Möglichkeiten erschöpft.

Heinrici hatte dieses Ergebnis kommen sehen. Er befahl, den Ersatz in rückwärtigen Kasernen und Lagern zu belassen und dort, so gut es ohne Waffen ging, auszubilden. Aber er gab sich einer Illusion hin, wenn er glaubte, damit dieses sinnlose Kapitel erledigt zu haben. Hitler verlangte über das Oberkom-

mando des Heeres genaue Meldungen darüber, wo die Reserven eingesetzt seien. Er schien wirklich an den Wert dieser Reserven zu glauben.

Als Heinricis Stabschef meldete, dass sie wegen Waffenmangel nicht verwendet werden könnten, erhielt er ein scharfes Fernschreiben des Generals Krebs, in welchem die sofortige Gliederung und Verwendung des Ersatzes gefordert wurde. Heinrici, Tag und Nacht damit beschäftigt, irgendwo noch Möglichkeiten zu finden, um seine Front zu stärken, verlor seine Beherrschung.

„Kinzel", grollte er, „sagen Sie dem Krebs nochmals, dass wir dringend Waffen brauchen." Krebs jedoch gab lediglich zur Antwort: „Der Führer verlangt den Einsatz. Wir erwarten eine entsprechende Meldung der Heeresgruppe." Es gab eine scharfe Auseinandersetzung, in der Heinrici alle Höflichkeit fallen liess.

Am nächsten Tag lag bereits ein Befehl Hitlers vor, in dem er nochmals anordnete, den Ersatz sofort in einer zweiten Stellung einzusetzen und seine Gliederung sofort zu melden. Krebs befahl gleichzeitig, die Reserven in Ermangelung anderer Waffen pro Mann mit einer Panzerfaust auszurüsten. Heinrici nahm die Befehle schweigend zur Kenntnis. Er führte sie nicht aus. Er legte nur so viel Leute wie notdürftig bewaffnet oder mit Schanzgerät versehen werden konnten, in eine zweite Linie. Die übrigen blieben in ihren Lagern. In den Augen Hitlers und seiner Umgebung und in den Augen zahlreicher Fanatiker beging er damit Verrat und Ungehorsam. Und es sollte nicht der letzte Ungehorsam des unscheinbaren Mannes sein. Aber er war kein Führer nach der Art Schörners. Er konnte nicht über seinen Schatten und seine Vergangenheit springen. Vielleicht versäumte er tatsächlich manches, was ein anderer ohne Skrupel getan und damit den sowjetischen Durchbruch um eine halbe oder eine Stunde länger aufgehalten hätte. Aber organisierten Mord vorzubereiten, lehnte er ab.

Auf jeden Fall zerstörte dieser Vorfall seine letzte Hoffnung, dass bei Hitler, im Oberkommando der Wehrmacht und

im Oberkommando des Heeres Vernunft und Hilfe oder wenigstens eines von beiden zü erwarten sei.

Er gab sich keinen Illusionen darüber hin, dass seine Front, wenn erst der sowjetische Angriff losbrach, in einer mehr oder weniger kurzen Frist durchbrochen werden würde. Er begann sein Augenmerk darauf zu richten, was geschehen müsste und geschehen könnte, nachdem ein solcher Durchbruch Wirklichkeit geworden war.

Er tat das, was schon andere Oberbefehlshaber und andere führende Persönlichkeiten um die Jahreswende 1944/45 getan hatten, bevor die sowjetische Offensive an der Weichsel und in Ostpreussen losbrach. Er wandte sich an die Gauleiter und schlug ihnen vor, wenigstens das Gebiet dicht hinter der Front von der Zivilbevölkerung, vor allem von den Flüchtlingen, zu evakuieren. Aber die Gauleiter weigerten sich. Teils wiesen sie, – und das waren unbestreitbare sachliche Argumente – darauf hin, dass sie nicht wüssten, wohin sie noch Hunderttausende von Menschen bringen sollten, seitdem die Amerikaner und Engländer mit immer grösserer Schnelligkeit nach West- und Mitteldeutschland vorstiessen. Sie erklärten, dass auch die Verkehrsmittel fehlten, um noch einen Abtransport in Gang zu bringen. Die englisch-amerikanische Luftwaffe zerschlug täglich neue Eisenbahnstrecken und zerstörte täglich Hunderte, wenn nicht Tausende von Eisenbahnwagen. Aber waren diese Argumente wirklich entscheidend? Entschied nicht auch jetzt, wie in den vorangegangenen Monaten, die Furcht vor dem Eingeständnis auch nur der Möglichkeit eines neuen Zusammenbruchs der Ostfront? Entschied nicht auch die Furcht, irgendetwas zu unternehmen, das nicht Hitlers Flucht in die Illusion vom Siege entsprach?

Die Zeitungen boten dasselbe Bild, das sie im Januar geboten hatten. Es wirkte nur noch hektischer. Die Oderfront wurde in den Schlagzeilen zu einer unüberschreitbaren Barriere, und diejenigen Soldaten, die wussten, wie zerbrechlich sie in Wirklichkeit war, glaubten auf ihren Frontfahrten den Flüchtlingen und Bauern, denen sie auf den Strassen begegneten, nicht mehr in die Augen sehen zu können.

Mehrmals versuchte Heinrici in der zweiten Aprilwoche über das Oberkommando des Heeres Informationen über die Ereignisse im Westen zu bekommen. Die Heeresgruppe Model war im Ruhrgebiet eingeschlossen. Amerikanische Truppen stiessen auf den Raum von Chemnitz und Dessau vor. Aber es war unmöglich, Klarheit darüber zu bekommen, was im Rükken der Oderfront geschehen solle, wenn die westlichen Alliierten immer weiter marschierten. Krebs versteifte sich auf die alte Formel, dies sei Sache des OKW. Heinrici wollte aber mehr hören. Er dachte immer noch an Guderians und Himmlers Worte. Er wollte hören, ob es im Westen irgendeinen politischen Plan gäbe und ob man einem solchen Plan auch folge.

Er begann, sich alle Möglichkeiten auszumalen. Vielleicht würden die Amerikaner und Engländer bei der Fortsetzung ihres schnellen Vormarsches in Berlin stehen, bevor der sowjetische Angriff überhaupt begann. Aber das alles waren Annahmen ins Blaue hinein. Heinrici blieb in der Tat nichts anderes übrig, als das Schicksal seiner Front im Auge zu behalten.

Er fasste für den Fall eines sowjetischen Durchbruchs zwischen Frankfurt und Küstrin den Entschluss, seine beiden Armeen östlich und südwestlich an Berlin vorbei nach Mecklenburg zu ziehen und dort eine Front nach Süden aufzubauen. Zwangsläufig trat dabei das Schicksal Berlins in den Mittelpunkt seiner Gedanken.

Berlin war Heinrici nicht unterstellt. Berlin unterstand dem Oberkommando des Heeres und war zur Festung erklärt. Mehr war über Berlin nicht zu erfahren. Es bedurfte aber keiner genauen Information, um voraussagen zu können, dass Berlin genau so wie Königsberg oder Breslau bis zur völligen Zerstörung verteidigt werden würde, wenn die sowjetischen Armeen die Stadt erreichten.

Heinrici verbrachte Nächte mit der Erwägung der Frage, welche Entschlüsse er für Berlin treffen müsste, wenn die Stadt nach einem Durchbruch durch die Oderfront in das Kampfgebiet seiner Heeresgruppe rücken und ihm unterstellt werden würde. Er geriet in denselben Zwiespalt, in den jeder

Verantwortliche im deutschen Osten hineingeraten war, sobald er vor der Wahl stand, eine dichtbevölkerte Stadt kampflos den sowjetischen Soldaten zu übergeben, ihre Bevölkerung vor den Leiden der Strassenkämpfe zu bewahren, sie dafür aber hilflos den Siegern zu überlassen, oder die Stadt und ihre Bevölkerung mit völlig unzureichenden Mitteln zu verteidigen, sie einige Tage oder höchstens einige Wochen später doch den Siegern überlassen zu müssen, ihrer Bevölkerung aber darüber hinaus ein Unmass von Verlusten und Leiden durch die Kämpfe aufzubürden.

Heinrici konnte nicht anders – er entschied sich, was Berlin anbetraf, für den ersteren Weg, als den Weg, der in einer aussichtslosen Situation auf jeden Fall das Mass der Leiden verringern musste.

Es war ihm durch einen seiner Stabsoffiziere gelungen, Verbindung zu dem Stadtkommandanten von Berlin, General Reimann, zu erhalten. Reimann war ein grauhaariger, bis dahin unbekannter General, den der Zufall zum Stadtkommandanten von Berlin gemacht hatte.

Reimann erteilte Heinrici Auskunft über die Lage der Festung Berlin. Die Stadt war in Verteidigungszonen eingeteilt. Die äusserste Zone verlief entlang dem sogenannten „Berliner Ring“. Sie hatte eine Ausdehnung von mehr als einhundert Kilometern. Die nächste Verteidigungszone verlief am äusseren Stadtrand. Sie dehnte sich über achtzig Kilometer aus. Schliesslich gab es noch eine Verteidigungslinie entlang dem Stadtbahnring. Sie war etwa fünfzig Kilometer lang.

In diesen Zonen wurde von der Bevölkerung Berlins geschanzt. Dies geschah mit einem ähnlich guten Willen, wie in den Herbst- und Wintertagen 1944 in Ostpreussen, Westpreussen, im Warthegau und in Schlesien. Aber es geschah auch mit ebenso unzureichenden Mitteln, mit ebenso kindlichen Vorstellungen von der harten Wirklichkeit des Krieges. Es gab nicht mehr Fachleute und erfahrene Soldaten genug, um die Bevölkerung und die Parteistellen, welche die Schanzarbeiten leiteten, zu beraten. Oft genug wurde auch hier der Rat nicht gewünscht.

Entscheidend aber war, dass es wieder an Kräften fehlte, die Verteidigungslinie auch nur lückenhaft zu besetzen. Für den Berliner Ring hätte man rund zehn Divisionen gebraucht. Für die Verteidigung des äusseren Stadtrandes wenigstens acht Divisionen. Reimann aber verfügte an regulären Truppen nur über zwei Wachbataillone und einige Pioniereinheiten. Im übrigen standen ihm dreissig Volkssturmbataillone zur Verfügung, die kaum über Gewehre, geschweige denn Maschinengewehre verfügten. Und ausser der ortsfesten Flakartillerie von Berlin verfügte er nur über einige wenige, veraltete Geschütze.

Reimann befand sich in einer verzweifelten Situation. Auch er hatte immer wieder versucht, sich beim Oberkommando des Heeres und bei Krebs Klarheit über die weitere Entwicklung zu verschaffen und weitere Truppen zu erhalten. Schliesslich hatte er einen persönlichen Befehl Hitlers erhalten, wonach er sich um die Kräfte zur Verteidigung Berlins nicht zu kümmern habe. Wenn es jemals zum Kampf in Berlin kommen sollte, würden ihm genügend Kräfte aus der zurückgehenden Heeresgruppe Weichsel zufliessen.

Am 11. April erhielt Heinrici nach der Rückkehr von einer Frontfahrt einen neuen Führerbefehl. Dieser Befehl war an alle militärischen Befehlshaber und an alle Gauleiter gerichtet. Er trug den Decknamen „Tote Erde“ und ordnete die rücksichtslose Zerstörung aller lebenswichtigen Anlagen in jedem Gebiet an, das noch in Feindeshand fallen sollte, und zwar unbekümmert um das Schicksal der Bevölkerung.

Heinrici wusste nicht, welcher neuen Anwandlung, welch verbissenem Willen, das Schicksal der Deutschen mit dem eigenen Schicksal zu verbinden und die Deutschen mit in den eigenen Untergang hinein zu reissen, dieser Befehl entsprungen war. Er konnte es auf Grund seiner letzten Auseinandersetzungen mit dem Führerhauptquartier nur ahnen. Er untersagte ohne lange Erwägungen die Weitergabe des Befehls in seinem Heeresgruppenbereich.

Da der Zerstörungsbefehl Sonderanweisungen für Berlin enthielt und für den Fall der Eroberung Berliner Bezirke durch die Russen die Vernichtung aller Brücken, aller Verkehrsmit-

tel, aller Wasser-, Gas- und Elektrizitätswerke sowie des entsprechenden Leitungsnetzes vorsah, bat er den Kommandanten von Berlin zu sich. Er wollte mit ihm für den Fall, dass Berlin der Heeresgruppe unterstellt würde, die notwendigen Massnahmen besprechen.

Reimann erschien am 15. April in Prenzlau. Er erweckte den Eindruck eines Mannes, der gegenüber einer hoffnungslosen Aufgabe und gegenüber dem Zerstörungsbefehl nicht wusste, was er tun sollte.

Der 15. April war ein merkwürdig spannungsgeladener Tag.

General Busse meldete von der Front, dass überall Gefechte im Gange seien, die darauf schliessen liessen, dass die neue grosse Offensive der Sowjetarmee dicht bevorstünde. Die Zeitungen waren gefüllt mit Meldungen und Kommentaren über den plötzlichen Tod des amerikanischen Präsidenten Roosevelt. Offiziere aus dem Stabe Busse berichteten, dass Goebbels am Abend des 12. April bei ihnen gewesen sei. Er habe darüber gesprochen, dass auch Friedrich dem Grossen als Preis für sein unerschütterliches Aushalten in anscheinend aussichtsloser Lage der Sieg geschenkt worden sei, indem das höhere Walten des Schicksals die Kaiserin Katharina von Russland, seine erbittertste Feindin, sterben liess.

Einer der Offiziere hatte gewagt, die Frage zu stellen, welche Kaiserin denn jetzt sterben werde. Als Goebbels von der Oder nach Berlin zurückgekehrt war, hatte ihn dort die Nachricht von Roosevelts Tod erreicht. Er hatte sofort in Busses Stab angerufen und, wie von einem Schicksalswunder berührt, mitgeteilt, dass die Kaiserin bereits gestorben sei.

Jetzt gingen merkwürdige Gerüchte um. Nirgendwo war eine Meldung zu finden, die einen sicheren Anhaltspunkt dafür gegeben hätte, dass der Tod Roosevelts eine Änderung in der Haltung der westlichen Alliierten gegenüber Hitler und Deutschland zur Folge habe. Aber Gerüchte darüber schufen eine merkwürdig zwielichtige Atmosphäre, in welche der wachsende Geschützdonner an der Oder hineingrollte.

Und es geschah noch etwas Merkwürdiges. Kurz bevor Reimann sich bei Heinrici meldete, hielt ein unbekannter Wagen vor Heinricis Baracke. Darin sass der Rüstungsminister Albert Speer im einfachen Trenchcoat, den Filzhut tief im Gesicht.

Nach kurzem tastendem Gespräch ergab sich, dass ihn sein besseres Gewissen dazu trieb, zu allen massgebenden Persönlichkeiten, denen er vertraute, zu fahren und sie zu bitten, den Zerstörungsbefehl Hitlers, den er bisher nicht hatte verhindern können, nicht durchzuführen. Er wirkte rastlos und von seinem eigenen Gewissen gehetzt. Er, der als junger Architekt, begeistert von den Möglichkeiten der Ausführung gigantischer Pläne, die ihm geboten worden waren, zu Hitler gestossen war, er, der – vielleicht als junger besonders phantasiebegabter Mann – eine besondere fast väterliche Zuneigung Hitlers genossen und schliesslich die gesamte deutsche Rüstungsindustrie dem Namen nach geleitet hatte, gab sich keinen Illusionen mehr über das Ende hin. Was ihn von Hitler unterschied, war die Erkenntnis, dass die achtzig Millionen Deutsche trotz des entsetzlichen Schicksals, das ein anderer Teil noch erleiden würde, nicht mit Hitler und seiner Regierungsmacht untergehen konnten und untergehen würden, und dass man nicht ihre letzten Lebensgrundlagen zerstören – und damit Vernichtungsplänen auf der gegnerischen Seite in die Hand arbeiten dürfte.

Heinrici empfand Speers Besuch als eine Erleichterung in seinen eigenen Gewissenskonflikten. Er versprach Speer gern, alles zu tun, was in seiner Macht lag, um sinnlose Zerstörungen zu verhindern. Als eine Stunde später General Reimann aus Berlin eintraf, meldete Busse weiter zunehmende Gefechtstätigkeit. Vielleicht trennten die Heeresgruppe nur noch vierundzwanzig Stunden von dem sowjetischen Angriff.

Heinrici besprach sich mit Reimann in Gegenwart von General Kinzel, Oberst Eismann und Albert Speer. Er sagte ihm, dass er, sofern sein Wille nicht einfach ausgeschaltet würde, im Falle eines sowjetischen Durchbruchs mit seinen Truppen an Berlin vorbei nach Mecklenburg ausweichen werde, um

Berlin einen ebenso aussichtslosen wie furchtbaren Kampf zu ersparen. Er erklärte, Reimann dürfe nicht damit rechnen, dass ihm Verbände der Heeresgruppe zur Verteidigung Berlins zur Verfügung stehen würden. Er sagte, dass er gerade deswegen Zerstörungen und Sprengungen in Berlin für besonders sinnlos halte und dass er für den Fall, dass Berlin seiner Heeresgruppe unterstellt würde, jede Sprengung im Stadtbereich verbiete.

Reimann sah Heinrici aus ratlosen Augen an. Er erwiderte, die Sprengungen der gesamten Spree-, Havel- und sonstigen Brücken sowie der S-Bahn- und U-Bahn-Anlagen müssten auf direkten Führerbefehl erfolgen. Dieser Befehl sei für ihn bindend. Er könne ihm nicht ausweichen.

Speer konnte die innere Erregung, in der er sich offenbar befand, nicht länger meistern. Er hielt Reimann vor, welche Auswirkungen allein die Zerstörung der Brücken für Berlin haben müsse, da die gesamten Strom-, Wasser- und Gasleitungen über die Brücken in die Stadt führten. Als Folge der Zerstörung wären Hunger, Durst und Seuchen unvermeidlich, Reimann trüge mit die Verantwortung für alles Unglück, wenn er den Zerstörungsbefehl Hitlers befolge.

Reimann blickte in offenbarer Verzweiflung von Heinrici zu Speer. Auch er war zu sehr in festen Gehorsams- und Treuebegriffen aufgewachsen, um sich gegen einen höheren Befehl selbst jetzt empören zu können, wo für jeden klardenkenden Menschen schon erkennbar war, dass das Ende des Mannes, der diesen Befehl erteilt hatte, bevorstand. Er konnte nicht begreifen, dass jetzt ein Punkt erreicht war, in dem er seine Ehre und sein Gewissen nicht gegenüber Hitler, sondern gegenüber den leidenden Deutschen zu beweisen hatte. Er war sicherlich kein gewissenloser Mann. Die innere Qual war an seinem Gesicht abzulesen. Aber er antwortete, bisher habe er seine Ehre als deutscher Offizier bewahrt. Wenn er Hitlers Befehl nicht befolge, werde er, wie die Offiziere, welche die Rheinbrücke bei Remagen nicht gesprengt hatten, wie ein ehrloser Verbre-

cher erhängt werden. Er sah Heinrici ablehnend und zugleich unschlüssig an.

Heinrici erhob sich und trat an das Fenster. Er wusste, was Reimann bewegte. Er verstand ihn auch, denn er hatte sich in den letzten Wochen selbst nur mühsam zu verstecktem Ungehorsam durchgerungen. Aber er hatte den Weg einmal betreten. Es kam nicht mehr darauf an, die Verantwortung für einen weiteren Ungehorsam zu tragen.

Er wandte sich wieder Reimann zu. Er befahl ihm, keinerlei Sprengungen von sich selbst aus anzuordnen, sondern stets bei ihm persönlich nachzufragen, falls seiner Ansicht nach im Raum von Berlin eine grössere Sprengung notwendig werden sollte. Er wusste, dass er, genau genommen, keine Befehlsgewalt über Reimann hatte. Er hoffte, dass sein Befehl trotzdem ein Rettungsanker war, an den Reimann sich klammern konnte, wenn er vor Entscheidungen gestellt sein würde, und dass sein Befehl auf jeden Fall eines erreichen konnte, sinnlose Zerstörungen zu verzögern.

Reimann fuhr nach Berlin zurück, als der Abend sank.

Speer folgte ihm kurz darauf. Aber er kehrte in der Nacht um 1 Uhr noch einmal zurück, so, als hätte er zu Heinrici besonderes Vertrauen gewonnen. Er besprach mit ihm einen Aufruf, der ihm am Herzen lag, und in dem er die ganze deutsche Bevölkerung auffordern wollte, Zerstörungen zu verhindern. Er suchte Rat. Denn auch ihm fehlte die Entschlossenheit zum letzten. Auch ihn band noch etwas an Hitler, das wahrscheinlich weniger Gehorsam oder Todesfurcht war, sondern eher ein Komplex der Treue und Dankbarkeit für den Aufstieg, den er dank Hitlers Hilfe erlebt hatte. Er fuhr wieder in die Nacht hinaus, ohne zu einem endgültigen Entschluss gekommen zu sein.

Aber Speer hinterliess etwas anderes. Er hinterliess wenigstens in Umrissen eine Antwort auf die Frage, die Heinrici beschäftigte, seit er die Oderfront übernommen hatte. Es war eine Antwort auf jene Frage, ob und was im Westen geschehe,

um dort zu einem Sonderfrieden und zu einer Entlastung der Ostfront zu kommen.

Es war eine Antwort aus einem gespenstischen, schattenhaften Bereich, über den kaum jemand etwas wusste, ausser den wenigen, die sich darin bewegten, ausser Bormann, ausser Goebbels und seinem Staatssekretär Naumann, ausser Hewel, dem von Hitler geschätzten Verbindungsmann zwischen ihm und Ribbentrop, vielleicht noch ausser Göring und – mit Grenzen – ausser Himmler. Also ausser den Männern, die sich im allerengsten Kreise um Hitler bewegten. Speer stand schon am Rande. Aber er hatte noch genügend gehört und gesehen, um Heinrici zu berichten und ihm zu erklären, weshalb hier und dort von geheimnisvollen Verhandlungen und geheimnisvollen Aussichten gegenüber dem Westen gesprochen worden war und weshalb in Wirklichkeit doch nichts Greifbares geschehen war.

Es waren Gerüchte, die sich aus dem engsten Kreise um Hitler nach aussen fortsetzten. Aber wenn sie von Sonderfriedensverhandlungen und von Sonderfriedenschancen berichteten, so waren sie nicht das Spiegelbild tatsächlicher erfolgreicher Verhandlungen. Sie waren vielmehr das täuschende Spiegelbild von immer wiederkehrenden geheimnisvollen Unterredungen und Beratungen in jenem engsten Kreise, in denen theoretisch die Möglichkeiten einer Trennung zwischen der Sowjetunion und den westlichen Alliierten und die Möglichkeit eines Sonderfriedens mit dem Westen bis „zum Erbrechen" erwogen wurden. Es handelte sich um Unterredungen, in denen sich der eine Teilnehmer am anderen erhitzte, in denen jede Äusserung eines alliierten Staatsmannes, jede Notiz einer alliierten Zeitung, jedes geringste Anzeichen einer Spannung zwischen den Anglo-Amerikanern und der Sowjetunion mit einem unnatürlich erhitzten Eifer gewogen und ausgedeutet wurde, in denen sich die Hoffnung des einen an der Hoffnung des anderen entzündete und die Illusion des einen neue Illusionen im anderen nährte.

Es waren merkwürdige Gespräche, die sich zwar in Gegenwart Hitlers vollzogen, aber mehr oder weniger mit vorsichti-

gen und versteckten Redewendungen um ihn herumkreisten. Niemand im engsten Kreise wagte Hitler gegenüber auszusprechen, wie aussichtslos die militärische Lage und wie zwingend eine sofortige Beendigung des Krieges im Westen tatsächlich sei. Da ihrer aller Schicksal mit dem Schicksal des Regimes verknüpft war, reichten an sich schon ihre Erkenntnisse über den Ernst der Lage und die zwingenden Konsequenzen nur bis zu einer bestimmten Grenze. Aber auch diese Grenze umkreisten ihre Gespräche nur mit einer Vorsicht, die sich hinter Unverbindlichkeit verbarg.

Goebbels, Naumann und Hewel waren die treibenden Kräfte in den Gesprächen langer schlafloser Nächte im März und April gewesen. Naumann war ein Mann, dessen zwar ideologisch eingleisige, aber doch rege Intelligenz ihn hinter den grossen Durchhaltereden, die er in den ersten Monaten des Jahres 1945 im Osten gehalten hatte, den tatsächlichen Ernst der militärischen Lage ahnend erkennen liess. Er war ein Mann, der sich den Tatsachen und ihren Konsequenzen nicht verschloss bis zu der Grenze, wo auch seine Verstrickung in das Regime und die nationalsozialistische Ideologie seinen Blick gegenüber dem vollen Ausmass der unerbittlichen Konsequenzen trübte. Aber immerhin schienen seine Gedanken insgeheim so weit zu gehen, die Notwendigkeit eines Rücktritts Hitlers oder gar eine Veränderung des Regimes zu erwägen, um dafür eine Vereinbarung mit den Westmächten zu erkaufen. In einer seiner letzten Reden, die sonst genau so eine Rede des fanatischen Durchhaltens und des Siegesglaubens gewesen war, wie die verhängnisvollen Reden in Posen und Breslau im Januar 1945, hatte er versteckt von möglicherweise notwendigen „ideologischen und persönlichen Opfern" gesprochen.

Er versuchte, Goebbels' realistische Erkenntnisse zu fördern. Er hatte versucht, Hitler Berichte zu unterbreiten, in denen der nackte Realismus der Lage geschildert wurde, soweit Naumann ihn selbst sehen konnte; Berichte, in denen vorsichtig und mit aller Rücksicht auf den Trotz und Zorn des Unbe-

rechenbaren versucht wurde, Hitler durch eigene Worte aus seinem Buch „Mein Kampf" über die Pflicht einer politischen Führung, einen Krieg rechtzeitig abzubrechen, wenn er militärisch nicht zu gewinnen sei, für den Abschluss eines Sonderfriedens zu beeinflussen.

Aber so, wie Naumanns eigener Realismus begrenzt war, so war auch Goebbels' Realismus ein Scheinrealismus, getrübt durch die unlösbare persönliche Identifizierung mit dem Regime, durch seine Gleichsetzung des Lebens des Regimes mit dem Leben Deutschlands und durch die Rastlosigkeit seines überragenden spitzfindigen Geistes, der jede augenblickliche Erkenntnis der absoluten militärischen Aussichtslosigkeit der Lage mit Scheinargumenten umwob, die noch irgendwelche Erfolgschancen konstruierten. Goebbels hatte sich in den makabren nächtlichen Unterredungen unter dem Einfluss von Naumann einige Male weit vorgewagt. Er hatte so, als handle es sich nur um unverbindliche theoretische Auseinandersetzungen, gefragt, was die Westmächte als Preis für einen Sonderfrieden fordern würden. Er hatte dabei von der Möglichkeit gesprochen, dass man eine Änderung des totalen Staatssystems verlangen könne oder freie Wahlen oder die Aufstellung einer Opposition. Und ein einziges Mal hatte er sich bis zu der spielerischen Erwägung der Möglichkeit, dass man den Rücktritt der gesamten nationalsozialistischen Führerschicht verlangen könne, vorgewagt und dazu ebenso spielerisch unverbindlich wie innerlich überzeugt gesagt, dass dies kein Grund zu sein brauche, die Bedingungen des Westens abzulehnen, da das deutsche Volk die nationalsozialistische Führung doch nach spätestens fünf oder sechs Jahren zurückrufen würde.

Aber das war das einzig© Mal gewesen, dass Worte fielen, die der absoluten Wirklichkeit so nahe kamen, dass sie vom Ende des nationalsozialistischen Regimes sprachen und damit von der einzigen Möglichkeit, mit den Westmächten zu Friedensverhandlungen zu kommen – einer Möglichkeit, die in Wirklichkeit zwar auch schon überholt war, die auf jeden Fall aber von Männern hätte versucht werden müssen, welche das

Schicksal der Regierten über das der Regierenden stellten.

Aber Goebbels' vorsichtig tastende Formulierungen standen im leeren Raum. Sie verstummten, so bald sein sonst so reger, Hitler gegenüber aber sklavisch ergebener Geist eine Spur des Unmuts bei Hitler, der in schweigender Verdüsterung den nächtlichen Gesprächen folgte, entdeckte.

Speer wusste noch manches zu berichten von Worten und Vorschlägen Hewels, der, klüger und begabter als Ribbentrop, schon seit Jahren auf einen Sonderfrieden mit dem Westen drängte, ohne jemals eine Vollmacht zum Handeln zu bekommen. Er wusste zu berichten von nichtssagenderem, oberflächlicherem und zugleich ebenso vorsichtigem Geschwätz Görings, und er wusste schliesslich zu berichten, dass es tatsächliche, aber völlig dilettantische Versuche Ribbentrops gab, Fühler zu Verhandlungen in Schweden, in der Schweiz und in Portugal auszustrecken und dass diese Fühler ohne direkten Auftrag, aber mit schweigendem Einverständnis Hitlers ausgestreckt wurden.

Darin aber lag die ganze Gespenstigkeit des Geschehens. Goebbels, Naumann, Hewel, Göring umkreisten mit ihren Worten, vorsichtigen Aufforderungen und Ratschlägen einen Mann, dessen Hybris und Trotz so gross geworden waren, dass er sich in seinem Innersten nicht mehr beugen konnte und wollte, weder vor dem Westen noch vor dem Osten. Hitler wollte seine Niederlage nicht durch ein Friedensangebot seinerseits eingestehen.

Er wollte und konnte seinen Stolz nicht zerbrechen. Es gab in den vergangenen Jahren merkwürdige, versteckte Augenblicke, in denen Hitler einige Male der verborgen in ihm drängenden Erkenntnis, dass der Krieg militärisch nicht mehr zu gewinnen sei, dem einen oder anderen seiner Mitarbeiter gegenüber Ausdruck verliehen hatte. Er hatte für einen Augenblick die Notwendigkeit einer politischen Lösung, eines politischen Vergleichs anerkannt. Aber dann hatte er behauptet, er müsse erst einen Sieg erringen, um, gestützt auf diesen Sieg, verhandeln zu können. Vielleicht war er so von 1942 bis 1945

immer wieder vergebens und unter immer schrecklicheren Opfern und Fehlschlägen einem Erfolg, einem Sieg nachgejagt. Vielleicht hatte er schon in den vergangenen Jahren nicht aus der Situation des Unterlegenen heraus einen Frieden anbieten wollen. Schon damals war sein Stolz zu gross und zu unbeugsam geworden.

Zum letzten Male hatte er vor der Ardennen-Offensive geäussert, er kämpfe um einen schlagartigen Erfolg im Westen nur, um dann – mit diesem Erfolg in der Hand – einen Frieden im Westen anzubieten. Aber Speer hatte immer geglaubt, Hitler besser zu kennen. Er hatte immer gesagt, dass, wenn noch ein Erfolg errungen werde, dieser Hitler nicht zum Frieden, sondern erst recht zum Weiterkämpfen und zur Jagd nach neuen illusionistischen Erfolgen veranlassen werde. Wahrscheinlich hatte er recht.

Jede seiner Schilderungen über die verzweifelten Geheimberatungen um Hitler atmete den Trotz des vermeintlichen Titanen, der insoweit klar sah, dass ihn nur der Sonderfriede mit einer der beiden gegnerischen Mächtegruppen und das Bündnis mit dieser Gruppe gegen die andere retten konnte. Aber er weigerte sich, von sich aus um einen Sonderfrieden zu bitten. In irrem Stolz wollte er nicht bitten, sondern umworben werden. Er wollte darauf warten, dass die Koalition zwischen Ost und West von selbst auseinanderbrach und dass er dann nicht als Besiegter und Gebeugter, sondern als Mann, der sich behauptet und recht behalten hatte, auf die ihm genehme Seite treten wollte. Wenn Verhandlungen Ribbentrops dazu beitragen konnten, diese Situation herbeizuführen, ohne dass er persönlich sich blossstellte, so stimmte Hitler ihnen insgeheim zu. Aber er wollte nicht mehr Er bäumte sich auf gegen irgendein Entgegenkommen. Er wollte nicht stürzen und wollte sich nicht unterwerfen.

Er klammerte sich an die Möglichkeit des nahen Zerfalls der Koalition zwischen Ost und West, die er kämpfend überleben wollte.

Speer wusste zu berichten, dass Hitler Anfang April von Bestrebungen deutscher Stellen in Norditalien gehört hatte, insgeheim Friedensverhandlungen und Kapitulationsverhand-

lungen mit den Westmächten zu eröffnen. Er hatte daraufhin den SS- und Polizeiführer in Norditalien, SS-Obergruppenführer Wolff, nach Berlin bestellt und ihm erklärt: ,,Es ist jetzt nicht nötig, die Verteidigung aufzugeben. Man muss einfach durchhalten. Im Osten kann man noch zwei Monate gegen die Russen Widerstand leisten ... In dieser Zeit muss es zu einem Bruch der Allianz zwischen den Russen und den Angelsachsen kommen. Wer von den beiden zuerst an mich gelangt, mit dem werde ich mich gegen die anderen verbünden."

Aber es gab noch etwas anderes, das ebensosehr seinen trotzigen Willen, sich nach keiner Seite zu beugen, sondern das Entgegenkommen der anderen abzuwarten, verriet. Er hatte jeden Plan, die Westfront einfach abzubauen und die Kräfte an die Ostfront zu werfen, abgelehnt. Er hatte Hewels vorsichtigen Vorschlag, auf diese Weise die Westmächte zu einer Entscheidung herauszufordern, damit erwidert, dass er Ende März den Befehl gab, im Bereich der Elbe um Dessau und Wittenberg eine nur für den Kampf nach Westen bestimmte neue Armee aufzustellen. Es war die 12. Armee unter dem Oberbefehl des Generals Wenck, dieses jungen, besonders befähigten einstigen Vertreters von Guderian, der bei der Februar-Offensive in Pommern verunglückt war und Ende März das Lazarett wieder verlassen hatte.

Hitler hatte befohlen, dass zur Aufstellung dieser Armee das letzte noch vorhandene hochwertige Personal der Offiziersschulen in Mitteldeutschland sowie der jüngste Nachwuchs aus dem Arbeitsdienst herangezogen wurde. Aus dem Personal der deutschen Panzertruppenschulen sollte eine Panzerdivision „Clausewitz", aus dem letzten Personal von Offiziersschulen und Reichsarbeitsdienst die Panzergrenadierdivision „Schlageter" sowie die Infanteriedivisionen ,,Potsdam", ,,Scharnhorst", ,,Ulrich von Hutten", „Friedrich Ludwig Jahn", „Theodor Körner" aufgestellt werden. Aber alle diese Kräfte hatte Hitlers trotziger Wille nicht für den Kampf im Osten und nicht einmal dafür bestimmt, der Ostfront an der Elbe den Rükken zu decken. Vielmehr hatte er Wenck, als dieser sich An-

fang April zur Übernahme des Kommandos der zunächst nur auf dem Papier vorhandenen Armee meldete, den Befehl erteilt, mit allen seinen Kräften so schnell wie möglich nach Westen vorzustossen und die Heeresgruppe Model, die eben von den Amerikanern nach ihrem Vormarsch über den Rhein im Ruhrgebiet eingeschlossen worden war, über eine Entfernung von einigen hundert Kilometern hinweg zu befreien.

Als die Heeresgruppe Model kapitulierte, noch bevor Wenck dazu gekommen war, eine einzige seiner Divisionen aufzustellen, hatte Hitler der 12. Armee den Befehl erteilt, im Zusammenwirken mit den Divisionen „Clausewitz" und „Schlageter", die unterdessen dem Oberbefehlshaber Nordwest unterstellt worden waren, westlich der Elbe in den Harz vorzustossen und die nunmehr dort von den Amerikanern eingeschlossene 11. Armee zu befreien. Nichts zeigte deutlicher, dass von einem ernsthaften Willen Hitlers, den insgeheim so viel besprochenen Sonderfrieden im Westen anzustreben oder wenigstens den Kampf dort einzustellen und die Westverbände nach dem Osten zu überführen, keine Rede sein konnte.

Speer berichtete, dass Hitlers Unbeugsamkeit die Worte und Verhandlungsvorschläge derer, die ihn umkreisten, zu leerem Gerede ohne Verbindlichkeit und ohne Bedeutung machte. Sein Wille, blindlings um sich zu schlagen und den Bruch in der feindlichen Koalition abzuwarten, prägte den anderen sein Gesetz auf und zwang sie dazu, sich in ihren Diskussionen, ihren Vorschlägen und Mutmassungen nur mit der unfruchtbaren Theorie dieses Bruchs, seiner Möglichkeiten und seines Termins zu beschäftigen.

Seit dies der Fall war, wurde das Suchen nach den geringsten Anzeichen dieses Bruches noch fieberhafter, noch voreingenommener, noch wirklichkeitsfremder. Die Tatsache, dass es in Alexandrien zu einem Aufstand kommunistischer Matrosen der griechischen Flotte gekommen war, die Tatsache, dass die Engländer ostentativ tatenlos dem Abzug der deutschen Truppen aus der Ägäis und aus Griechenland zusahen, so, als wollten sie deren Kampfkraft für den weiteren Kampf gegen die Russen und gegen die roten Partisanen nicht schwächen,

hatte eine ungeheure Bedeutung erhalten. Genau so hatte man aus der ersten Ansprache des Nachfolgers von Roosevelt, Präsident Truman, und aus dem dort gesprochenen Satz, dass Truman den Krieg in Europa zu einem baldigen Ende führen werde, Schlüsse auf den fortschreitenden Zerfall zwischen Ost und West gezogen.

Goebbels, Naumann und Hewel überboten sich gegenseitig in der Entwicklung von Thesen, Hoffnungen und Möglichkeiten. Und Goebbels zog sich seit Roosevelts Tod von Tag zu Tag mehr auf die These von der unerlässlichen Entscheidung des Schicksals für Hitler – und sei es eine Entscheidung in letzter Minute – zurück und übertrug diese seine These mit der ganzen Kunst der Argumentierung, die ihm gegeben war, auf Hitler und die Reichskanzlei.

Aber klare Bestrebungen in Richtung auf den Sonderfrieden im Westen gab es nicht.

In derselben Nacht, in der Speer Heinrici verliess, blitzte überall im Osten das Feuer der Artillerie auf. Wenige Stunden später verdichtete es sich zu einem einzigen roten Feuerschein und einem wütenden Grollen, das die Erde bis weit ins Hinterland erschütterte.

Das Vorbereitungsfeuer für die sowjetische Grossoffensive an der Oder hatte begonnen.

DIE SCHLACHT UM BERLIN

Der 16. April • Die sowjetische Offensive an Oder und Neisse • „Berlin bleibt deutsch • „Wien wird wieder deutsch“ • Der Durchbruch Konjews • Um das Schicksal der 9. Armee • Die Einschliessung der 9. Armee • Der 20. April • Drei Millionen Berliner • Goebbels letzte 11-Uhr-Konferenz • Hass • Die Kampfgruppe Steiner und der Entsatz von Berlin • Der 22. April • Hitlers erster Zusammenbruch • Illusionen erzeugen Illusionen • Hoffnung auf ein Umschwenken der Engländer und Amerikaner • Wir verteidigen Europa • Jodl in Krampnitz • Geschichte der Armee Wenck • Nochmals Kampfgruppe Steiner • Von Bärenfänger zu Weidling • Wo bleiben die Entsatzarmeen • Die Schlacht um Berlin • Von Schlacht zu Schlacht • Die Auseinandersetzungen zwischen Keitel, Jodl und Heinrici • Jodls Starrsinn: „Wir müssen den Führer befreien“ • Um das Schicksal der 3. Panzerarmee • Das Schicksal der Stadt Neubrandenburg • Heinricis Sturz • Im Bunker der Reichskanzlei • Die letzten Hilferufe • Hitlers Resignation • Das politische Testament • Die Ernennung von Dönitz zum Nachfolger • Hitlers Ende • Bormann und Goebbels an Dönitz • Krebs verhandelt mit Generaloberst Tschuikow • Fritzsche • Der Ausbruchsversuch der Überlebenden des Bunkers • Die Kapitulation Berlins • Der Kampf der Armee Wenck • Die Letzten der 9. Armee • Wenck kapituliert an der Elbe • Dönitz in Plön • Die letzten Kämpfe in Mecklenburg • Von Tippeiskirch und Student • Schwerin von Krosigk • Friede im Westen • Kampf gegen den Bolschewismus • Von Friedeburg im Hauptquartier Montgomerys • Jodl in Reims • Eisenhower • Unerbittlichkeit • Die Kapitulation in Reims • Der Abbau der Illusionen in Flensburg • Himmlers Ende • Der 8. Mai oder die endgültige Kapitulation.

Die Rotarmisten brennen, als seien sie aus Stroh, um die Deutschen und ihre Hauptstadt zur Brandfackel ihrer Rache zu machen. Nach Berlin! Diese Worte lassen sogar die Toten auferstehen, das bedeutet Leben. Ihr Rotarmisten, die Stunde der Rache hat geschlagen.“ Ilja Ehrenburg

Es herrschte noch völlige Dunkelheit, als in der Frühe des 16. April 22’000 sowjetische Feuerschlünde das Trommelfeuer an der Oder eröffneten und nochmals die gleiche Zahl von Geschützen an der Neissefront bei Guben und Forst in den Morgen hineinbrüllte. Das Feuer an der Oder, vor allem bei Frankfurt und Küstrin, dauerte bis gegen 4 Uhr morgens. Dann traten die sowjetischen Sturmtruppen, von zahlreichen Panzern begleitet, aus den Oder-Brückenköpfen zum Angriff an.

Die Dörfer, Güter und Gehöfte in der Oderniederung standen in hellen Flammen. Die aufgehende Sonne konnte den Qualm der Brände, der das weite Gebiet zudeckte, kaum noch durchdringen. Bis weit ins Hinterland hinein zitterten die Häuser vom Luftdruck der berstenden Granaten. Die Luft war erfüllt vom Dröhnen russischer Flugzeugmotoren. Jäger und Schlachtflieger hingen in der Luft, ohne auf ernsthaften Widerstand zu stossen. Urplötzlich aus dem trügerischen Frieden der letzten Wochen herausgerissen, brachen die Einwohner der Oderniederung und mit ihnen die zurückgebliebenen Flüchtlinge im Artilleriefeuer und unter den Bombenwürfen der Flieger auf.

Mit ihren hochbepackten Wagen, mit Handkarren, mit Fahrrädern, Kinderwagen und Schubkarren quälten sie sich auf den engen Strassen und Wegen oder über das flache Feld nach Westen. Diejenigen, die das Höhengelände erreichten und von dort noch einmal auf die Flussniederung zurückblickten, sahen überall die hellen Flammen, in denen ihre Häuser und Anwesen oder ihre letzten Zufluchtsstätten niederbrannten. Auf der Höhe gerieten die Fliehenden in den Bereich der Tiefflieger. Ihre Maschinengewehre und Sprengbomben trafen, obwohl

hauptsächlich gegen die rückwärtigen Verbindungen der deutschen Oderfront gerichtet, die Zivilbevölkerung gleich schwer, zerstörten viele ihrer Fahrzeuge, töteten Menschen an den Strassen und trieben die anderen in Deckungen, die sich gerade boten. Fahrzeuge und Tiere irrten umher und versperrten die Strassen. So begann von neuem die grosse Flucht mit Furcht und Entsetzen, Tod und Vergewaltigung – ein Abbild des Schicksals, das vom Januar bis zum März die Millionen zwischen Weichsel, Oder und Neisse in Bewegung gesetzt hatte.

Heinrici hatte sich sofort nach Erhalt der ersten Meldung über den Beginn des Angriffs mit einem kleinen Teil seines Stabes auf einen vorgeschobenen Gefechtsstand in Dammühle westlich von Straussberg begeben, während der Hauptteil seines Stabes bei Prenzlau zurückblieb. Die Korps der 9. Armee, gegen die sich die Hauptwucht des sowjetischen Angriffs an der Oder richtete, setzten sich trotz ihrer absoluten Unterlegenheit an Zahl und Material mit wenigen Ausnahmen tapfer zur Wehr. Sie verhinderten zunächst den sowjetischen Versuch, die Oder südostwärts Eberswalde zu überschreiten und behaupteten sich im Gebiet von Frankfurt. Aber in der Gegend westlich von Küstrin, im Raum um Wriezen, drangen die weit überlegenen sowjetischen Angriffskolonnen schon am Nachmittag des 16. April fast bis auf die Höhen am Westrande der Oderniederung vor.

Während an der Oder aber zunächst noch von keinem schnellen Durchbruch gesprochen werden konnte, kamen von der Neissefront Berichte, die eine Katastrophe ankündigten. Hier zerriss schon am 16. April unter der fürchterlichen Wucht sowjetischer Massenangriffe die viel zu schwache Front der 4. Panzerarmee. Die 2. und 4. sowjetische Panzerarmee, frisch aufgefüllt mit mehreren tausend schweren Panzern und von mehreren Infanteriearmeen gefolgt, unterstützt durch einige Luftflotten, durchbrachen die Front.

In atemberaubender Schnelligkeit entwickelte sich ein tiefer Durchbruch, durch den die motorisierten russischen Armeen nach Westen und Nordwesten rollten. Sie überrannten eine Bevölkerung, die zum grössten Teil gar nicht mehr zur

Flucht kam und rissen sie in den Taumel siegestrunkener Grausamkeit, der die Ereignisse des Januar, Februar und März östlich von Oder und Neisse bestimmt hatte.

Die Illusionen und Hoffnungen, die Roosevelts Tod auf eine so gespenstische Art und Weise erweckt hatte, geisterten noch durch die Reichskanzlei, als die Meldungen über den sowjetischen Grossangriff an Oder und Neisse dort eintrafen. Sie bildeten ebenso den gespenstischen Hintergrund zu dem Tagesbefehl, den Hitler am Nachmittag des 16. April zusammen mit Goebbels aufsetzte. Er lautete:

„Soldaten der deutschen Ostfront!

Zum letztenmal ist der jüdisch-bolschewistische Todfeind mit seinen Massen zum Angriff angetreten. Er versucht, Deutschland zu zertrümmern und unser Volk auszurotten. Ihr Soldaten aus dem Osten wisst zu einem hohen Teil heute bereits selbst, welches Schicksal vor allem den deutschen Frauen und Kindern droht. Während die Alten, Männer und Kinder ermordet werden, werden Frauen und Mädchen zu Kasernenhuren erniedrigt. Der Rest marschiert nach Sibirien.

Wir haben diesen Stoss vorausgesehen, und seit dem Januar dieses Jahres ist alles geschehen, um eine starke Front aufzubauen. Eine gewaltige Artillerie empfängt den Feind. Die Ausfälle unserer Infanterie sind durch zahllose neue Einheiten ergänzt. Alarmeinheiten, Neuaufstellungen und Volkssturm verstärken unsere Front.

Der Bolschewist wird dieses Mal das alte Schicksal Asiens erleben, das heisst, er wird und muss vor der Hauptstadt des Deutschen Reiches verbluten.

Wer in diesem Augenblick seine Pflicht nicht erfüllt, handelt als Verräter an unserem Volk. Das Regiment oder die Division, die ihren Platz verlassen, benehmen sich so schimpflich, dass sie sich vor den Frauen und Kindern, die in unseren Städten dem Bombenterror standhalten, werden schämen müssen.

Achtet vor allem auf die verräterischen wenigen Offiziere und Soldaten, die, um ihr eigenes erbärmliches Leben zu si-

chern, im russischen Solde, vielleicht sogar in deutscher Uniform, gegen uns kämpfen werden. Wer Euch Befehle zum Rückzug gibt, ohne dass Ihr ihn genau kennt, ist sofort festzunehmen und nötigenfalls augenblicklich umzulegen, ganz gleich, welchen Rang er besitzt.

Wenn in diesen kommenden Tagen und Wochen jeder Soldat an der Ostfront seine Pflicht erfüllt, wird der letzte Ansturm Asiens zerbrechen, genau so, wie am Ende auch der Einbruch unserer Gegner im Westen trotz allem scheitern wird.

Berlin bleibt deutsch, Wien wird wieder deutsch, und Europa wird niemals russisch.

Bildet eine verschworene Gemeinschaft zur Verteidigung nicht des leeren Begriffes eines Vaterlandes, sondern zur Verteidigung Eurer Heimat, Eurer Frauen, Eurer Kinder und damit unserer Zukunft!

In dieser Stunde blickt das ganze deutsche Volk auf Euch, meine Ostkämpfer, und hofft nur darauf, dass durch Eure Standhaftigkeit, Euren Fanatismus, Eure Waffen und unter Eurer Führung der bolschewistische Ansturm in einem Blutbade erstickt.

In dem Augenblick, in dem das Schicksal den grössten Kriegsverbrecher aller Zeiten von dieser Erde weggenommen hat, wird sich die Wende des Krieges entscheiden.

gez. Adolf Hitler."

Am 17. April, an dem dieser Befehl die deutschen Verbände an der Oder erreichte, konnte sich die deutsche Front noch im Wesentlichen behaupten. Aber am 18. April drangen die Russen westlich Küstrin unaufhaltsam weiter vor.

Im Nordflügel der 9. Armee entstand eine tiefe Einbuchtung. Es trat ein, was Heinrici vorausgesehen hatte. Die Abwehrkraft der zum grossen Teil improvisierten deutschen Einheiten erlahmte, und die vorhandenen Reserven waren zu schwach, um überall dort zur Stelle zu sein, wo nach ihnen gerufen wurde. Um die gleiche Zeit zeigte es sich, dass Hitlers wunschbestimmte Annahme, der sowjetische Angriff werde sich über Dresden auf Prag richten, ein Irrtum gewesen war.

Die Masse der sowjetischen Angriffskolonnen, die bei Guben und Forst die 4. deutsche Panzerarmee durchbrochen hatten, schwenkte nach Norden und Nordwesten ein. Es wurde sehr schnell klar, dass sich ihr Angriff gegen Berlin richtete und dass sie in den Rücken der Oderfront vorstiess.

Nachdem die 4. Panzerarmee auseinandergerissen und nach Südwesten abgedrängt war, vollzog sich der sowjetische Vormarsch am 17., 18. und 19. April mit solcher Geschwindigkeit, dass das Oberkommando des Heeres das Lager Maybach bei Zossen Hals über Kopf räumen musste, ohne es vorher zerstören zu können. Das gleiche galt für den Wehrmachtsführungsstab, der ebenso hastig in die Reichsluftschutzschule Wannsee verlegt wurde, während die Abschüsse der sowjetischen Panzerkanonen bereits zu hören waren.

Zwischen zersprengten, fliehenden Resten deutscher Einheiten und ebenso versprengten Flüchtlingskolonnen, die viel zu spät aufgebrochen waren, erschienen sowjetische Panzer an der Autobahn südlich von Berlin und bedrohten schon am 19. April den Rücken der 9. Armee, deren südlicher Flügel sich noch an der Oder behauptete, während der Nordflügel sich im Gebiet von Müncheberg, weit zurückgeworfen, noch verzweifelt zur Wehr setzte, aber schon erkennen liess, dass sein Zusammenbruch dicht bevorstand und dass dann Shukows Panzerkolonnen ungehindert nach Berlin marschieren würden.

Am Abend des 19. April kehrte Heinrici von seinem vorgeschobenen Gefechtsstand nach Prenzlau zurück. Es geschah nicht nur, weil es sich als unmöglich erwiesen hatte, von Dammühle aus mit den dort vorhandenen beschränkten Nachrichtenmitteln die von Durchbruch und Verwirrung bedrohte Front zu führen.

Es geschah vor allem, weil Heinrici die Überzeugung gewonnen hatte, dass die 9. Armee sofort von der Oder zurückgenommen und südwestlich an Berlin vorbei nach Norden gezogen werden müsse. Es gehörte kein grosser Weitblick dazu, um vorauszusehen, dass die Armee, wenn ihr Südteil an der Oder gebunden blieb, innerhalb weniger Tage eingeschlossen und der sicheren Vernichtung überantwortet sein würde.

Wenn Shukows Panzermassen bei Müncheberg die Verbin-

dung zwischen der 9. Armee und der 3. Panzerarmee im Norden endgültig durchbrachen und nach Berlin strömten, stiessen sie zwangsläufig auch in den Rücken der 9. Armee. Binnen weniger Tage mussten sie sich mit den von Süden gegen Berlin vordringenden Panzern des Marschalls Konjew, denen praktisch keine deutschen Kräfte mehr entgegenstanden, vereinigen und die 9. Armee in einem Kessel fangen, aus dem es kein Entrinnen mehr gab. Heinrici setzte sich persönlich mit Krebs in Verbindung, schilderte ihm die Lage so, wie er sie sah, und stellte die dringende Forderung, die 9. Armee sofort zurückzunehmen. Er irrte sich jedoch, wenn er annahm, Krebs werde seiner Beurteilung der Lage zustimmen.

Hitler hatte eben den Befehl erteilt, dass die 9. Armee nicht nur an der Oder halten, sondern zum Angriff nach Süden antreten müsse, um die Durchbruchslücke an der Neisse wieder zu schliessen und sich mit dem gleichzeitig angreifenden Nordflügel der Heeresgruppe Schörner wieder zu einer Front zu vereinen. Es war wieder ein Befehl, der seiner Flucht aus der Wirklichkeit entsprang, der alle Kräfteverhältnisse missachtete und einige wenige abgekämpfte Divisionen, die sich auf seinen Karten als Armeen darstellten, gegen zehn- und zwanzigfache Überlegenheit zu einem unerreichbaren Erfolge führen wollte.

Krebs war genau so wenig, wie in den Wochen vorher, bereit, zu widersprechen, der Wirklichkeit gerecht zu werden und um das Schicksal der 9. Armee zu kämpfen. Er wies Heinricis Lagebeurteilung zurück und gab stattdessen Hitlers Befehl, nach Süden in die Flanke von Konjews Durchbruchskeil hinein anzugreifen, weiter. Er fügte hinzu, Schörner habe bereits den sofortigen Angriff nach Norden zugesagt und mitteilen lassen, er sei fest von dessen schnellem Erfolg überzeugt. Unausgesprochen klang aus seinen Worten die Aufforderung mit, Heinrici möge sich an Schörner ein Beispiel nehmen.

Heinrici kannte Schörner. Er wusste, dass dessen skrupelloser Geist Befehle entgegennahm und ihre Ausführung ver-

sprach, auch wenn er wusste, dass sie sinnlos waren und dass er ihre Ausführung gar nicht in Angriff nehmen würde. Erbittert über Krebs' Erwiderung und von den Erfahrungen erfüllt, die er in den vorangegangenen Wochen mit Krebs und Hitler gemacht hatte, versuchte er, Funkverbindung mit dem Hauptquartier Schörners aufzunehmen. Aber dies gelang in der allgemeinen Verwirrung nur unvollkommen. Es war unmöglich, eine klare Auskunft darüber zu bekommen, ob Schörner wirklich einen Angriff nach Norden plante, oder ob Krebs nur versuchte, einen Heeresgruppenbefehlshaber gegen den anderen auszuspielen und ihn zu veranlassen, etwas absolut Unmögliches zu versuchen. Erst durch die Entsendung eines Ordonnanzoffiziers über den sowjetischen Durchbruchskeil hinweg zur 4. Panzerarmee gelang es, einige Klarheit über die Verhältnisse im Süden zu erhalten. Heinrici erfuhr, dass die 4. Panzerarmee so schwer getroffen war, dass von einem Gegenangriff nach Norden auch nicht im Entferntesten die Rede sein konnte, dass Schörner sich vielmehr glücklich preisen konnte, wenn es ihm überhaupt noch einmal gelang, seinen Nordflügel gegen die Angriffsmassen Konjews abzuschirmen und mit den Resten der 4. Panzerarmee eine dünne Abwehrfront zwischen Neisse und Elbe aufzubauen. Die Rückkehr des Ordonnanzoffiziers bewies Heinrici, dass Krebs tatsächlich eine Täuschung versucht hatte, um eine Ausführung von Hitlers Befehl zu erzwingen, und dass es auf jeden Fall für die 9. Armee nur eine Rettung vor der Umfassung von Süden und Norden gab; den sofortigen Abzug von der Oder.

Seit Heinrici durch den Kampf um die Aufstellung von Reserven hinter der Oderfront und durch das Zusammentreffen mit dem Kampfkommandanten von Berlin der Notwendigkeit des Ungehorsams gegenübergestanden hatte, hatte dieses Problem für ihn seine Schrecken verloren. Der kleine unscheinbare General hatte eine Brücke überschritten, an die er vorher wahrscheinlich nie gedacht hatte und die Hunderte andere seinesgleichen nicht überschritten hatten und mit bestimmten Ausnahmen auch nicht überschreiten würden. Er schrak daher auch

am 20. April nach der Rückkehr des Ordonnanzoffiziers nicht davor zurück, notfalls nochmals die Verantwortung des Ungehorsams zu tragen, um das ihm Notwendige und vernünftig Erscheinende zu tun. Er schrak davor um so weniger zurück, als am Vormittag dieses schicksalhaften 20. April seine Front trotz aller verzweifelten Gegenmassnahmen in zwei Teile zerrissen war und damit für Shukow der Weg auf Berlin offenstand.

Ostwärts von Berlin, in der tiefen Einbuchtung seiner Front, am Nordflügel der 9. Armee hatte er in der Nacht zum 20. April noch einmal alles zusammengerafft, was er noch an Reserven besass. Es war ein hoffnungsloses Unterfangen gegen eine Übermacht gewesen, von deren erdrückendem Ausmass die Soldaten zu berichten wussten, die immer wieder eingeschlossen, immer wieder von unerschöpflich nachströmenden feindlichen Kolonnen umflutet, von Fliegerangriffen und dem Feuer unvorstellbarer Artilleriemassierungen eingedeckt, sich zur Wehr gesetzt hatten.

Ihre Kraft versiegte. Die noch kampffähigen, dezimierten Teile wichen vermischt mit Flüchtlingen und aufgelösten Kolonnen auf Berlin zurück. Andere zogen sich kämpfend nach Süden und Südwesten und schirmten die 9. Armee gegen Norden ab. Wieder andere wichen nach Nord-Nordwesten gegen den Hohenzollern-Kanal hin aus, am Südflügel der schwachen 3. Panzerarmee, die bis zum Morgen des 20. April noch nicht angegriffen worden war, vor deren Front aber in den ersten Stunden dieses 20. April das Vorbereitungsfeuer für einen Angriff der Heeresgruppe Rokossowski über den Unterlauf der Oder erdröhnte.

Heinrici entschloss sich, die 9. Armee – wenn sich ihm keine andere Möglichkeit bot – auch gegen den Willen des Generalstabs des Heeres und gegen den Willen Hitlers von der Oder zurückzuführen, bevor sie endgültig eingeschlossen war. Er wollte sie südlich und südwestlich an Berlin vorbeiführen, um dann unter Vermeidung einer Schlacht bei Berlin wieder einen Frontzusammenhang mit der 3. Panzerarmee herzustellen und eine letzte Abwehrfront zwischen Oder und Elbe aufzubauen.

Heinrici und sein Stabschef Kinzel setzten sich mit General

Busse in Verbindung, um die notwendigen Massnahmen zu besprechen. Von einem Angriff gegen Süden war dabei überhaupt nicht die Rede. Er schied aus allen wirklichkeitsnahen Betrachtungen aus. Es handelte sich lediglich darum, ob die 9. Armee weiter an der Oder kämpfen und der sicheren Umfassung entgegengehen oder rechtzeitig zurückweichen sollte. Aber General Busse sah sich durch den Befehl Hitlers, an der Oder stehen zu bleiben, gebunden.

Heinrici setzte sich von neuem mit Krebs in Verbindung. Er forderte nochmals die Zurücknahme der 9. Armee. Er erhob erbitterte Vorwürfe über die offensichtliche Täuschung durch den angeblichen Angriff Schörners nach Norden. Krebs ging auf diesen Angriff nicht mehr ein. Er stellte lediglich fest, dass Hitler das Festhalten der 9. Armee an der Oderfront verlange, die 9. Armee binde dort die sowjetischen Angriffskräfte und hindere sie am schnellen Vorgehen gegen Berlin. Heinrici versuchte die absolute Sinnlosigkeit dieser These nachzuweisen. Er wies darauf hin, dass der Durchbruch bereits vollzogen sei, dass die 9. Armee spätestens innerhalb ein, zwei Tagen eingeschlossen sein werde und dass ihr Todeskampf dann bei der gegnerischen Übermacht ohne Bedeutung für die Operation des Gegners sein müsse. Krebs wurde verletzend kalt, wies jede weitere Darlegung zurück und erklärte: „Der Führer hat befohlen, dass die 9. Armee dort kämpft, wo sie jetzt steht. Der Führer vertraut auf die 9. Armee."

Die inzwischen einlaufenden Meldungen deuteten darauf hin, dass sich der Ring um die 9. Armee nahezu geschlossen hatte. Vielleicht war er bereits ganz geschlossen. Eine wirklich klare Übersicht gab es nicht. Verbände der 9. Armee kämpften jetzt in der allgemeinen Linie südlich Fürstenberg–Fürstenwalde– Woerthersee–Schwielow-See. Konjews Panzer und Motorkolonnen waren offenbar dabei, die Durchgänge durch die Seenkette zwischen dem grossen Mittelsee und Teupitz zu schliessen. Noch war die sowjetische Front im Rücken der 9.

Armee schwach. Aber es war höchste Zeit für die Armee, nach Westen auszubrechen. Heinrici entschloss sich auf eigene Verantwortung, der 9. Armee den Befehl zum Rückmarsch bzw. zum Ausbruch nach Westen zu erteilen und diesen Befehl selbst zu verantworten. Was nachher geschehen mochte, musste eben geschehen. Er beauftragte seinen Stabschef, General Busse bzw. dessen Stabschef aufzusuchen, die Lage der Armee an Ort und Stelle zu klären und Busse den Befehl zu übermitteln, sich so schnell wie möglich nach Westen abzusetzen. Es erwies sich jedoch, dass es bereits zu spät war und dass es nicht mit der notwendigen Geschwindigkeit möglich war, die selbst in schwere Kämpfe im Osten und Nordosten verstrickten Verbände der 9. Armee aus dem Kampf zu lösen und nach Westen zu überführen. Busse selbst hatte zweifellos recht, wenn er darauf hinwies, dass eine überstürzte Umgruppierung seiner zum grossen Teil unerfahrenen und provisorisch zusammengesetzten Verbände die Gefahr der Panik und der Auflösung in sich barg, die von vornherein den Marsch nach Westen illusorisch machen würde. Das galt allerdings nur dann, wenn er sich darüber hinwegtäuschte, dass es für seine Armee bereits so oder so um Tod oder Leben ging und dass das Risiko bei der Umgruppierung seiner Verbände keinesfalls grösser sein konnte als die Gefahr der Vernichtung, die sicher heraufzog. Darüber zu rechten, war in der allgemeinen Verwirrung der Fronten sowohl für Kinzel als auch für Heinrici schwer. Es war genau so schwer wie die gewissenhafte Auseinandersetzung mit der damals aufsteigenden Vermutung, dass Busse nur Vorwände gebrauchte, um sich von der Befolgung eines Befehls zu befreien, von dem er wusste, dass er dem Willen und den Befehlen Hitlers glatt widersprach und nicht übersehbare Folgen haben konnte. Nur zu leicht erzeugten Verwirrung und Verbitterung des Augenblicks Gefühle und Vermutungen, die der Wirklichkeit nicht standhielten.

Die Wirklichkeit selbst besagte nur, dass die 9. Armee am 21. April im Raume Guben–Müllrose–Fürstenwalde–Königswusterhausen–Lübben eingeschlossen war. Ausser den Trup-

pen der 9. Armee befanden sich im Einschliessungsring Zehntausende von Flüchtlingen, die im Februar und März in den Orten südostwärts Berlin eine Zuflucht gefunden hatten, oder in den Wäldern südlich Fürstenwalde provisorische Lager aufgeschlagen hatten. Ihre Zahl wurde vermehrt durch die Bevölkerung des Kampfgebiets, die in wilder Flucht in die Wälder hineingeströmt war. Alle diese Menschen litten nach wenigen Tagen in gleicher Weise wie die Truppen. Luftangriffe häuften sich. Es gab wohl Verpflegung und Wasser. Sehr schnell aber stellte sich Munitionsmangel ein. Es fehlte an Treibstoff. Damit fielen mehr und mehr motorisierte Fahrzeuge aus. Nachrichtenverbindungen hörten auf zu funktionieren. Truppen, Flüchtlinge und Bevölkerung vermischten sich sehr bald miteinander. So begann der furchtbare letzte Kampf der 9. Armee, der bis in die ersten Maitage hinein dauern sollte.

Während sich die Einschliessung der 9. Armee vollendete, griff seit dem Morgen des 20. April die sowjetische Heeresgruppe Rokossowski über den Unterlauf der Oder an. Trotz erheblicher Verluste gelang es ihren Verbänden, südlich von Stettin einen Brückenkopf am linken Ufer des Überschwemmungsgebiets der Oder zu erobern. In schweren Kämpfen dehnten sie diesen Brückenkopf bis in den Raum nördlich Schwedt aus.

Rokossowski begann sofort, mit Ponton- und Sturmbooten grössere Truppenmengen und Panzer überzusetzen. So geriet die 3. Panzerarmee mit ihren sehr beschränkten Kräften in eine doppelt bedrohliche Lage hinein. Am Nordflügel drückte Rokossowski mit Übermacht. Im Süden riss Shukows schnelles Vordringen auf Berlin und nördlich an Berlin vorbei die Flanke der Armee auf der weiten Strecke von Eberswalde nach Oranienburg und darüber hinaus bis nach Kremmen immer weiter auf. Um diese Flanke wenigstens halbwegs zu sichern, erteilte Heinrici dem SS-Obergruppenführer Steiner, der unter Himmler in Pommern die sogenannte 11. SS-Panzerarmee geführt hatte und nach den schweren Rückschlägen mit seinem Stab in Mecklenburg damit beschäftigt gewesen war, Ver-

sprengte aufzulesen und neue Einheiten zu bilden, den Auftrag, im Gebiet des Finow- und Hohenzollern-Kanals einen provisorischen Flankenschutz aufzubauen. Dazu konnten ihm jedoch ausser den nach Norden abgedrängten versprengten Resten von Verbänden nur noch einige behelfsmässige Einheiten, darunter Marinetruppen ohne Führungsmittel, ohne schwere Waffen und ohne Kampferfahrung zur Verfügung gestellt werden.

Heinrici war, als er diesen Befehl erteilte, noch von dem Gedanken ausgegangen, Berlin nicht zu verteidigen, die 9. Armee südlich und westlich an Berlin vorbeizuziehen und dann im Norden von Berlin eine Abwehrfront zwischen Oder und Elbe aufzubauen. Wenn ihm jedoch der vergebliche Kampf um die 9. Armee zeigte, dass Hitlers trotziger Wille und Hitlers Selbsttäuschungen über die wirkliche Lage so bestimmend waren wie nur je zuvor, so lehrten ihn die nun folgenden Erfahrungen mit der „Kampfgruppe Steiner", dass alle Hoffnungen, wenigstens in dieser letzten Phase, nach vernünftigen Prinzipien zu handeln, irrig waren.

Seit dem 18. April gab es kaum eine tiefere Kluft als die zwischen Heinricis Versuchen, den Realitäten gerecht zu werden, und der Atmosphäre der Reichskanzlei. Was sich in Hitlers Aufruf an die Ostfront-Soldaten am 16. April mit neuer manischer Gewalt angekündigt hatte, die Auflehnung gegen die Wirklichkeit, drückte dieser Atmosphäre den Stempel auf.

Goebbels' Staatssekretär, Dr. Naumann, war angesichts der ersten Katastrophenmeldung an der Oder von Berlin hinaus nach Osten gefahren. Er hatte geschlagene, in Unordnung zurückgehende Einheiten, vermischt mit fliehender Bevölkerung, gesehen, ein Bild des Chaos. Er war nicht Soldat genug, er war zu sehr in das Schicksal des Regimes und in seine Illusionen über die mögliche Wende im Westen verstrickt, als dass er wenigstens jetzt hätte erkennen können oder erkennen wollen, dass sich hier einfach die absolute Erschöpfung der Kräfte aussprach. Durchdrungen von den selbstkonstruierten

Fiktionen über die noch möglichen politischen Lösungen, zu denen die Behauptung der Oder eine Voraussetzung war, sah er überall Schwäche, Feigheit, Verrat und den fehlenden Willen, die Lösungen zu begreifen, die in seinen Fiktionen lebendig waren.

Er fuhr in die Reichskanzlei. Er berichtete Hitler über seine Eindrücke, über Chaos und offenbare Schwäche. Andere Funktionäre und junge Offiziere mit der Kurzsichtigkeit und leichten Lenkbarkeit der Jugend, ohne Weitblick, ohne Kenntnis der grösseren Zusammenhänge, infolge ihrer Erziehung immer bereit, Verrat und Feigheit für jeden Rückschlag verantwortlich zu machen, wurden von Hitler mit direkter Berichterstattung beauftragt.

So gerieten alle Meldungen Heinricis in eine Atmosphäre hinein, in der sich Hitlers abgrundtiefes Misstrauen gegen Offiziere und Verräter und jede Rückzugsabsicht von neuem erhitzte, und in dem seine Wunschbilder ihn noch einmal, wie seit Jahren, dazu verführten, auf die Stimmen derer zu horchen, deren Berichte diesen Wunschbildern schmeichelten, nicht aber auf die Wirklichkeit. Weder Keitel noch Jodl noch Krebs widersprachen ihm.

Hitler klammerte sich bis zum 20. April mit einem Willen, der nichts Menschliches mehr an sich hatte, an die Oderlinie. Aus diesem Grunde verbannte er die 9. Armee an die Oder und damit in ihre Einschliessung. Aus diesem Grunde befahl er der 9. Armee und der 4. Panzerarmee die undurchführbaren Flankenangriffe gegen den riesigen Durchbruchskeil Konjews. Er wollte die Oderfront wieder schliessen. Er weigerte sich, anzuerkennen, dass sie hoffnungslos aufgerissen war. Und der im Umgang mit Hitler geschulte Geist Jodls und der bewegliche Optimismus Krebs' gaben seinen Willen an die zerbrechende Front weiter.

Auch als am 20. April der Durchbruch Shukows auf Berlin nicht länger zu verkennen war, gab Hitler den Willen, die Oder Zu halten, nicht auf.

Es war der Tag seines 56. Geburtstages. Während schon das Grollen der Artillerie in der Ferne zu hören war und die Hiobsbotschaften sich häuften, während klar wurde, dass Berlin in

wenigen Tagen eingeschlossen sein würde, und dass darüber hinaus ein Zusammentreffen von Panzerspitzen Konjews und Panzerspitzen der Amerikaner an der Elbe den Weg nach Süddeutschland versperren konnte, versammelten sich zum letzten Male die Angehörigen seiner Umgebung und zahlreicher Regierungs- und Dienststellen im Bunker der Reichskanzlei, um ihre Glückwünsche zu überbringen. Himmler kam aus Mecklenburg. Auch Speer erschien.

Es war ein graues Geburtstagsfest. Zum ersten Male bekannten Krebs, Jodl und Keitel in vorsichtigen Worten, dass Berlin in Kürze eingeschlossen sein könne. Und alle, Keitel, Himmler, Bormann, Krebs, Burgdorf, Dönitz und Göring bedrängten Hitler, Berlin zu verlassen, bevor es zu spät sei, und sich nach Süddeutschland zu begeben, dort im Schutze der Berge den Kampf fortzusetzen und den Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Ost und West zu erwarten.

Nur Goebbels widersprach. Er trat dafür ein, in Berlin zu bleiben. Er hatte einmal Berlin erobert. Er war der Gauleiter von Berlin. Er wollte Hitler in seinem Bereiche behalten und an seiner Seite siegen oder fallen. In seinem rastlosen Geist, dem es immer mehr auf die Wirkung als auf den Gehalt angekommen war, bereitete sich für das Ende, gegen dessen Erkenntnis er sich am 20. April noch mit allen Kräften wehrte, der Entschluss zu einem dramatischen Untergang vor. Es war der Entschluss zu einem Tod in den Trümmern Berlins, im Kampf gegen den Bolschewismus, der später einmal, wenn die so sehr mit Blindheit geschlagene europäische und westliche Welt die furchtbare Drohung der Sowjetunion erkennen würde, zum Ansatzpunkt für eine reumütige Heroisierung des Nationalsozialismus und seiner selbst führen könnte.

Aber Hitler verschloss sich allen Einwirkungen. Sein Blick war auf die Oder gerichtet. Sein Schicksalsglaube, der ihn lange Zeit in der Überzeugung hatte leben lassen, dass z. B. Ostpreussen nicht verlorengegangen wäre, wenn er sein Hauptquartier in Rastenburg nicht verlassen hätte, erfüllte seine von der Hybris seines magischen Machtbewusstseins irregeleitete Seele.

Er klammerte sich an den Glauben, dass, wenn er in Berlin bleibe und seinen Willen ausstrahle, die Oderfront wieder geschlossen werden könne. Er stimmte zu, dass eine Regelung, die etwa zehn Tage zuvor für den Fall einer direkten Bedrohung Berlins besprochen worden war, in Kraft trat. Er ernannte dementsprechend Dönitz für den Fall der Zweiteilung Deutschlands zum Oberbefehlshaber Nord. Für den Süden liess er die Ernennung des Feldmarschalls Kesselring zum Oberbefehlshaber Süd noch offen und nährte damit in seiner Umgebung den Glauben, dass er doch noch Berlin verlassen werde.

Er stimmte zu, dass die Angehörigen der Ministerien und die Minister der Reichsregierung Berlin verliessen, um sich entweder nach Berchtesgaden oder aber nach Mecklenburg zu begeben und dort die Verwaltungstätigkeit fortzusetzen. Er stimmte zu, dass Himmler sich ganz nach dem Norden begab und dass Ribbentrop nach dem Norden übersiedelte, um dort Spielraum für die Fortsetzung seiner undurchsichtigen Verhandlungsversuche mit dem Westen über Stockholm zu behalten.

Er gestattete, dass Göring sich nach Berchtesgaden begab und nur seinen Generalstabschef Koller und seinen Verbindungsoffizier zu Hitler, General Christian, in einem Ausweichquartier des Luftwaffenführungsstabes bei Berlin zurückliess. Sein Abschied von Göring war kalt – getragen von seiner Verbitterung über das Versagen der Luftwaffe. Er verlangte nur, dass sein militärischer Führungsapparat zurückblieb, mit Keitel, Jodl und Krebs, aber er bestätigte die Aufstellung eines besonderen Führungsstabes des OKW in Süddeutschland unter der Führung des Generals Winter.

Der letzte, der sich verabschiedete, war Speer. Die Qual seiner gespaltenen Seele, die ihn zwischen dem Gefühl seiner Verpflichtung an das deutsche Volk und seiner Dankbarkeit für Hitler hin und her trieb, hatte ihn noch einmal nach Berlin geführt, obwohl er inzwischen seine Versuche fortgesetzt hatte, unsinnige Zerstörungsmassnahmen zu verhindern; obwohl er inzwischen im Schutz des ihm befreundeten, der Wirklichkeit aufgeschlossenen Hamburger Gauleiters Kauf-

mann im Hamburger Sender bereits eine Rede auf Schallplatten gesprochen hatte, die sofort nach Hitlers Tod gesendet werden sollte. In dieser Rede wandte er sich nicht gegen Hitler selbst, wohl aber gegen alle, die seinen Befehlen getreu über Hitlers Tod hinaus Vernichtungs- und Zerstörungsmassnahmen durchführen wollten. Er hatte die Rede auf Schallplattten niedergelegt, weil er, vom Bewusstsein seines „Verrats" erfüllt, um sein Leben fürchtete.

Als er den Bunker unter der Reichskanzlei verliess, war die Nacht auf den 21. April hereingebrochen. Weit im Osten sah er ein rotes Leuchten am Himmel, und über Berlin flogen Flugzeuge, deren Motore andere Geräusche verursachten als die gewohnten Motore der amerikanischen und englischen Maschinen.

Unter der Betondecke des Bunkers versammelten sich unterdessen noch einmal Keitel und Jodl und Krebs mit Adjutanten und Gehilfen um Hitler.

Die Ereignisse des Geburtstages waren versunken. Hitler lebte wieder ganz in der Welt des Kampfes um die Oder. Er hörte Krebs' und Jodls vorsichtig dosierte, vorsichtig um die Wirklichkeit kreisende Berichte. Er hörte, dass Shukow zwar in breiter Front gegen Berlin vordringe, und dass er auch bereits nördlich von Berlin vorstosse, er hörte, dass auch bei Stettin ein sowjetischer Brückenkopf entstanden sei, dass im übrigen aber sowohl die 9. Armee als auch die 3. Panzerarmee sich an der Oder behaupteten, und dass sich am Südflügel der 3. Panzerarmee eine Kampfgruppe unter SS-Obergruppenführer Steiner versammle, welche die 3. Panzerarmee gegen eine Umfassung sichern und ihre weitere Behauptung an der Oder garantieren werde.

Hitler sass über die Karte gebeugt. Die merkwürdige Spannung, die sein Wille ausstrahlte, erfüllte den Raum. Keitel, Jodl und Krebs fühlten, dass der Name Steiner in Hitler eine Reaktion hervorrief. Sie sahen seine zitternde Hand über die Karte fahren. Zumindest Jodl wusste, dass sich in Hitler mit dem Namen Steiner der Begriff besonderer Tüchtigkeit oder Zuverlässigkeit und besonderen Angriffsgeistes verband. Vielleicht ahnte Jodl, dass der Name Steiner in Hitler eine

neue Angriffsidee gebären könne. Aber weder er noch Krebs erklärten Hitler, dass die Kampfgruppe Steiner noch gar nicht existiere, dass sie erst im Aufbau aus hastig zusammengelesenen Kräften war, dass sie selbst nicht einmal wussten, wo Steiner seinen Gefechtsstand aufgeschlagen hatte und dass selbst im besten Falle seine Kräfte zu nichts mehr reichen konnten, als zu einer dünnen, notdürftigen Flankensicherung für die 3. Panzerarmee.

Vielleicht kamen sie auch gar nicht mehr zu dieser Erklärung, weil Hitlers Geist auf der erbitterten Suche nach Operationen, welche Shukow aufhalten sollten, schneller war. Hitler blickte plötzlich auf. Seine zitternde Hand begann über die Karte zu streichen.

Er erklärte erregt, Naumann hätte recht. Alle hätten recht, die darüber berichteten, dass in der Führung an der Oder und in den Truppen an der Oder kein wirklicher Kampfgeist mehr lebendig sei. Deshalb werde die Kampfgruppe Steiner nur zu einer Sicherungsaufgabe verwendet, um die Flanke der 3. Panzerarmee zu sichern. Darin äussere sich der Geist des Rückzugs, der ewige Geist der Schwäche.

Er befehle, dass die Kampfgruppe Steiner innerhalb von 24 Stunden zum Angriff aus dem Raum Oranienburg–Eberswalde nach Süden angesetzt werde. Steiner werde dem Vordringen Shukows im Norden Berlins ein Ende machen. Er werde seine Angriffsspitzen abschneiden und vernichten. Steiner werde eine Verbindung zwischen der 3. Panzerarmee und Berlin herstellen. Er befehle, dass unterdessen das südwestlich von Berlin zurückgehende LVII. Panzerkorps des Generals Weidling sofort nach Berlin gezogen werde, um eine Verteidigungsfront um Berlin aufzubauen und die Verbindung mit Steiner aufzunehmen. Der Nordteil der 9. Armee habe die Verbindung mit Berlin herzustellen und die gesamte Front wieder zu schliessen.

Der Rausch seiner unzerstörbaren Phantasie erfasste ihn wieder. Seit 24 Stunden war nicht mehr von Hitlers Befehl die Rede gewesen, wonach durch einen Angriff der 9. Armee nach Süden sowie durch einen Angriff der 4. Panzerarmee nach Norden der Durchbruchskeil Konjews zerschlagen und die

Front an Oder und Neisse wiederhergestellt werden sollte. Jodl und Krebs hatten dieses Problem vorsichtig umgangen. Jetzt griff Hitler seinen Befehl wieder auf, so, als befinde er sich bereits in der Ausführung.

Er erklärte, wenn Busse nach Süden und Schörner nach Norden angreifen, dann sei auch dort die Front wieder geschlossen. Aber so, als wolle er selbst nicht weiter in die Tiefe dringen, so, als ahnte er hier eine Wirklichkeit, die seine Wunschbilder zerstören musste, kehrte er schnell zu Steiner zurück und wiederholte seinen Befehl, dass Steiner auf dem schnellsten Wege nach Süden anzutreten habe. Steiner sei mit allen Kräften, die in Mecklenburg erreichbar seien, zu verstärken. Steiner erhalte jede Vollmacht, seinen Angriff mit den drakonischsten Massnahmen vorwärts zu treiben.

Sein Gesicht hatte sich gerötet und seine Augen glühten dunkel. Historiker mochten später fragen, ob diese plötzliche, verbissene Hinwendung zu der gespensterhaften Kampfgruppe Steiner nichts anderes gewesen sei als eine unbewusste Selbstschutzmassnahme des stürzenden Riesen. Ahnte er im Unterbewussten doch die Aussichtslosigkeit all seiner Befehle und Bemühungen, vor allen Dingen gegenüber der 9. Armee und 4. Panzerarmee? Ahnte er dunkel die Wirkungslosigkeit seiner Macht und seiner so lange geübten absoluten Befehlsgewalt gegenüber den sich vollziehenden Realitäten? Vergass er die übrigen Bereiche an der Oderfront und konzentrierte seinen ganzen Willen und seine ganze Einbildungskraft plötzlich auf den winzigen Bereich der Kampfgruppe Steiner, um sich, seinen Willen und seine Macht noch einmal in einem begrenzten Bereich zu bestätigen?

Auch die Historiker würden darauf keine Antwort wissen. Sie können nur feststellen, dass der Angriff der Kampfgruppe Steiner, der in der Nacht auf den 21. April plötzlich in den Mittelpunkt der makabren strategischen Erwägungen und Befehle im Bunker der Reichskanzlei trat, den Auftakt zu Hitlers Ende in sich schloss.

Seit dem 18./19. April, als die ersten Meldungen von den sowjetischen Erfolgen an der Oderfront die Stadt erreicht hatten, lebte Berlin unter dem Schatten des nahenden Endes. Wenn sich seit den Februar- und Märztagen fast jeder Berliner über den drohenden Schatten klar gewesen war, der ganz nahe hinter der Oder lauerte, wenn Ungezählte sich trotzdem bemüht hatten, sich abzulenken und an Wunder zu glauben, so wuchs dieser Schatten jetzt unübersehbar ins Riesenhafte. Berlins Einwohnerzahl hatte einmal vier Millionen betragen. Sie war dann unter der Einwirkung der immer schwereren Luftangriffe auf weniger als zweieinhalb Millionen gesunken. Der grosse Mahlstrom der Flucht aus dem Osten, der am 12. Januar begonnen hatte, hatte die Zahl der Einwohner wieder auf rund dreieinhalb Millionen hinaufgetrieben. Keine amtliche Stelle wusste genau zu sagen, wie hoch die Zahl war und wo überall Flüchtlinge aus dem Osten Unterkunft gesucht hatten.

Das Leben der Millionen begann sich, während am 19. April zum erstenmal laufend Panzeralarm geblasen wurde, endgültig in die Keller, die Bunker, die U- und S-Bahnschächte zu verlagern, nachdem die Luftangriffe die Berliner schon vorher mehr und mehr dazu gezwungen hatten, Schutz unter der Erde zu suchen. Die Strassen und Verkehrsmittel belebten sich mit denen, die unter dem Heulen der Sirenen aus der Stadt zu entkommen suchten. Frauen standen vor den noch geöffneten Geschäften Schlange, um Lebensmittel für die kommende Zeit zu ergattern. Einzelne Volkssturmabteilungen übten. Millionen horchten nach Osten und horchten auf das, was ihnen der Rundfunk und die Zeitungen sagten. Das Bewusstsein der Grausamkeit des Gegners und die Lebensangst, die auch nach dem Strohhalm greift, trieb die Massen, sofern sie nicht die Möglichkeit der Flucht aus Berlin hatten und diese nutzten, stärker als je zuvor in die Arme der Propaganda und in die Arme des zum Tode verurteilten Regimes. All ihr Denken, ihr Fühlen und auch die vorhandenen inneren Auseinandersetzungen und Zweifel an der nationalsozialistischen Regierung schrumpften auf ein Problem zusammen: den Widerstand ge-

gen das aus dem Osten heranrollende, nach allen vorliegenden Berichten grauenhafte Schicksal.

Am Abend des 19. April, an jenem Vorabend zu Hitlers Geburtstag, hörten sie zum letzten Male die Stimme von Dr. Goebbels bei einer feierlichen Erklärung über den Berliner Rundfunk. Sie hörten:

„In dem Augenblicke des Kriegsgeschehens, in dem, so möchte man glauben, noch einmal, vielleicht zum letzten Male, alle Mächte des Hasses und der Zerstörung von Westen, Osten, Südosten und Süden gegen unsere Front anrennen, trete ich, wie immer noch seit 1933, am Vorabend des 20. April vor das deutsche Volk hin, um zu ihm vom Führer zu sprechen.

Ich kann nur sagen, dass die Zeit in all ihrer dunklen und schmerzenden Grösse im Führer den einzigen würdigen Repräsentanten gefunden hat. Wenn Deutschland heute noch lebt, wenn Europa und mit ihm das gesittete Abendland mit seiner Kultur und Zivilisation noch nicht ganz im Strudel des finsteren Abgrundes, der sich gähnend vor uns auftut, versunken ist, sie haben es ihm allein zu verdanken. Denn er wird der Mann dieses Jahrhunderts sein.

Wenn es aber männlich und deutsch ist, als Führer eines grossen und tapferen Volkes ganz auf sich allein gestellt diesen Kampf zu bestehen, im Vertrauen auf die eigene Kraft und Sicherheit sowie auf die Hilfe Gottes den übermächtig drohenden Feinden die Stirn zu bieten, mit ihnen zu kämpfen, anstatt vor ihnen zu kapitulieren, dann ist es ebenso männlich und deutsch, als Volk einem solchen Führer zu folgen, bedingungslos und treu, ohne Ausflüchte und Einschränkungen, jedes Gefühl der Schwäche und Wankelmütigkeit von sich abzuschütteln, auf den guten Stern zu vertrauen, der über ihm und über uns allen steht, auch und gerade, wenn er zeitweise von dunklen Wolken verdüstert ist, im Unglück nicht feige, sondern trotzig zu werden, anstatt der vom Feind erwarteten weissen Fahne der Unterwerfung das alte Hakenkreuzbanner eines fanatischen und wilden Widerstandes zu hissen, Gott zu danken immer wieder und wieder, dass er uns für diese schrecklich grosse Zeit einen wahren Führer schenkte.

Der Krieg neigt sich seinem Ende zu. Der Wahnsinn, den die Feindmächte über die Menschheit gebracht haben, hat seinen Höhepunkt bereits überschritten. Das Haupt der feindlichen Verschwörung ist vom Schicksal zerschmettert worden. Es war dasselbe Schicksal, das den Führer am 20. Juli 1944 mitten unter Toten, Schwerverwundeten und Trümmern aufrecht und unverletzt stehen liess, damit er sein Werk vollende, unter Schmerzen und Prüfungen zwar, aber doch so, wie es im Sinne der Vorsehung liegt. Das deutsche Volk hat ihn geboren, es hat ihn auf den Schild gehoben, es hat sich ihn in freier Wahl zum Führer erkoren, es kennt seine Werke des Friedens, und es ist nun gewillt, seine ihm aufgezwungenen Werke des Krieges bis zum erfolgreichen Ende zu tragen und durchzuführen.

Wer anders könnte die Richtung aus der Weltkrise weisen als der Führer! Sein Werk ist ein Werk der Ordnung! Seine Feinde können ihm nur ein Teufelswerk der Anarchie und der Verwüstung der Menschen und Völker entgegenstellen. Wenn also die Welt noch lebt, nicht nur die unsere, sondern auch die übrige, wem anders hat sie es zu verdanken als dem Führer! Sie mag ihn heute schmähen und verunglimpfen und mit ihrem niedrigen Hass verfolgen, sie wird diesen Standpunkt revidieren oder bitter bereuen müssen. Er ist der Kern des Widerstandes gegen den Weltzerfall. Er ist Deutschlands tapferstes Herz und unseres Volkes glühendster Wille. Ich darf mir ein Urteil darüber erlauben, und es muss heute gerade gesagt werden: wenn die Nation noch atmet, wenn vor ihr noch die Chance des Sieges liegt, wenn es noch einen Ausweg aus der tödlich ernsten Gefahr gibt, wir haben es ihm zu verdanken.

Wir schauen voll Hoffnung und in einer tiefen, unerschütterlichen Gläubigkeit auf ihn. Trotzig und kampfesmutig stehen wir hinter ihm, Soldat und Zivilist, Mann und Frau und Kind, ein Volk, zum Letzten entschlossen, da es um Leben und Ehre geht.

Wir stehen zu ihm, wie er zu uns in germanischer Gefolgschaftstreue, wie wir es geschworen haben und wie wir es hal-

ten wollen. Wir rufen es ihm nicht zu, weil er es auch so weiss und wissen muss: Führer, befiehl, wir folgen! Wir fühlen ihn in uns und um uns. Gott gäbe ihm Kraft und Gesundheit und schütze ihn vor jeder Gefahr. Das übrige wollen wir schon tun.

Deutschland ist noch immer das Land der Treue. Sie soll in der Gefahr ihren schönsten Triumph feiern. Niemals wird die Geschichte über diese Zeit berichten können, dass ein Volk seinen Führer oder dass ein Führer sein Volk verliess. Das aber ist der Sieg! Worum wir so oft im Glück an diesem Abend den Führer baten, das ist heute im Leid und in der Gefahr für uns alle eine viel tiefere und innigere Bitte an ihn geworden: er soll uns bleiben, was er uns ist und immer war: unser Hitler!"

In den Worten lebte Goebbels' alte, erregende Meisterschaft des Wortes. Aber ihre Vielzahl konnte nicht verbergen, dass sie nur einem Verzweiflungsschrei des Mannes Ausdruck verliehen, dessen geschultes Hirn Tag und Nacht auf den verschlungensten Pfaden nach Auswegen suchte und doch keinen anderen Ausweg mehr fand als den Appell an das Schicksal, das nicht eintreten lassen durfte, was nicht eintreten sollte.

Goebbels' Worte standen zwischen Wahrheit und Unwahrheit, wenn er nicht nur den Berlinern und den Deutschen, sondern darüber hinaus der westlichen Welt zurief, dass Deutschland unter Hitlers Führung die einzige Macht sei, die sich bisher für die Erhaltung der westlichen Welt gegen den Bolschewismus geschlagen habe; die einzige Macht, welche die Gefahren des Bolschewismus erkannt habe und sich ihm bis zum letzten Atemzug entgegenwerfe.

Er hatte recht in der verzweifelten Klage, dass die westliche Welt diesen deutschen Verzweiflungskampf gegen den Osten, der sich jetzt dem Höhepunkt und der Erschöpfung der deutschen Kraft näherte, missverstand.

Aber er hatte unrecht, wenn er übersah, dass der unter anderen Aspekten begonnene Krieg zum Abwehrkampf gegen den Bolschewismus geworden war, dass die übrige Welt aber noch an die anderen unvergessenen Aspekte einer deutschen

Ausdehnung in Europa dachte. Er hatte unrecht, wenn er übersah, dass Hitlers Irrtümer und Missgriffe, seine Brutalität, seine Rassenideen und seine vielfache sonstige Verblendung alles dazu getan hatten, ihn von Europa und der Welt zu trennen, ihn zum Feind auch des Westens zu machen und ihn und die Deutschen in die Einsamkeit und Verlorenheit zu drängen, in der sie jetzt standen.

Aber, ob richtig oder unrichtig, Goebbels brachte es an diesem Abend nochmals fertig, die Berliner, deren Denken ebenfalls von der alles überschattenden Welle der Grausamkeit aus dem Osten ausgefüllt war, von der Gerechtigkeit des deutschen Kampfes zu überzeugen.

Darüber hinaus glaubten Ungezählte trotz all der falschen Voraussagen, die auch Goebbels in den letzten Jahren gemacht hatte, immer noch nicht, dass ein Mann mit solcher Schicksalsgewissheit sprechen könne, wenn er nicht um günstige Tatsachen wüsste, die er nur noch nicht aussprechen wollte.

Sie vermuteten mehr hinter Goebbels' Worten, als in Wirklichkeit dahinterstand. Die Masse wusste nicht und wollte auch nicht wissen, dass Goebbels an diesem Abend, an dem schon die Panzersperren in den Strassen Berlins geschlossen wurden, mit leeren Händen dastand. Sie wusste nicht, dass er in der Verborgenheit seines Innern von einer von Stunde zu Stunde wachsenden Spannung zwischen Lebenswillen und Resignation, Schicksalshoffnung und Selbstaufgabe erfüllt war – von einer Spannung, die danach drängte, das schwache, seit Jahren überanstrengte körperliche Gefäss, in dem sie lebte, zu zersprengen.

Am Morgen des 20. April hatte Goebbels noch – beeinflusst durch Hitlers zähen, verbissenen Willen – seinen Mitarbeitern bei der seit Jahren üblichen morgendlichen Konferenz berichtet, dass die schwer bedrängte Front an der Oder durch Gegenangriffe wieder geschlossen werde. Und er hatte sie noch einmal an die Gerechtigkeit des Schicksals erinnert. Er hatte plötzlich frei aus dem Gedächtnis jene Stelle aus der Geschichte Friedrichs des Grossen von Carlyle zitiert, an der Car-

lyle aus der Rolle des Geschichtsschreibers heraustrat und Friedrich in der verzweifeltsten Stunde des Siebenjährigen Krieges Mut zusprach, indem er ihm sagte, er solle nur noch eine kleine Weile ausharren, dann werde sich das Schicksal wenden.

24 Stunden später, am Vormittag des 21. April, als der Durchbruch des Marschalls Shukow auf Berlin unwiderruflich war und von Panik erfüllte Flüchtlinge aus dem Osten in den Strassen Berlins erschienen; als ausser dem schwer angeschlagenen LVII. Panzerkorps kaum noch etwas da war, das sich zwischen Shukow und die Reichshauptstadt mit ihren kläglichen Verteidigungsanlagen hätte werfen lassen, zerbrach zum ersten Male Goebbels' äussere Beherrschung.

Die Sirenen gaben immer wieder Panzeralarm, als sich Goebbels' Mitarbeiter zur 11-Uhr-Konferenz in dem durch die Luftangriffe stark mitgenommenen Filmsaal der Villa Goebbels versammelten. Die Fenster waren mit Holz vernagelt. Einige Kerzen, die das elektrische Licht ersetzten, verbreiteten einen gespenstischen Schein.

Als Goebbels verspätet den zwei Dutzend Männern gegenübertrat, die übernächtig auf ihn warteten, war sein sonst so gebräuntes Gesicht totenbleich. Seine sonst so klar wirkenden Augen flackerten. Noch während er sich niedersetzte, begann er mit hastigen Worten zu sprechen.

Die jahrelange Beherrschung fiel von ihm ab. Er gestand zum ersten Male, dass das Ende gekommen sei. Aber er tat dies nicht mit Worten der Resignation und noch weniger mit einem einzigen Wort der Selbsterkenntnis oder der Erkenntnis der Fehler Hitlers und des Regimes. Vielmehr entlud sich seine unerträglich gewordene innere Spannung in einem leidenschaftlichen Hassausbruch.

Niemand hätte sagen können, welche Gedanken ihn im Einzelnen erfüllten.

Vielleicht las er aus den müden Augen seiner Mitarbeiter plötzlich die drohende eigene Vereinsamung und die Vereinsamung des Regimes, die sich mit der endgültigen Niederlage ankündigte, heraus. Er hatte die Meisterleistung fertiggebracht, die Deutschen immer wieder über ungezählte Rück-

schläge und Niederlagen hinweg an das Regime zu binden und sie mit der totalitären Ideologie, von der, wie er glaubte, die Grösse und die Zukunft Deutschlands abhing, zu erfüllen. Vielleicht erkannte er in diesem Augenblick, dass er auch hier am Ende war, dass die Niederlage nicht nur bevorstand, sondern dass sich die Kraft seiner Argumente erschöpft hatte, weil auch die Kraft des Regimes erschöpft war.

Wenn er die Gesichter seiner Mitarbeiter als Spiegel der Massengesichter draussen betrachtete, mochte er erkennen, dass er und Hitler, die verantwortlichen Männer des Regimes, morgen oder übermorgen allein stehen würden.

Vielleicht überfiel ihn sein wilder Hass erst in dem Augenblick dieser Erkenntnis. Vielleicht war es der Hass des Gescheiterten, der seine ideologischen Irrtümer und Fehler nicht einsehen konnte oder nicht einsehen wollte, ohne den Sinn seines ganzen Lebens zu untergraben. Vielleicht war es der hassende Neid des Gescheiterten gegenüber einer Zukunft, die vielleicht doch bewies, dass das Ende des Nationalsozialismus nicht das Ende des deutschen Volkes war und dass seine Lehre nicht das alleinige Geheimnis einer grossen deutschen Zukunft in sich barg. Vielleicht war es die hassende Furcht, dass die Massen und Menschen, die sich vom Regime lossagen könnten, doch noch einmal ohne den Nationalsozialismus emporgehoben würden, wenn sie nicht mit dem Nationalsozialismus zugleich untergingen. Vielleicht war es die Furcht, persönlich im Nichts zu versinken, ohne in die Geschichte einzugehen und ohne von der Geschichte heroisiert zu werden.

Goebbels sprach, als spreche er vor einer grossen Versammlung. Seine Rede wurde eine einzige Rechtfertigung Hitlers und eine bebende Anklage gegen die Umwelt. Es wiederholte sich das Wort „Verrat" und hallte schauerlich durch den Raum.

Goebbels vergass kein unglückliches Ereignis und keinen unglücklichen Wendepunkt des Krieges, und wenn er sonst die Beweglichkeit seines Geistes darauf verschwendet hatte, Chancen des Erfolges oder des Überlebens zu konstruieren, so

verwendete er sie jetzt darauf, um die Schuld für das bevorstehende Ende den alten Offizieren, der Reaktion und dem Verrat überall und allüberall zuzuschieben.

Als er ein einziges Mal Atem schöpfen musste, fand der Leiter der Rundfunkabteilung, Dr. Hans Fritzsche, den Mut zu einem Wort. Er erklärte, es möge hier und da vielleicht Verrat am Werke gewesen sein, aber diese Spuren von Verrat würden auf jeden Fall aufgewogen durch die Treue, die Opferbereitschaft, den Mut und den Glauben des deutschen Volkes, das seiner Regierung mehr guten Willen zur Verfügung gestellt habe als je ein Volk zuvor.

Aber Goebbels war nicht mehr Herr seiner selbst.

Er war nur noch lodernder Hass. Das deutsche Volk, rief er, das deutsche Volk, was könne man denn mit einem Volk anfangen, dessen Männer nicht einmal mehr kämpfen, wenn ihre Frauen vergewaltigt würden. Alle Pläne des Nationalsozialismus, alle seine Gedanken und Ziele seien zu gross und zu edel für dieses Volk gewesen. Das deutsche Volk sei zu feige gewesen, sie zu verwirklichen. Im Osten laufe es davon. Im Westen hindere es die Soldaten am Kampf und empfange den Feind mit weissen Fahnen. Das deutsche Volk habe das Schicksal verdient, das es jetzt erwarte. Es habe sich bei der Volksabstimmung über Deutschlands Austritt aus dem Völkerbunde in freier Wahl gegen eine weitere Politik der Unterwerfung und für eine Politik des kühnen Wagnisses entschieden. Der Weg dieses Wagnisses sei begangen worden. Man sei dabei dank der Unvollkommenheit der Deutschen gescheitert.

Goebbels blickte sich mit düsteren Augen im Kreise um. Er sah, dass Dr. Fritzsche aufgesprungen war, um gegenüber so viel Ungerechtigkeit, Hass und Zynismus zu opponieren. Er liess ihn nicht zu Worte kommen. Er selbst sprang auf. Er strahlte förmlich Hohn aus, als er rief, ja, dass das Wagnis missglückt sei, möge für manche Leute eine Überraschung sein, auch für seine Mitarbeiter! Goebbels hatte nie vergessen, dass Fritzsche nicht aus der Partei, sondern aus einem anderen Lager gekommen war, ein Renegat, dessen geistige Beweg-

lichkeit, dessen überragende Fähigkeit und Leidenschaft für das gesprochene Wort, dessen Ehrgeiz und allerdings auch guter Glaube ihn zum bekanntesten Kommentator des nationalsozialistischen Rundfunks gemacht hatten.

„Aber", fuhr Goebbels fort, „geben Sie sich keinen Illusionen hin. Ich habe ja niemand gezwungen, mein Mitarbeiter zu sein, so, wie wir auch das deutsche Volk nicht gezwungen haben. Es hat uns ja selbst beauftragt. Warum haben Sie mit mir gearbeitet? Jetzt wird Ihnen das Hälschen durchgeschnitten."

Während er diese Worte aus sich herausstiess, schritt er zur Tür. Als er sie öffnete, wandte er sich noch einmal um und schrie: „Aber wenn wir abtreten, dann soll der Erdkreis erzittern."

Dann warf er die Tür ins Schloss.

Während seine Mitarbeiter, noch gelähmt von seinem plötzlichen, ungewöhnlichen Ausbruch zurückblieben, eilte Fritzsche ihm nach. Aber er kam zu spät. Goebbels war bereits in seinen eigenen Räumen verschwunden.

Vergebens bat Fritzsche den Leiter des Ministeramtes, ihm eine Unterredung mit Goebbels zu verschaffen. Vergebens fuhr er am Nachmittag noch einmal zu Villa Goebbels' hinüber, gepeinigt von der Selbstenthüllung des Ministers und des Regimes, die tausend Zweifel an der Richtigkeit seiner eigenen Haltung in den letzten Jahren emporgeschleudert hatte. Goebbels war nicht mehr zu sprechen.

Als Fritzsche das Haus wieder verliess, hörte er ein Krachen zwischen den Bäumen des Tiergartens. Es rührte vom Einschlag einer Granate. Sie kam aus dem Osten.

Es war die erste Granate, die die sowjetische Artillerie nach Berlin hineinschleuderte.

Nichts kennzeichnet besser die Art, mit der sich Hitler am 21./22. April an das Phantom der Kampfgruppe Steiner klammerte, als einige Auszüge aus dem Tagebuch des Chefs des Generalstabs der Luftwaffe, Koller, der sich bis zum 22. April noch in dem Ausweichgefechtsstand des Luftwaffenführungsstabes bei Berlin aufhielt:

21. April: „Abends zwischen 20.30 und 21 Uhr ist er (Hitler) wieder am Telefon: ‚Der Reichsmarschall unterhält in Karinhall eine Privatarmee. Diese sofort auflösen und einsetzen. Er braucht keine Privatarmee.' Ich antworte, dass in Karinhall keine Privatarmee, sondern lediglich die Division ‚Hermann Göring' gelegen sei... und dass die meisten Kräfte der Division bereits eingesetzt seien. Hitler bestreitet das ... Meine Nachforschung ergibt, dass sich bis auf ein einziges Bataillon bereits alle Teile der Division im Kampf befinden. Ich melde das Hitler, er befiehlt: ‚Das Bataillon unverzüglich SS-Obergruppenführer Steiner unterstellen' und bricht das Gespräch ab.

Während ich noch überlege, was das nun wieder bedeuten soll, ruft Hitler neuerdings an. Jeder verfügbare Mann der Luftwaffe im Raum zwischen Berlin und der Küste bis nach Stettin und Hamburg ist zu dem von mir befohlenen Angriff im Nordosten von Berlin heranzuziehen.' Auf meine Einwände, dass wir keine kampfgewohnten Truppen stellen könnten und auf meine Frage, wo der Angriff denn sein soll, folgt keine Antwort. Er hatte bereits eingehängt.

In eine telefonische Rede mit dem Führerbunker, wo ich General Krebs erst 22.30 Uhr erreiche und um genauere Angaben über den geplanten Angriff, zu dem Hitler mich angerufen hatte, bitte, schaltet sich Hitler ein. Plötzlich tönt am Apparat seine erregte Stimme: ‚Haben Sie noch Zweifel an meinem Befehl? Ich glaube, ich habe mich klar genug ausgedrückt. Alle Kräfte der Luftwaffe im Nordraum, die für den Einsatz auf der Erde verfügbar gemacht werden können, müssen sofort Steiner zugeführt werden. Jeder Kommandeur, der Kräfte zurückhält, hat binnen fünf Stunden sein Leben verwirkt. Das müssen die Kommandeure auch erfahren. Sie selbst haften mir mit Ihrem Kopf, dass der letzte Mann eingesetzt wird.'

Dann spricht Krebs: ‚Alles zum Angriff von Eberswalde nach Süden', und das Gespräch ist zu Ende.

Ich lasse mich mit dem Chef der Operationsabteilung des Heeres verbinden. Der ist auch ohne Kenntnis des Näheren, vermutet Steiner in Oranienburg. Steiner soll ein AOK formie-

ren. Truppen müssen allererst zugeführt werden. Wenn Verbindung mit Steiner hergestellt und dessen Absichten bekannt sind, soll ich Näheres mitgeteilt erhalten.

Das Telefon kommt keinen Moment zur Ruhe.

Gespräche nach allen Richtungen. Dabei immer wieder Abänderungen der Anordnungen aus dem Führerbunker.

Endlich Nachricht vom Chef der Operationsabteilung des Heeres (23.05 Uhr): ‚Gefechtsstand Steiner, der jetzt AOK 11 heisst, Liebenwerda. Zuzuführende Truppen in den Raum Eberswalde und nördlich, solche von Westen in den Raum von Liebenwerda. Südwestlich Berlin sollen russische Panzer durchgebrochen sein!

Major Dickel meldet die Schusszahlen der russischen Artillerie auf Stadtmitte Berlin ... Der Flakturm hat fünfhundert Schuss der Russen gezählt.

Der Lufttransportchef meldet 23.30 Uhr, dass nicht bekannt ist, wo sich die deutsche Kampfgruppe Spremberg, die luftversorgt werden soll, tatsächlich befindet. Die Operationsabteilung des Heeres weiss das nicht.

Um 23.50 Uhr wieder Anruf Hitlers. Er fragt nach den Massnahmen der Luftwaffe für den Angriff Steiner. Ich berichte darüber. Dabei betone ich, dass es ganz kampfungewohnte Truppen sind, weder für Erdkämpfe ausgebildet, noch entsprechend ausgerüstet, dazu ohne schwere Waffen. Er hält mir einen kleinen Vortrag über die Lage und schliesst wörtlich: ‚Sie werden sehen, der Russe erleidet die grösste Niederlage, die blutigste Niederlage seiner Geschichte vor den Toren Berlins.'

Ist so etwas möglich? Glaubt er wirklich noch daran?

22. April: Um 1 Uhr morgens Meldung über Brennstoffmangel bei fliegenden Verbänden. Brennstoffzüge wurden beim Anrollen auf die Flugplätze wieder einmal von motorisierten SS-Verbänden angehalten und ausgetankt.

8 Uhr: Meldung von Generaloberst Stumpff, dass etwa 12'000 bis 15'000 Mann für den Angriff Steiner an Luftwaffentruppen aufgebracht und auf Kraftwagen zugeführt sind. Bewaffnung mit Handwaffen und MGs. Schwere Waffen fehlen. Ich zweifle, ob Zahlenangaben stimmen und rechtzeitiges Eintreffen der Verbände überhaupt möglich.

Anfrage aus dem Führerbunker, ob ich nicht weiss, was mit dem Angriff Steiner sei. Ich verneine: sofortige Nachforschungen ergeben, dass Steiner mit seinen Vorbereitungen noch nicht fertig ist.

Christian am Apparat, Hitler lasse fragen, ob ich Nachricht vom Angriff Steiner hätte. Ich teile den Inhalt der eben erteilten Auskunft mit. Kurz danach erneut Christian, Heer habe gemeldet, dass Truppen Steiners angetreten seien. Meine Meldung müsse falsch sein, Hitler verlange Aufklärung.

Wiederum Anruf aus Führerbunker ... Ich kann den Leuten nicht helfen! Ich erwische einen Hauptmann der Division ‚Hermann Göring', der soeben bei einem Bataillon war, das am Angriff teilnehmen soll. Er sagt mir, der Angriff habe noch nicht begonnen, wann er beginnen soll, das weiss er nicht. Neuerdings Christian. Auch Heer meldet jetzt, dass Angriff Steiner nicht angetreten sei. Im Führerbunker grosse Aufregung. Hitler habe Angriff am Morgen, spätestens am Vormittag erwartet, er wolle Klarheit.

Ich sage: ‚Nach allen Nachrichten, die ich von der Division Göring habe, ist Steiner nicht angetreten.'

Nach kurzer Frist wieder Christian. Himmler habe Hitler jetzt gemeldet, dass der Angriff Steiner ganz sicher angetreten sei. Die Luftwaffe solle durch Luftaufklärung sofort feststellen, ob das wirklich der Fall. Welche Idee! Erreichte Ziele kann man ausmachen, aber kaum so ein Antreten in Rauch und Dunst und ohne genaue Kenntnis der Bereitstellungsräume.

Major Freigang, soeben von Steiner zurückgekommen, meldet mir: ‚Angriff Steiner nicht angetreten, weil Steiner seine Truppen nicht rechtzeitig bereitstellen konnte. Erst um 21 Uhr soll ein Angriff beginnen, jedoch auch erst ein den Hauptangriff vorbereitender Teilangriff.'

Dann rufe ich Christian an, unterrichte ihn von diesem Ergebnis zur Meldung an Hitler und füge hinzu: ‚Die Meldung von Freigang ist bestimmt zutreffend, er hat bisher nur einwandfreie Meldungen abgegeben.'

Ich weiss, Hitler wird rasen. Jetzt ist es aus.

Um 18.15 Uhr rufe ich Christian wieder im Führerbunker an. Er sagt: ‚Historische Ereignisse gehen vor, die entschei-

denden des Krieges überhaupt. Ich muss Ihnen eine sehr wichtige Meldung machen.'

20.45 Uhr. Christian ist bei mir eingetroffen: ,Der Führer ist zusammengebrochen, er sieht den Kampf nun als aussichtslos an. Er will aber aus Berlin nicht heraus, sondern im Bunker bleiben und Berlin verteidigen. Wenn die Russen kommen, will er die Konsequenz ziehen und sich erschiessen.' "

Es schien, als seien plötzlich die Mauern zusammengebrochen, die Hitler rings um sich aufgerichtet hatte, um sich gegen die Wirklichkeit abzuschirmen. Er hatte an diesem 22. April während des ganzen Vormittages mit einer Rastlosigkeit, die unentwegt weiter an seinen körperlichen Kräften zehrte, auf eine einzige Meldung gewartet: auf die Meldung, dass Obergruppenführer Steiner sich auf dem Marsch nach Berlin befinde. Statt dieser Meldung hatte ihn eine Fülle der widersprechendsten Nachrichten erreicht.

Als der Mittag des 22. April herankam, befand Hitler sich in einem Zustand kaum noch zu beherrschender Erregung. Er gelangte auch in diesen Stunden nicht zu dem Schluss, dass die Kampfgruppe Steiner, auf die er so unbeschreibliche Hoffnungen setzte, infolge Kräftemangel gar nicht in der Lage sein könnte, anzugreifen. Sein von Misstrauen gesättigtes Herz liess ihn nur vermuten, dass neue Verräter und neue Schwächlinge am Werke seien und dass man ihn zu täuschen versuche.

In dieser Stimmung fand um 3 Uhr nachmittags die Lagebesprechung statt, an der ausser Bormann, Burgdorf, Keitel, Jodl und Krebs die verschiedenen Adjutanten, der Botschafter Hewel und die Stenografen teilnahmen.

Die Konferenz begann mit dem Vortrag von Jodl und Krebs. Beide hatten, kurz bevor die Lagebesprechung anfing, endgültige und zuverlässige Nachrichten darüber bekommen, dass Steiner gar nicht zum Angriff gelangt war, sondern selbst Mühe hatte, sich gegen zunehmende sowjetische Angriffe zu verteidigen. Beide, vor allem aber Jodl, ahnten das kommende Gewitter, obwohl sie keine halbwegs zutreffende Vorstellung

von den Dingen hatten, die sich wirklich ereignen sollten.

Jodl bemühte sich an diesem Nachmittag besonders, die Methode der Ablenkung zur Geltung zu bringen, mit der er sich und dem Kreis um Hitler so viele Stürme und Auseinandersetzungen erspart und zugleich so viel dazu beigetragen hatte, dass Hitler im Irrealen lebte und im Irrealen operierte.

Er berichtete zuerst über irgendwelche örtlichen Erfolge in Sachsen, in Italien und im Bereich der 9. Armee an der Oder. Er lenkte erst dann mit der kalten Geschicklichkeit, die er im steten Umgang mit Hitler gelernt hatte, auf die Ereignisse am Südflügel der 3. Panzerarmee hin. Er teilte mit, dass sowjetische Angriffsspitzen südlich von Berlin die Linie Treuenbrietzen–Zossen überschritten hätten und dass sie im Norden vor der äusseren Verteidigungslinie Berlins angelangt waren. Erst dann trug er vor, dass es zu einem Angriff der Kampfgruppe Steiner überhaupt nicht gekommen sei.

Hitler hatte ein leichtes Zögern Jodls bemerkt. Er hatte seine flackernden, umschatteten Augen nacheinander auf Jodl, auf Krebs, auf Keitel und Burgdorf gerichtet. Sein ganzes von Tag zu Tag weiter gesteigertes Misstrauen war in seinen Augen aufgeblitzt, als er in allen Gesichtern eine mühsam verborgene Betretenheit zu erkennen glaubte.

„Verschonen Sie mich mit Kleinigkeiten!" stiess er plötzlich hervor. „Verschonen Sie mich mit Lappalien. Ich wünsche zu wissen, wo Steiner steht."

Dann hatte er die Wahrheit erfahren.

Er schwieg einen Augenblick, während er weiter von Jodl zu Keitel, von Keitel zu Krebs sah. Sein Gesicht rötete sich. Er bat plötzlich mit heiserer Stimme alle Anwesenden, mit Ausnahme von Bormann, Burgdorf, Keitel, Jodl und Krebs, sowie den beiden Stenografen, den Raum zu verlassen. Atemlos, erfüllt von der Vorahnung ungewöhnlicher Ereignisse, gingen die Aufgeforderten in den Teil des Mittelgangs hinüber, der als Wohnzimmer benutzt wurde. Dort warteten sie, Hewel, Voss, Fegelein, Christian, die Adjutanten und Sekretärinnen.

Und während sie noch aufgeregt darüber nachdachten, was sich jetzt ereignen könnte, hörten sie plötzlich Hitlers Stimme: laut, entfesselt schreiend, zugleich aber mit einem schmerzlich-weinerlichen Unterton, der sie erblassen liess und die Frauen zittern machte.

Es war im Einzelnen nicht zu verstehen, was Hitler in einem offenbaren Anfall wilder Raserei aus sich herausstiess. Das hörten nur die fünf, die um Hitlers Tisch herumstanden. Und nur einer von ihnen bewahrte angesichts dieses unbeschreiblichen Ausbruches Fassung und Haltung mit einer scheinbaren Unberührtheit, die nichts Natürliches mehr an sich hatte. Dies war Jodl. Vielleicht war er auch der einzige, der mit seinem zwar sehr begrenzten, aber immerhin tätigen Intellekt begriff, weshalb das Ausbleiben des Steiner-Angriffes, der selbst, wenn er ins Rollen gekommen wäre, nichts, gar nichts am endgültigen Ablauf der Ereignisse hätte ändern können, das Gebäude der Täuschungen und Selbsttäuschungen in und um Hitler zerriss.

Hitlers Vertrauen in das Heer war seit dem Durchbruch an der Oder und an der Neisse noch weiter erschüttert worden. Sein Glaube an die Luftwaffe konnte nicht noch weiter sinken. Himmler und die SS hatten ihn schon in Pommern, Sepp Dietrich hatte ihn durch den Fehlschlag seines März-Angriffes in Ungarn enttäuscht und erbittert, Steiner gab ihm in einer Phase äusserster Hochspannung, in der er alle seine Hoffnungen und Gedanken auf ihn konzentriert hatte, den Rest. Unter allen SS-Führern hatte er Steiner noch am meisten vertraut. Und Steiner liess ihn seiner Ansicht nach im Stich.

Aber das war es nicht allein. Die Tatsache, dass ihm niemand während 24 Stunden eine klare Meldung hatte geben können, die Tatsache, dass er jetzt plötzlich nach einer Flut von erregenden Widersprüchen die Wirklichkeit erfuhr, trug ebenfalls dazu bei, eine Schleuse zu öffnen, hinter der sich eine Unsumme von Illusionen und falschen Vorstellungen, aufkeimenden Ängsten und Wirklichkeitsahnungen, Misstrauen und Verzweiflung angesammelt hatte.

Vieles, was er an Worten und Sätzen aus sich herausschleuderte, blieb auch dem engen Kreis um ihn herum unverständlich. Aber sie verstanden, wenn er schreiend fragte, was er denn überhaupt noch sei, da man ihn täuschen, betrügen und hintergehen könne; wenn er schrie, dass alle ihn verrieten, dass es keinen Offizier mehr gäbe, der nicht lüge, dass niemand ihn verstehe, dass Offiziere, SS-Führer, Soldaten und das deutsche Volk seine Ziele nicht verstünden; dass sie zu klein gewesen seien und zu klein seien, seinen Ideen und Projekten, die ihnen endlich eine freie Zukunft geschaffen hätten, zu folgen und sie zu verwirklichen. Es fiel kein einziges Wort über ihn selbst, über seine Irrtümer und seine fürchterlichen Fehler. Er raste nur gegen Schuld und Verrat und Feigheit ringsum, die in dem Verrat Steiners ihren Endpunkt gefunden hätten.

So jäh wie der Sturm, der Hitlers todkranken Körper erschütterte, gekommen war, so jäh brach er ab. Hitlers Körper sank plötzlich in sich zusammen. Sein Gesicht erschlaffte und nahm wieder eine kalkweisse Färbung an, ein ungehemmter Weinkrampf überfiel den Zusammengebrochenen, dessen Körper schlaff und hilflos im Sessel hing.

Die Umgebung blickte erstarrt auf Hitler herab. Niemand bewegte sich, bis Hitler wieder den Kopf hob und mit zitternder, immer wieder vom Weinen unterbrochener Stimme, apathisch, müde und hoffnungslos, – völlig überraschend für diejenigen, die bis dahin niemals etwas anderes als ein Vertrauen auf den Sieg aus seinem Munde gehört hatten, erklärte, es habe alles keinen Zweck mehr, es sei aus, der Krieg sei verloren, der Nationalsozialismus seit ein Fehlschlag. Seine Idee sei verloren und verkauft. Es habe gar keinen Sinn, sich erst noch nach Süddeutschland zu begeben. Er werde nicht nach dem Süden gehen, wer zu gehen wünsche, könne gehen. Er werde in Berlin bleiben und sterben, sobald das Ende da sei. Er könne aus körperlichen Gründen nicht kämpfen. Er könne sich nicht der Gefahr aussetzen, verwundet in russische Hand zu fallen. Er werde seinem Leben selbst ein Ende machen.

Dann schwieg er. Sein zerstörtes Gesicht war in Tränen gebadet. Sein zusammengesunkener Körper veränderte seine Stellung nicht, nur seine Hand und sein Kopf begannen wieder zu zittern.

So vergingen fünf quälende Minuten, bis sich Jodl, Keitel, Krebs, Burgdorf und Bormann aufrafften. Dann aber geschah das Unverständlichste und Unbegreiflichste, zugleich allerdings auch Bezeichnendste für Charakter, Wesen und Haltung der Männer, die sich, gleich, ob aus Ehrgeiz, Zufall oder Überzeugung, in den Bannkreis Hitlers begeben und sich, sei es wiederum aus Ehrgeiz, aus Beschränktheit, aus Schwäche oder missverstandenen Gehorsams- und Treuekomplexen an ihn verloren hatten. Hitler hatte in seinem plötzlichen Zusammenbruch einen Tatbestand anerkannt und ausgesprochen, für dessen Erwähnung oder Andeutung, vor allem in den schrecklichen letzten Monaten, ungezählte Deutsche, Männer und Frauen, Soldaten und Zivilisten, in seinem Namen verurteilt oder ohne Urteil verhaftet, erschossen oder erhängt worden waren. Er hatte einen Tatbestand anerkannt, um dessen Anerkennung viele führende Generale mit mehr oder weniger offenen Worten gerungen hatten, oder auf dessen Anerkennung sie gewartet hatten, oder jetzt noch draussen an den verschiedensten zusammenbrechenden Fronten warteten. Aber in diesem Augenblick dachte keiner derjenigen, die um Hitler versammelt waren, daran, die Konsequenzen aus Hitlers Anerkennung des sicheren Endes zu ziehen. Sie alle zeigten noch einmal, dass sie sich mehr in den Bann Hitlers begeben hatten als in den Bann ihres Gewissens gegenüber den ungezählten Millionen der Leidenden draussen zwischen und an den Fronten. Sie stimmten Hitler nicht zu. Sie versuchten mit keinem Wort, ihn zu bewegen, zurückzutreten und den Weg zu dem Versuch eines durch ihn unbelasteten Friedensschlusses mit dem Westen zu öffnen.

Nein, sie versuchten einer nach dem andern, Hitler wieder aufzurichten und ihm klar zu machen, dass keineswegs alles verloren sei, dass es noch viele Chancen gäbe und dass er, der bisher immer am stärksten an den Sieg geglaubt habe, jetzt in

dieser entscheidenden Phase nicht plötzlich seinen Glauben aufgeben dürfe. Sie versuchten, ihn zu bewegen, sofort Berlin zu verlassen, solange noch ein Weg nach dem Süden offen sei. Während Keitel, Bormann und Burgdorf auf Hitler einredeten und ihn darauf hinwiesen, dass noch drei Viertel der deutschen Wehrmacht im Süden stünden und dass diese Truppen unter seinem Befehl in den Bergen Österreichs und der Tschechoslowakei kämpfen würden, bis der Zusammenbruch der Koalition zwischen Ost und West, von dem er selbst immer gesprochen habe, eingetreten sei, verliess Krebs den engen, erstickend heissen Raum. Durch Krebs erfuhren die draussen Wartenden, was geschehen sei. Ihre Verwirrung wurde noch grösser.

Fegelein liess sofort eine telefonische Verbindung zu Himmler hersteilen. Voss sprach fernmündlich mit Dönitz. Hewel versuchte, Ribbentrop zu erreichen. Es dauerte nicht lange, bis Himmler, Dönitz und Ribbentrop sich telefonisch bei Hitler meldeten und ihn beschworen, Berlin zu verlassen und im Süden weiterzukämpfen.

Ribbentrop erklärte, er habe soeben von seinen Unterhändlern in Schweden und Portugal günstige Nachrichten über die Möglichkeit eines Friedens mit dem Westen und eines Umschwenkens der Westmächte gegen den Bolschewismus erhalten. Er berichtete keine Einzelheiten. Er gab keine Belege. Aber er beschwor Hitler, die historische Chance, auf die er so lange gewartet habe, nicht zu versäumen, den Kampf nicht aufzugeben, sondern mit allen Mitteln um einen politisch wichtigen Zeitgewinn zu kämpfen.

Aber während die Umgebung und vor allem Hewel Ribbentrops Bericht mit Spannung und Aufmerksamkeit zur Kenntnis nahm, hörte Hitler diesem Bericht nur ebenso flüchtig und abwesend zu wie den Beschwörungen von Dönitz und Himmler. Er hatte sich zu plötzlich in eine Welt hineinfallen lassen, die schon jenseits alles zermürbenden Kampfes und aller zermürbenden Hoffnungen lag. Der fast theatralische Absturz in eine Stimmung absoluter Götterdämmerung war zu krass und zu tief, zugleich aber sein alter Trotz gegen die Zurücknahme

einmal gesprochener Worte immer noch zu stark, als dass er sich hätte beeinflussen lassen. Vielleicht empfand er das absolute Gehenlassen und die Todesstimmung als eine Erleichterung gegenüber der unnatürlichen Anspannung von Monaten und Jahren.

Abwesend wiederholte er, er werde Berlin nicht mehr verlassen. Er befahl, den Berlinern, denen bis dahin nicht bekanntgegeben worden war, dass er sich schon seit dem Januar in der Reichskanzlei aufhielt, mitzuteilen, dass der Führer sich in Berlin befinde, dass er Berlin nicht verlassen und bis zum letzten Atemzug für die Verteidigung Berlins kämpfen würde. Er gab Anweisung, dass Dr. Goebbels mit seiner Familie zu ihm in den Bunker kommen möge. Dann liess er seine Papiere bringen. Er suchte persönlich, immer noch apathisch und zusammengesunken, mit zitternder Hand und hin und her geschütteltem Kopf alle Dokumente heraus, die er vernichtet wissen wollte. Sein Adjutant Schaub trug die Papiere nacheinander durch die verstörte Schar der draussen Wartenden in den Garten der Reichskanzlei hinaus, um sie zu verbrennen.

Wenig später erschien Goebbels mit seiner Frau und seinen Kindern. Goebbels begab sich, von seiner Frau gefolgt, zu Hitler. Sein Gesicht wirkte leer, seine Augen waren ohne ihren berühmten Glanz. Auch ihn hatte Hitlers Zusammenbruch tief getroffen.

Als Hitler ihm jedoch noch einmal erklärte, dass er Berlin nicht verlassen werde, glomm wieder ein Licht in seinen dunklen Augen auf. Es schien erreicht, was er sich gewünscht hatte. Hitler blieb in Berlin. Hitler blieb in dem Bereich, in dem er selbst fest gebannt war und in dem er das Schicksal bis zum letzten Augenblick versuchen wollte, um dann, wenn kein anderer Ausweg mehr blieb, aus dem Leben zu fliehen. Er erklärte, dass sowohl er als auch -seine Frau sich ebenfalls in der Stunde der Niederlage auf den Trümmern Berlins selbst entleiben würden. Und seine Frau erklärte, dass sie ihre Kinder mit in den Tod nehmen würde, da es nach dem Ende des Nationalsozialismus für Deutsche kein lebenswertes Leben mehr geben würde. Sie, die immer eine vorbehaltlose Verehrung

für Hitler empfunden hatte, glaubte an den Sinn ihrer Worte. Sie tat es mit einer besonderen Art weiblichen Fanatismus', der sich in ihr auf eine merkwürdige Art und Weise mit echter Fraulichkeit und echter Mütterlichkeit verbunden hatte.

Aber sie gehörte damit nur in die Reihe derer, die Hitler und den Nationalsozialismus mit der Existenz des deutschen Volkes gleichsetzten. Hitler hörte schweigend die Erklärungen der beiden an. Aber Goebbels liess es bei diesen Erklärungen nicht bewenden. Er selbst hatte, so sehr er mit einem Teil seines Wesens auf den Tod vorbereitet war, und so sehr er nach seinem Ausbruch am 21. April durch die Nachricht von Hitlers Zusammenbruch erneut getroffen worden war, noch nicht mit allen Hoffnungen abgeschlossen. Auch er versuchte, jetzt Hitler noch einmal Hoffnungen einzupflanzen. Er tat es wiederum nicht, indem er, wie die anderen, Hitler überreden wollte, nach Süddeutschland zu gehen. Nein, Hitler sollte selbst die Leitung des Kampfes um Berlin übernehmen. Er sollte mit ihm zusammen Berlin verteidigen und in Berlin auf das Zerbrechen der gegnerischen Koalition warten, das ja doch immer noch möglich sei. Er beschwor Hitler, dem Grundsatz zu folgen, in Berlin zu siegen oder zu fallen.

Hitler hörte wie abwesend seinen Worten zu. Dann entliess er Goebbels und seine Frau.

Er erteilte Goebbels nur den Auftrag, dafür zu sorgen, dass seine Bekanntmachung für die Berliner, wonach er in Berlin bleiben und das Schicksal der Berliner teilen werde, unverzüglich verbreitet werde. Dann beorderte er Jodl und Keitel zu sich. Er hing immer noch schlaff in seinem Stuhl und befahl Keitel und Jodl, Berlin noch am Abend zu verlassen und sich nach Süddeutschland zu begeben, um dort das Oberkommando der Wehrmacht aufzubauen und die Operationen im Süden zu Ende zu bringen.

Beide weigerten sich. Keitel erklärte, er würde nur in Begleitung Hitlers nach Süddeutschland aufbrechen, und Jodl erklärte, Hitler sei der Vorgesetzte des Oberkommandos der Wehrmacht. Er selbst habe bisher alle Befehle erteilt. Er müsse

sie auch bis zum Ende erteilen. Wenn sich aber das Oberkommando der Wehrmacht nach Süddeutschland begäbe, während Hitler in Berlin bleibe, könne Hitler die Führung nicht weiter in Händen behalten. Wenn schliesslich Verhandlungen mit dem Feinde notwendig werden würden, so könne sie Hitler ebenfalls nicht aus einem eingeschlossenen Berlin führen, sondern er müsse sich dazu mit der noch vorhandenen Masse seiner Truppen im Rücken in Süddeutschland aufhalten. Aber Hitler beharrte auf seinem Standpunkt.

„Ich habe mich entschlossen, hierzubleiben", sagte er, „ich habe noch nie einen Entschluss umgestossen." Auch dieser Entschluss sei unerschütterlich. Keitel und Jodl benötigten seine Anweisungen nicht mehr. Das Reich und die Wehrmacht zerfielen.

Noch einmal entwickelte Jodl seinen Standpunkt, dass Hitler der Oberste Kriegsherr der Wehrmacht sei, und dass die Generalität nur auf seine Befehle warte, nur seinen Befehlen vertraue. Aus seinen Worten sprach immer stärker die Furcht des unselbständigen Geistes, der er eigentlich immer gewesen war und der sich vor eigenen Entscheidungen fürchtete. Gleichzeitig sprach daraus die Befangenheit in einem Kodex der Pflicht, des Gehorsams, der Ehre und der Treue, den Hitler gern ausgenutzt hatte, ohne jemals daran zu denken, sich selbst einem solchen Kodex zu unterwerfen.

Hitler wiederholte nochmals, dass er keine Befehle mehr zu erteilen hätte. Falls sie unbedingt noch einen Obersten Kriegsherrn wünschten, könnten sie sich an Göring wenden. Als Jodl erwiderte, dass kein deutscher Soldat mehr Vertrauen in den Reichsmarschall habe und niemand unter der Führung des Reichsmarschalls kämpfen wolle, erwiderte Hitler mit einer müden, wegwerfenden Handbewegung, von grossen Kämpfen sei keine Rede mehr, und wenn man verhandeln wolle, dann verstünde das Göring besser als er.

Aber weder Keitel noch Jodl gaben den Kampf um Hitler auf. Keitel handelte dabei aus der absoluten Ergebenheit des schwachen und unselbständigen Geistes. Jodl aus einer Mischung von Motiven, die sich in seinem undurchdringlichen

Wesen verbargen, und die sich aus Treue- und Ergebenheitskomplexen ebenso zusammensetzten wie aus Unselbständigkeit und dem formalistischen Bestreben, die Institution des Obersten Kriegsherrn bis zum Ende zu erhalten. Jodl hatte häufig als Fachmann nicht mit den Anordnungen und Plänen Hitlers übereingestimmt, sich aber als geborenes ausführendes Organ immer wieder gebeugt. Wie sehr den führenden Männern des Oberkommandos der Wehrmacht jeder eigene schöpferische Gedanke und jeder Mut zum eigenen Handeln fehlten, zeigte dieser Spätnachmittag des 22. April, an dem ihnen von dem Manne, vor dem sie sich immer wieder gebeugt hatten, förmlich ein eigenes Handeln nach ihrer eigenen Entscheidung aufgedrängt wurde.

Nachdem es ihnen nicht gelungen war, Hitler zum Verlassen Berlins zu bewegen, trug Jodl Pläne vor, die er sich in fliegender Hast überlegt hatte und die ihm geeignet schienen, die Einschliessung Berlins doch noch abzuwenden, Berlin noch eine Weile zu behaupten und vielleicht doch noch den Anschluss an eine politische Wendung auf der Gegenseite zu erreichen. Auch er glaubte immer noch an die Möglichkeit dieser Wende mit der ganzen politischen Infantilität und der Weltfremdheit des militärischen Theoretikers, die ihm eignete. Er schlug vor, dass Keitel und er selbst, anstatt nach Süddeutschland zu fliegen, sich nach Norden begeben und in möglichster Nähe von Berlin persönlich dafür sorgen sollten, dass erstens der von Steiner nicht unternommene Angriff von Norden her tatsächlich in Gang käme, und dass zweitens die 9. Armee nun doch die Oderfront aufgeben und zum Angriff auf Berlin durch den Rücken der sowjetischen Angriffstruppen vor der Reichshauptstadt antreten sollte. Vor allem aber schlug Jodl vor, die Elbefront westlich von Berlin nunmehr aufzugeben, sich ausschliesslich für den Kampf gegen den Bolschewismus zu entscheiden und in diesem Sinne die 12. Armee Wenck von der Elbe zu lösen und auf Berlin marschieren zu lassen.

Keitel erklärte sich – Jodl ins Wort fallend – bereit, persönlich zu Wenck zu fahren und dafür Sorge zu tragen, dass sofort

alle Massnahmen für den Marsch der Armee auf Berlin getroffen würden. Er versicherte, dass Wenck Berlin entsetzen würde, auch wenn es den Russen inzwischen gelungen sei, die Stadt ganz einzuschliessen. Man würde den Russen die Reichshauptstadt streitig machen. Man würde ihnen den Zutritt nach Berlin verwehren und so vielleicht von Berlin aus, von der Hauptstadt des Deutschen Reiches aus, erleben, wie Engländer, Amerikaner und Russen in dem Augenblick, in dem sie sich südlich von Berlin, irgendwo an der Elbe, von Front zu Front und Angesicht in Angesicht kennen lernten, in Konflikte miteinander gerieten.

Weder Keitel noch Jodl dachten in diesem Augenblick daran, dass der Gedanke der Entblössung der Westfront nicht einmal, sondern mehrfach im Laufe der letzten Wochen an sie herangetragen worden war und dass sie ihn zusammen mit Hitler abgelehnt hatten.

Es war ein merkwürdiges Spiel des Schicksals, dass in diesem Augenblick Goebbels wieder den Raum betrat. Er hatte sich draussen mit Botschafter Hewel unterhalten, und Hewel hatte ihm berichtet, dass Ribbentrop erst vor wenigen Stunden zuversichtliche Meldungen über die Bereitschaft der Westmächte, sich im letzten Augenblick mit der deutschen Regierung in Verhandlungen einzulassen, durchgegeben und darauf gedrängt hatte, nur noch kurze Zeit auszuhalten. Seiner Verachtung für Ribbentrop zum Trotz hatte Goebbels phantasiebegabter, stets zu den verwegensten Konstruktionen bereiter Geist sofort wieder begonnen, letzte Möglichkeiten für ein überleben des Regimes zu konstruieren. Die Spitzfindigkeit und Leidenschaft, die er in den letzten Wochen immer wieder entwickelt hatte, um in dem Meer von Aussichtslosigkeit immer noch einen Ausweg und eine Rettungsmöglichkeit zu finden, ergriffen noch einmal Besitz von ihm.

Als er jetzt nach seinem Eintritt in den Besprechungsraum die Vorschläge Keitels und Jodls hörte, schlug er mit der Schnelligkeit, die ihm eigen war, die Verbindungsfäden zwischen den politischen Möglichkeiten und den militärischen Möglichkeiten, den Kampf zu verlängern und sich in Berlin zu behaupten.

Wieder übersah er, der sich so häufig für einen Realisten gehalten hatte und im Verhältnis zu Hitler oder Ribbentrop oder zahlreichen anderen in der Tat ein Realist gewesen war, dass beide Möglichkeiten auf Illusionen und absoluter Unkenntnis der Wirklichkeit beruhten. Noch einmal wurde auch für ihn die Unwirklichkeit zur Wirklichkeit, weil sein zäher Lebenswille sich wieder aufbäumte und ihn, wie so oft zuvor, dazu trieb, eine Fiktion für die Wirklichkeit zu halten. Er begann mit der ganzen Beredtsamkeit, deren er fähig war, auf Hitler einzureden. Er brachte das zuwege, was der steifen, farblosen Redeweise Jodls und der leeren Geschwätzigkeit Keitels nicht gelungen war: nämlich, Hitler aufhorchen zu lassen, ihn aus dem Abgrund seiner Resignation, seiner Lebensmüdigkeit und seiner Selbstaufgabe herauszureissen und noch einmal einen Funken der Hoffnung, einen Funken der Anteilnahme, einen letzten Funken der Lebensgier in ihm zu erwecken.

Hitler richtete sich auf. Er liess sich Karten reichen. Auch Jodl wurde beredter. Goebbels rief den Botschafter Hewel und liess Hitler noch einmal die Botschaft Ribbentrops vortragen, die Hitler in der Stimmung des Zusammenbruchs nur mit halbem Ohr vernommen hatte. Auch Krebs wurde gerufen, und er wies, durch Goebbels kühne Gedankenkonstruktionen inspiriert, darauf hin, dass die amerikanische Lufttätigkeit an der Westfront plötzlich aufgehört habe. Hierzu wusste auch Jodl zu sagen, dass Verbände, die sich an der Westfront von den Amerikanern abgesetzt hatten, nicht wesentlich dabei behindert würden.

Es war ein makabres Spiel, wie hier plötzlich die Hoffnung des einen die Hoffnung des anderen entzündete und wie jeder plötzlich wieder Ereignisse oder Seltsamkeiten entdeckte, die zu beweisen schienen, dass Ribbentrop recht haben könne, dass im Westen tatsächlich eine Besinnung im Gange sei, dass man vielleicht wirklich nur noch die letzten fünf Minuten vor zwölf aushalten müsse.

Zwei Stunden lang sprachen sie alle auf Hitler ein. Er schwankte immer noch zwischen Apathie und einem neuen

Versuch, sich gegen das Schicksal, dem er sich am Nachmittag schon ergeben hatte, aufzulehnen. Goebbels' Beredtsamkeit trug noch einmal die alten Argumente an ihn heran, die ihn immer am stärksten bewegt hatten, die Gunst der Vorsehung, die höheren Schicksalsmächte, die ihn nicht umsonst am 20. Juli vor dem Tode bewahrt hatten, die ihn vielleicht nur bis zur letzten Sekunde prüfen wollten. Zögernd begann Hitler, sich wieder an der Diskussion zu beteiligen. Seine Stimme klang verändert, hohl, unwillig, gehemmt. Aber er fragte nach Wenck. Er fragte nach Busse. Er schien selbst seine wilden Verdächtigungen gegen Steiner zu begraben. Seine zitternde Hand begann wieder über die Karte zu fahren. Sie suchte nach den Einzeichnungen von Armeen, Divisionen und Kampfgruppen.

Es wurde offenbar, dass in seinem Geist jene Truppen, von deren Zustand er keine Ahnung hatte, wieder zu marschieren begannen. Gegen halb acht Uhr am Abend verliess der Botschafter Hewel Hitlers Bunkerraum. Er teilte jenen, die immer noch draussen warteten oder von Zeit zu Zeit aus den anderen Teilen des Bunkers herüberkamen, um sich nach dem Stand der Dinge zu erkundigen, mit, dass Hitler seinen Zusammenbruch und seine grosse Krisis überwunden habe. Er sagte, dass Hitler zwar in Berlin bleiben werde, dass er sich aber entschlossen habe, noch einmal den Kampf mit dem Schicksal aufzunehmen, um Berlin den Russen streitig zu machen, bis Ribbentrops Verhandlungen mit den Westmächten zu einem Abschluss geführt hätten. Die lähmende Stimmung in den Bunkergängen und Bunkerräumen begann sich zu wandeln. Auch hier wucherten sofort die Illusionen. Als eine Viertelstunde später auch Goebbels herauskam, leuchteten seine Augen. Er war erregt. Als er auf seinen Staatssekretär Naumann stiess, der aus der Stadt gekommen war und jetzt ebenfalls im Bunker wartete, berichtete er ihm sofort über die Sitzung. Er erzählte mit fliegenden Worten, welch politische Möglichkeiten sich plötzlich eröffnet hätten. Er berichtete, dass Keitel und Jodl ausserhalb von Berlin persönlich die Leitung von Operationen übernehmen würden, die dazu führen würden, Berlin zu entsetzen. Er

befahl, dass in Berlin selbst sofort alle Kräfte und alle Möglichkeiten und jeder Mann und jede Frau sowie jeder Hitlerjunge aufgeboten werden müssten, um den Russen entgegenzutreten und die Stadt für die Stunden und bestenfalls Tage zu behaupten, die notwendig seien, um die Entsatzarmeen heranzubringen.

Eine Stunde später ging schon eine Flut von Befehlen und Anordnungen des Reichsverteidigungskommissars von Berlin, erteilt im Namen Hitlers, zu allen Berliner Kommandostellen hinaus, die den Tag in absoluter Ungewissheit über die kommenden Ereignisse und kommenden Entscheidungen verbracht oder sich schon gerüstet hatten, die Stadt zu verlassen. Die Druckereien begannen noch einmal zu arbeiten. Sie begannen Befehle und Flugblätter zu drucken, auf denen alle Berliner zu den Waffen gerufen wurden und auf denen versprochen wurde, dass es nur noch darum gehe, Berlin einige Tage zu halten, bis die grosse Wende da sei, bis Berlin und damit Deutschland gerettet wäre. Die furchtbare Fiktion der „letzten Chance“, in den unbeschreiblichen Nachmittagsstunden des 22. April aus anderen Fiktionen geboren, wurde auf das gelähmt daliegende Berlin und auf die zwischen Ratlosigkeit, Verzweiflung und letzter Hoffnung eingespannte Masse der Berliner ausgestrahlt und riss sie durch Täuschung oder aber durch Drohung und Gewalt in einen letzten Verzweiflungskampf hinein, der dann die blutige, unsagbar grausame Schlacht um Berlin heraufbeschwor.

Am Nachmittag des gleichen 22. April hatte Dr. Fritzsche seine Versuche fortgesetzt, Goebbels zu sprechen und Klarheit über die Lage in Berlin und über die weitere Entwicklung zu erhalten.

Alle Versuche, Goebbels zu sprechen, waren jedoch abermals vergeblich gewesen. Auch war es ihm nicht gelungen, irgendeine der anderen massgeblichen Persönlichkeiten zu erreichen. Alles schien sich in voller Auflösung und Verwirrung zu befinden. Zahlreiche Persönlichkeiten, mit denen er sprechen wollte, hatten die Stadt verlassen oder waren eben dabei, nach

Norden oder Süden zu fliehen. Das Oberkommando des Heeres war nirgendwo zu finden. Teile des Oberkommandos der Wehrmacht sollten auf dem Wege nach Krampnitz sein. Jede geordnete Benachrichtigung der Öffentlichkeit war zusammengebrochen.

Überall empfing Fritzsche den Eindruck, als liesse die oberste Führung, die bis dahin so besorgt jede einzelne Massnahme überwacht hatte, die Zügel schleifen. Fritzsche wusste nichts von den Ereignissen, die sich inzwischen im Bunker unter der Reichskanzlei vollzogen hatten. Er wusste daher auch nicht, wie richtig sein Eindruck von den schleifenden Zügeln war. Dies wurde ihm erst klar, als er gegen 16 Uhr nach vielen vergeblichen Gängen vor die verschlossenen Türen der Reichskanzlei und die leeren Zimmer des Auswärtigen Amtes zur Wohnung von Dr. Goebbels hinausfuhr, um dort kurzerhand zu warten, bis Dr. Goebbels erschien.

Während er zum Brandenburger Tor hinüberfuhr, sah er im Osten und Südosten Qualmwolken emporsteigen; das Grollen der Artillerie erschütterte die Luft. Er erfuhr unterwegs, dass die Russen schon an Oranienburg vorbei in Richtung auf Velten vorgestossen seien und dass sie den Alexanderplatz erreicht hätten. Die von Ruinen umsäumten Strassen im Zentrum Berlins waren tot und verlassen. Die Menschen schienen in den Kellern untergetaucht. Sie waren aus ihren Wohnbezirken nicht mehr zu den Büros und Arbeitsstätten im Stadtinnern gefahren. Oder sie befanden sich irgendwo im Kampfgebiet oder auf der Flucht.

Als Fritzsche in die Einfahrt des Goebbelschen Hauses einbog, verliessen eben zwei Wagen den Hof. Sie waren dicht besetzt. Erst im letzten Augenblick erkannte Fritzsche, dass sich im zweiten Wagen Frau Goebbels mit ihren Kindern befand. Beide Wagen bogen in die Vossstrasse ein und fuhren in Richtung Reichskanzlei davon. Es waren die Wagen, in denen Goebbels und seine Familie zum Bunker der Reichskanzlei hinüberfuhren.

Fritzsche war zu spät gekommen.

Er fand das Haus in völliger Auflösung vor. Telefonistin-

nen, Stenotypistinnen und einige SS-Wachen umringten ihn. Die Frauen weinten. Hier und da hörte er Flüche. Es war ihm unmöglich, in der allgemeinen Verwirrung eine Auskunft darüber zu erhalten, was sich eigentlich ereignet hatte. Fritzsche betrat das Haus. Auch hier herrschte ein wildes Durcheinander. Es war ganz offenbar, dass das Haus in grosser Hast verlassen worden war. Die Zimmertüren standen offen, ebenso Schreibtische und Schränke, Koffer lagen umher. Endlich entdeckte Fritzsche in einem Zimmer den Leiter des Ministeramtes, Hamei, der ebenfalls bereit zum Aufbruch war. Als er Hamei fragte, was eigentlich geschehen sei, erwiderte Hamei, Goebbels habe das Haus für immer verlassen. Goebbels habe ihn, Hamei, zu sich bestellt und ihm kurz und bündig erklärt: „Es ist aus. Ich habe keine Befehle mehr für Sie. Die Russen stehen am Alexanderplatz. Ich fahre in den Führerbunker und nehme meine Familie mit.“ Goebbels hatte sich schon während des ganzen Tages in grosser Erregung befunden. Diese Erregung war nach einem Gespräch mit dem Führerbunker noch gesteigert worden. Danach hatte er sich gar nicht erst die Mühe genommen, seine äussere Haltung zu wahren. Er hatte offenbar alles verloren gegeben.

Hamei erklärte schliesslich, die Strasse nach Hamburg sei noch frei. Er werde jetzt mit seinem Personal nach Hamburg fahren, bevor Berlin ganz umzingelt sei. Er war nach seinem Erlebnis mit Goebbels der festen Überzeugung, dass es zu keinem Kampf um Berlin mehr kommen werde. Er bot Fritzsche einen Platz in seinem Wagen an. Fritzsche lehnte jedoch mit dem Bemerken ab, dass er seine Mitarbeiter, die sich noch im Keller des Propagandaministeriums aufhielten, nicht einfach im Stich lassen könne. Er fuhr wieder zu seinem Ministerium zurück.

Wieder rollte sein Wagen durch die erschreckend leeren Strassen. Wieder hörte er im Osten den dünnen Gefechtslärm. Sowjetische Granaten jaulten heran und schlugen im Stadtinnern ein. Im Ministerium entliess Fritzsche seine Mitarbeiter mit etwas Geld, Lebensmitteln und dem Rat, sich durchzuschlagen. Dann fuhr er nach einem vergeblichen Versuch, wenigstens Goebbels' Vertreter, Naumann, zu erreichen, ins

Funkhaus. Die Angestellten waren noch vollzählig versammelt. Die Drohungen, die an den Tagen zuvor hinter allen Proklamationen zur Verteidigung Berlins durch jeden Berliner gestanden hatten, hielten sie ebenso zusammen, wie die Ungewissheit darüber, was denn nun eigentlich geschehen solle und geschehen werde.

Fritzsche entliess zuerst die kleinen Angestellten, später auch die mittleren. Er hatte dabei immer noch den Anblick vor Augen, den das fluchtartig verlassene Haus Goebbels' geboten hatte.

Fritzsche schloss sich dem Aufbruch seiner Mitarbeiter nicht an. Er versuchte noch einmal, Naumann zu erreichen. Wieder war dieser Versuch vergeblich. Noch einmal rief er in zahllosen Dienststellen an. Aber überall schien man führerlos. Nichts deutete darauf hin, dass auf den Trümmern Berlins bis zuletzt gekämpft werden sollte. Fritzsche spürte allerorts Resignation und Hoffnungslosigkeit. Zu kämpfen schienen nur jene Truppen, die von aussen her auf Berlin zurückgewichen waren und sich überall dort, wo sie gerade standen, zur Wehr setzten.

Er fuhr selbst zum Alexanderplatz, um festzustellen, ob sich dort wirklich schon die Russen befänden. Die sowjetische Artillerie streute jetzt das ganze Stadtzentrum ab. Auf der Strasse Unter den Linden gab es zahlreiche Einschläge. Je weiter Fritzsche nach Osten kam, desto lauter wurde der Gefechtslärm. In den Strassen lagen frische Trümmer. Leitungsdrähte waren zerfetzt. Die Strassen lagen ausgestorben und leer. Nur ab und zu huschten einige Frauen geduckt von Haus zu Haus, und hier und da liefen kleine Gruppen, notdürftiges Gepäck tragend, an den Häuserwänden entlang, so, als hätte ihnen das Schweigen der Führung den Mut zur Flucht aus ihren bedrohten Bezirken gegeben. Der Alexanderplatz selbst war leer und verlassen. Aber als Fritzsche vor dem Eingang zu dem dort gelegenen grossen Bunker hielt, entdeckte er dunkle Menschentrauben, die ratlos den kommenden Dingen entgegenbangten. Irgendein Volkssturmmann, der nur eine Armbinde, aber kein Gewehr trug, sagte ihm, dass sich in dem Bunker, der normalerweise für einige Hundert Menschen Platz bot, seit Tagen Tausende

und aber Tausende zusammendrängten, und dass die Zustände, unter denen sie jetzt schon lebten, unbeschreiblich seien.

Der Gefechtslärm rückte näher. In der sinkenden Dämmerung leuchteten Brände, um die sich niemand kümmerte. Als Fritzsche dann bis zur Danziger Strasse vordrang, stiess er ganz unvermittelt auf ein paar deutsche Soldaten, die mit Panzerfäusten einige russische Panzer bekämpften. In den Strassen lagen zerschossene Fahrzeuge, tote Soldaten und Zivilisten. Die Masse derer, die hier gewohnt hatte, schien spurlos aufgesogen von den rettenden Kellern und sonstigen unterirdischen Gewölben.

Mit dem Gefühl im Herzen, dass es keine Rettung für Berlin und nicht einmal einen Aufenthalt geben würde, fuhr Fritzsche wieder in die Stadt zurück. Er betrat noch einmal das Funkhaus. Dort fand er auf seinem Schreibtisch eine Anweisung von Dr. Goebbels aus dem Bunker der Reichskanzlei vor, sich sofort nach Hamburg zu begeben und dort die Leitung des Rundfunks zu übernehmen. Er konnte nicht ahnen, dass diese Anweisung noch unter dem Eindruck des ersten Gesprächs zwischen Goebbels und Hitler am Nachmittag dieses Tages entstanden war, und dass sie in dem Augenblick, in dem er sie in der Hand hielt, bereits die letzte Auflehnung des Kreises um Hitler gegen den sicheren Untergang vorbereitete.

Fritzsche rief die Leiter der Reichsrundfunk-Gesellschaft zusammen und berichtete ihnen über seine Erlebnisse. Er schlug ihnen vor, auch den restlichen Angestellten die Möglichkeit zu geben, ihr Schicksal selbst in die Hand zu nehmen.

Während sich die Auflösung im Rundfunkhaus vollzog, fuhr er selbst zur Heerstrasse hinaus. Er tat es mit der Absicht, der Anweisung von Goebbels zu folgen, obwohl er deren Sinn nicht mehr erkannte. Er wusste mit der ihm eigenen psychologischen Klarheit allerdings auch, dass ihn dabei auch der Wunsch, sich selbst vor den Russen in Sicherheit zu bringen, nach Nordwesten trieb. Aber er liess sich zunächst treiben.

Als er die nordwestlichen Aussenbezirke Berlins erreichte, füllten sich die Strassen plötzlich mit Leben. Zehntausende

von Menschen schienen aus dem Nichts, aus tausend Kanälen der leidenden und vom Ende bedrohten Stadt heraufzusteigen. Sie fanden sich auf den Strassen, die nach dem Nordosten führten und noch nicht von sowjetischen Panzern gesperrt waren, in dichten, von Angst gehetzten Scharen zusammen. Glücklich schienen die, die noch einen Wagen oder irgendein anderes Gefährt besassen. Die übrigen hasteten zu Fuss dahin, gerade so wie wenige Wochen zuvor die Flüchtlinge aus Königsberg, aus Posen, aus Breslau dahingezogen waren – nur dass den Berlinern Kälte, Schnee und Eis erspart blieben.

Fritzsche sah das Flackern der Hilflosigkeit, der Verzweiflung, der Verlassenheit in ihren Augen. Er sah aber auch den Hass, mit dem Frauen, die ihre Kinder auf dem Arm hielten und andere Kinder auf Leiterwägelchen hinter sich herzogen, den Wagen nachsahen, in denen Bevorrechtigte an ihnen vorüberfuhren. Er begriff in diesem Augenblick, dass er nicht auf so einfache Weise fliehen durfte. Er sah seinen Teil an der Verantwortung und seine Verpflichtung, die Folgen zu tragen.

Er fuhr noch einige Kilometer weiter durch die wogenden Scharen der Flucht. Dann kehrte er um. Während die Nacht endgültig hereinbrach, fuhr er dem gespenstischen Strom entgegen nach Berlin zurück. Die fliehenden Massen versanken im Dunkel. Nur das schwache, abgeblendete Scheinwerferlicht riss immer wieder Szenen aus dieser Dunkelheit heraus. Da leuchtete dann das Bild einer Familie oder einer allein marschierenden Frau auf, oder das Bild eines Alten oder Verwundeten, der auf Stöcke gestützt dahinkroch. In der Luft summten Flugzeuge, die hier und dort Bomben warfen oder mit Maschinengewehren schossen. Über Berlin leuchteten helle Flammen.

Erst in der Nähe des Funkhauses wirkten die Strassen wieder tot und leer. Fritzsche kehrte in sein Kellerzimmer zurück.

In diesem Augenblick erreichte ihn die zweite Botschaft dieses Tages. Der Mann, den er so lange gesucht hatte, Dr. Naumann, meldete sich am Telefon. Er teilte mit vor Erregung

kaum verständlicher Stimme mit, er befinde sich im Führerbunker, und es seien soeben Entschlüsse von entscheidender Tragweite gefasst worden. Er wies Fritzsche an, ihn sofort im Keller des Propagandaministeriums aufzusuchen. Fritzsche begab sich hinüber. Er vermochte nicht zu ahnen, um welche Entschlüsse es sich handeln konnte. Aber wenn er sich in diesem Augenblick eine Vorstellung davon machen konnte, so war es diejenige einer Kapitulation, eines Endes der sinnlosen Kämpfe, die doch Berlin nicht vom Eindringen der Roten Armee bewahren und nur der Bevölkerung noch weitere furchtbare Leiden auferlegen konnten. Als er jedoch Naumanns Gesicht sah, begriff er, dass er sich geirrt hatte. Naumann schien damit beschäftigt, Aufrufe an die Berliner zu entwerfen und weiterzugeben. Seine Umgebung war von einer hektischen Betriebsamkeit erfüllt, die in krassem Gegensatz zu der lähmenden Tatenlosigkeit des vergangenen Tages stand. Bevor Fritzsche zu Worte kommen konnte, erhielt er folgenden Bericht.

Naumann erklärte, Hitler habe befohlen, den Kampf im Westen vollständig einzustellen. Dadurch seien Verhandlungen mit den Westmächten entscheidend gefördert worden. Ribbentrop sei zu ihrem formellen Abschluss abgereist. Das Ziel sei, die Oder zur Grenze zwischen der Besatzung durch Ost und West zu machen. Die Russen seien nur in einem schmalen Abschnitt vor Berlin durchgebrochen. Im Norden wie im Süden halte die Oderfront. Vom Westen her seien kampfkräftige Armeen im Anmarsch, die Berlin schon in Kürze Entlastung bringen würden. In einigen Tagen könne eine Panzergruppe von Generalfeldmarschall Schörner erwartet werden, der sich besonders hoffnungsvoll über die Möglichkeit einer Wiedergewinnung der Oderlinie ausgesprochen habe. Unter diesen Umständen komme es darauf an, nur wenige Stunden in Berlin auszuhalten. Massnahmen zur Abwehr würden in aller Eile getroffen. Kampfgruppen würden aufgestellt. Am nächsten Tage würden deutsche Jagdflugzeuge über Berlin erscheinen und den Luftraum freikämpfen. Die Angriffe von Westen her seien bereits eingestellt. Wie weit der Westen den Kampf gegen den

Osten fördere oder gar unterstütze, sei eine Frage der Verhandlungen Ribbentrops. Gegenstand der Verhandlungen und Unterredungen sei schliesslich die Frage gewesen, ob Hitler unter diesen Umständen in Berlin, der einzigen gefährdeten Stelle zwischen Elbe und Oder, bleiben solle. Hitler habe sich entschieden, in Berlin zu bleiben. Aber führende Militärs seien hinausgeschickt worden, um die verschiedenen Entsatzarmeen zur höchsten Eile anzutreiben. Naumann wies schliesslich Fritzsche an, im Ministerium zu bleiben. Es würde jetzt alles darauf ankommen, ganz Berlin sofort zum Widerstand aufzurufen und die wenigen Tage zu überbrücken, die sie alle von der Schicksalswende im letzten Augenblick trennten.

Die Berliner, die voll quälender Ungewissheit in ihren Kellern warteten, oder nach Westen und Nordwesten zu fliehen versuchten, oder über sich in den Strassen schon den Kampflärm hörten, ahnten an diesem Abend noch nichts von den makabren Entscheidungen, die im Bunker Hitlers getroffen worden waren. Sie ahnten nichts von der beispiellosen Art ihrer Entstehung. Sie wussten nicht, wie sich hier eine Fiktion auf die andere aufgebaut hatte, wie ein Wunschbild das andere erweckt hatte, bis die Beteiligten glaubten, es sei Wirklichkeit. Sie hatten Naumanns Erklärung im Keller des Propagandaministeriums nicht gehört. Sie konnten daher auch am Beispiel Naumanns nicht erkennen, wie hier die Wunschträume der führenden Männer innerhalb weniger Stunden immer neue Blüten der Illusion entwickelt hatten. Sie wussten nicht, dass der Same, den Goebbels ausgestreut hatte, bei Naumann auf besonders günstigen Nährboden gefallen war, weil Naumann sich in seinen Wünschen und Überlegungen schon so lange die Möglichkeit ausgemalt hatte, die jetzt einzutreten schien. Er hatte von sich aus noch weitere optimistische Schlaglichter in das Ergebnis der Besprechungen hineingebracht, das Goebbels ihm mitgeteilt hatte. Wahrscheinlich würde die Geschichte ihm gegenüber einmal zugeben, dass er sich dieser Fälschungen gar nicht bewusst war, dass er wiederum mit ei-

ner Überzeugung und Gutgläubigkeit handelte, die in der Welt der Irrealitäten, in der er lebte, echt, darum aber nicht weniger furchtbar war.

Die Nacht zum 23. April verlief für die Berliner noch weiter in einer Ungewissheit, deren Qual die Nachwelt nicht mehr ermessen kann. In der gleichen Nacht aber liefen schon die Rotationsmaschinen und eilten die Befehle in die Stadt hinaus, die am nächsten Tage in Hunderttausenden, ja Millionen von Unterführern, Soldaten und Zivilisten noch einmal, zum letzten Male, den selbstzerstörerischen Glauben an Rettung und Sieg erwecken sollten.

Der Reigen der Aufrufe und Anordnungen begann mit einem ,,Befehl des Reichsverteidigungskommissars Dr. Goebbels":

„Die Stadt Berlin wird bis zum Letzten verteidigt.

Kämpft mit fanatischer Verbissenheit um Eure

Frauen, Kinder und Mütter!

Wir werden bestehen.

Die grosse Offensive der Bolschewisten auf die Reichshauptstadt ist im vollen Gange. Trotz schwerster Verluste, die ihnen unsere heldenhaften Divisionen und Volkssturmbataillone an der Oder zugefügt hatten, trotz des aufopferungsvollen Einsatzes aller Kämpfenden konnte nicht verhindert werden, dass der Feind weiter vordrang und an verschiedenen Punkten den Verteidigungsring der Reichshauptstadt erreichte. Unsere Heimatstadt Berlin ist Frontstadt geworden. Alle zur Verteidigung der Reichshauptstadt eingesetzten Soldaten und Volkssturmmänner haben die ihnen befohlenen Plätze zu besetzen und nehmen, sobald sowjetische Truppen oder Panzer sich zeigen, sofort den Kampf auf. Rüstungsbetriebe, Versorgungsbetriebe und die für die Führung der Reichshauptstadt verantwortlichen Dienststellen arbeiten weiter.

Der Werkschutz sorgt für die innere und äussere Sicherheit der Betriebe. Provokateure oder aufsässige Ausländer sind sofort festzunehmen oder noch besser unschädlich zu machen. Sollten Provokateure oder verbrecherische Elemente versuchen, durch das Hissen von weissen Fahnen oder sonstiges feiges Verhalten in die zur Verteidigung der Stadt entschlossene

Bevölkerung Unruhe zu tragen und ihren Widerstand zu lähmen, so ist dagegen mit allen Mitteln einzugreifen. Jeder Berliner ist für sein Haus und seine Wohnung selbst verantwortlich. Häuser und Wohnungen, die weisse Flaggen hissen, haben kein Recht mehr auf Schutz der Gemeinschaftshilfe und werden entsprechend behandelt werden.

Die Bewohner solcher Häuser sind verantwortlich zu machen. Der örtliche Hoheitsträger der Partei hat eisern darüber zu wachen und demgemäss zu handeln. Solche Häuser wären Krankheitsbazillen am Körper unserer Stadt, ihre rücksichtslose Bekämpfung ist daher ein Gebot der Stunde. Berlin hat sich auf den Ansturm der Bolschewisten vorbereitet. Wir sind bereit, unter allen Umständen fanatisch, hart und rücksichtslos zuzuschlagen, zu kämpfen und uns mit der letzten Hingabe zu wehren ...

Jetzt gilt es, eiserne Disziplin zu bewahren, höchstes Selbstvertrauen zu zeigen und sich den Befehlen der mit der Stadtverteidigung beauftragten Männer ohne Zögern unterzuordnen. Verräter sind sofort niederzuschiessen oder aufzuhängen. Es gilt allein die Parole: härtester und fanatischster Widerstand an allen Punkten. Seid wachsam! Hört nicht auf Verlockungen oder Drohungen der Feinde! Verteidigt mit der letzten Hingabe das Leben Eurer Frauen, Mütter und Kinder und damit den Bestand des Reiches ... Jede Weichheit muss jetzt abgetan werden. Die Bolschewisten führen einen Krieg ohne Gnade. Wer wollte, dass seine Frau und seine Kinder geschändet werden? Welcher Mann wollte durch Genickschuss liquidiert werden? Sollen die Männer der Stadt für immer in die Zwangsarbeitslager nach Sibirien verschleppt werden? Jeder kennt in dieser Stunde seine Aufgabe. Auf Euch, Verteidiger von Berlin, blicken Eure Mütter, Eure Kinder und Eure Frauen. Sie haben Euch nun ihr Leben anvertraut. Die Stunde der Bewährung hat geschlagen. Die Männer von Breslau seien Euch Vorbild. Sie haben keinen Augenblick gezögert, ihren ganzen Mut und ihre Tapferkeit und ihren Glauben an das Reich und an den Führer einzusetzen.

Bildet eine verschworene Gemeinschaft! Tretet Gerüchte

aus! Die ganze Nation blickt auf Euch, Ihr Verteidiger von Berlin, und vertraut auf Euch und Eure unbedingte Pflichterfüllung. Mit Massen und Material stürmen die Bolschewisten gegen die Vorstädte an. Wenn wir die Bomben der Angloamerikaner ertragen haben, dann werden wir auch vor Granateinschlägen nicht zurückweichen ...

So kämpft um Eure Stadt. Kämpft mit letzter Verbissenheit um Eure Frauen und Eure Kinder, um Eure Mütter und Eure Eltern. Ihr setzt das Leben für eine gute Sache ein. Alles, was vor uns lebenswert erschien, und all die Generationen, die nach uns kommen werden, all die verteidigt Ihr mit Euren Waffen. Seid trotzig und kühn. Seid wendig und listenreich. Euer Gauleiter ist bei Euch. Er erklärt, dass er mit seinen Mitarbeitern selbstverständlich in Eurer Mitte bleiben wird. Auch seine Frau und seine Kinder sind hier. Er, der mit 200 Mann einst diese Stadt erobert hat, wird nun die Verteidigung der Reichshauptstadt mit allen Mitteln aktivieren. Der Kampf um Berlin muss für Deutschland das Fanal zum entschlossenen Einsatz der Nation werden. Die Hauptstadt darf nicht in die Hände der Bolschewisten fallen. Die Freiheit des Volkes und ein Reich sozialer Gerechtigkeit werden der Lohn für Euren Kampf sein."

Der Befehl verriet in seinen zahlreichen Wiederholungen die Hast, mit der er entworfen worden war, aber er verriet auch die alte und noch einmal erwachte Leidenschaft, die Massen anzusprechen und zu bewegen. Vielleicht sah Goebbels in diesem Augenblick wieder den Film über Leningrad vor Augen, den er einmal so gepriesen hatte. Er hatte in der vorangegangenen Nacht mit Worten nicht gespart. Dem ersten Befehl folgte gleich darauf ein zweiter.

„In dieser schicksalhaften Stunde des Kampfes um die Reichshauptstadt wende ich mich an alle nichteingesetzten Soldaten und Männer Berlins, sich umgehend in die Verteidigungsfront der Reichshauptstadt einzureihen... Den gleichen Appell richte ich an alle Berliner Männer, die nicht im Volkssturm erfasst und für die Verteidigung eingesetzt sind... Ehrenhaft und männlich wollen wir unsere Pflicht tun, dem ganzen

Volk ein Vorbild der tapferen Gegenwehr sein. Ein Hundsfott, wer in dieser Stunde die schimpfliche Feigheit dem männlichen Kampfe vorzieht. Soldaten, Verwundete, Männer Berlins! Auf zu den Waffen!"

Neben den Plakaten, die diese Befehle verkündeten, erschienen andere Plakate mit einem Führerbefehl.

„Merkt Euch: jeder, der Massnahmen, die unsere Widerstandskraft schwächen, propagiert oder gar billigt, ist ein Verräter! Er ist augenblicklich zu erschiessen oder zu erhängen. Das gilt auch dann, wenn angeblich solche Massnahmen im Auftrag des Gauleiters, Reichsminister Dr. Goebbels, oder gar im Namen des Führers befohlen werden sollten."

Dazwischen flatterten plötzlich Flugblätter auf die Strassen. Dem äusseren Anschein nach waren sie versehentlich auf Berlin herabgefallen. In ihren Befehlen hatten Goebbels und Naumann noch nichts über die Hoffnungen gesagt, die sie den Berlinern zu verkünden hatten und mit denen sie auch die Skeptiker und die Mutlosen und die scheinbaren Realisten emporreissen wollten. Sie wussten, dass die indirekten Wege häufig die wirkungsvolleren Wege waren.

„Führerbefehl vom 23. April 1945" war auf den Flugblättern zu lesen, und weiter: „Soldaten der Armee Wenck! Ein Befehl von grösster Tragweite hat Euch aus Euren Aufmarschräumen gegen unsere westlichen Feinde herausgerufen und in Richtung nach Osten in Marsch gesetzt. Euer Auftrag ist klar: Berlin bleibt deutsch. Die Euch befohlenen Ziele müssen unter allen Umständen erreicht werden, denn auch von anderer Seite sind Operationen mit dem Ziel im Gange, im Kampf um die Reichshauptstadt den Bolschewisten die entscheidende Niederlage beizubringen und damit die Lage Deutschlands grundlegendst zu ändern. Berlin kapituliert nie vor dem Bolschewismus. Die Verteidiger der Reichshauptstadt haben bei der Nachricht von Eurem schnellen Aufmarsch frischen Mut gefasst und kämpfen mit Trotz und Verbissenheit in dem Glauben, bald das Donnern Eurer Geschütze zu hören. Der Führer hat Euch gerufen. Ihr seid, wie in alten Zeiten des Sieges, zum Sturm angetreten. Berlin wartet auf Euch, Berlin sehnt Euch mit heissem Herzen herbei."

Auch diese Flugblätter verrieten die Hand Goebbels'. Sie verriet sich ebenso hinter der Flüsterpropaganda, die sich über die erwachende Stadt ausbreitete, und in der von all den geheimnisvollen Armeen die Rede war, die von allen Seiten auf Berlin vorstiessen und Berlin in wenigen Tagen erreichen würden. Aber auch all die anderen entsetzlichen Illusionen tauchten darin auf. Sonderfrieden mit den Westmächten, ja, amerikanische Armeen, die unterwegs nach Berlin waren, um die Russen zu vertreiben. Die Gerüchte jagten von Mund zu Mund, von Keller zu Keller, und sie genügten, um die Massen der einfacheren Herzen anzurühren, um im Nu die Hoffnung und die Glaubenskraft zu entfachen und noch einmal alle Lebensinstinkte, allen Behauptungswillen der gequälten, von Furcht geschüttelten Menschen zu wecken.

Für die Anspruchsvolleren aber, für diejenigen, die wenigstens in Grenzen realistisch dachten, eilten Boten mit Sonderausgaben der wenigen noch gedruckten Zeitungen durch die Stadt. Sie enthielten Leitartikel, welche die politischen Hintergründe der Verteidigung Berlins, so wie sie am Abend des 22. April entwickelt worden waren, darstellten.

Die Artikel redeten in verschleierten Worten. Sie deuteten nur an und entsprachen damit der Schleierhaftigkeit jener Hintergründe selbst. Aber die Menschen lasen sie genau. Sie, die seit Wochen gewöhnt waren, Tag für Tag nach winzigen Spuren einer Erfolgschance und einer Rettungsmöglichkeit zu suchen, fanden die Andeutungen heraus. Und selbst die unklarste und verschwommenste unter ihnen wucherte auf dem Boden ihrer Hoffnungsbereitschaft.

An der Spitze standen Artikel des alten Scherl-Journalisten Dr. Otto Kriegk, der – mit der Fähigkeit begabt, sich wechselnd in andere Vorstellungsweiten zu begeben und sie zu seinen eigenen zu machen – Goebbels' Propagandalinie seit Jahren verfallen war und für den es keinen Ausweg mehr gab. Auch er war nicht Teilnehmer der entscheidenden Besprechungen am vorangegangenen Tage gewesen. Auch er hatte nur durch Naumann von den Ergebnissen gehört. Auch er hatte sich in all seinen Artikeln seit Monaten immer mehr auf die

letzte rettende These zurückgezogen, dass es zwischen Ost und West zu einem Bruch kommen müsse und dass man im Westen die Bedeutung Deutschlands und des Nationalsozialismus als Verteidiger Europas gegen den Bolschewismus erkennen müsse. Es war auch sein Verhängnis und das Verhängnis seiner Worte, dass er halb recht hatte und halb unrecht, recht in dem Gedanken der Notwendigkeit, die weitere Ausdehnung der Sowjetunion um der Zukunft Europas willen aufzuhalten, unrecht in seiner Verkennung der wirklichen politischen Weltlage, unrecht in seiner Methode der Vereinfachung, welche unter dem Schatten des sowjetischen Ansturmes nur noch diesen Schatten sah und ebenso wie Goebbels vergass, dass Hitler alles dazu getan hatte, einen deutschen Schatten über Europa auszubreiten, der in den Augen der Welt auf eine verhängnisvolle Weise unvergleichlich dunkler wirkte als der sowjetische.

„Der Führer leitet die Verteidigung der Reichshauptstadt", so verkündete Dr. Otto Kriegks Feder im „Angriff". „Die Verteidigung der Reichshauptstadt leitet der Führer, der sich entschlossen hat, inmitten der Bevölkerung Berlins die Aufgabe der Rettung der Reichshauptstadt zu bewältigen. Von allen Seiten werden zur Stunde Verbände an Berlin herangeführt. Es ergibt sich aus einem Gesamtüberblick über die augenblickliche Lage an allen Brennpunkten der Kämpfe in der Stadt und in der Umgebung, dass eine Aufrechterhaltung und Versteifung des Widerstandes ohne weiteres möglich ist, und dass darüber hinaus auch die Möglichkeit für Angriffsoperationen gegeben ist. Der Kampf um die Reichshauptstadt hat eine militärische und politische Chance, die ohne weiteres zugunsten Deutschlands gewonnen werden könnte, wenn die Truppe und die Bevölkerung der Reichshauptstadt einige Tage lang durchstehen. 'Auch vom strengen militärischen Gesichtspunkt aus ist der Kampf um Berlin zu gewinnen... Die deutsche Widerstandskraft, von der in diesen Tagen nicht nur unser eigenes Schicksal, sondern die Zukunft des Erdteils Europa einschliesslich der zu ihm gehörenden Inseln und aller benach-

barten Landschaften abhängt, hat sich nicht etwa unter dem schweren Druck der Angriffe an allen Fronten gemindert. Die deutsche Widerstandskraft ist in den letzten Stunden konzentriert und dadurch zu einem noch stärkeren Faktor der europäischen Zukunft geworden.

Die Bevölkerung der Reichshauptstadt, die fast unmittelbar hinter den Kampflinien arbeitet und alle nur denkbare Hilfe leistet, ist fest davon überzeugt, dass die Abwehr nicht etwa an den augenblicklichen Kampflinien, sondern mit dem Zurückschlagen der Bolschewisten aus dem Gebiet der Reichshauptstadt gelingt... Jeder Berliner wird sich heute – wenn auch nur durch einen Blick aus seinem Fenster auf seine Strasse oder seinen Platz – davon überzeugen können, dass Verteidiger und Waffen in grosser Zahl zur Verfügung stehen. Die Berliner wissen, dass die Verteidigung ihrer Stadt nicht nur von innen, sondern auch von aussen hergeführt wird und dass dafür Verbände zur Verfügung gestellt werden, welche der Befehl ursprünglich in eine andere Richtung führte. Jedermann weiss jetzt, dass der Führer inmitten der Bevölkerung der Reichshauptstadt steht und dass die von ihm geführte Verteidigung über Kräfte verfügt, die der Feind in seine Berechnungen nicht einschliessen konnte.

Deutschlands Aufgabe ist es, den Boden Europas so weit wie möglich vom Bolschewismus freizuhalten oder aber die Voraussetzung für eine Wiederbefreiung zu schaffen. Das deutsche Volk kann dabei nicht fragen, ob in letzter Minute noch jemand dieser eigentlich jedes europäische Volk um seiner selbst willen angehenden Aufgabe beitreten will. Wir haben alles getan und nichts versäumt, um den europäischen Völkern klar zu machen, dass die uns vom Schicksal gestellte Aufgabe sie genau so umfasst wie uns. Wir haben darauf die Antwort des Achselzuckens oder der Feigheit von Millionen von Europäern, wir haben vom britischen, vom französischen Volk und von den USA die Antwort der Mobilisierung des Bolschewismus gegen Deutschland und der Kapitulation unserer westlichen Feinde vor dem Bolschewismus erhalten. Wir

können nicht mehr fragen, wir können nur noch kämpfen und für die Abwehr des Bolschewismus von Berlin so viel einsetzen, wie nur irgend möglich ist. Wir können auch nicht mehr warten, bis über unsere Feinde im Westen der Schrecken des Grauens vor ihrer eigenen politischen Dummheit kommt.

Wir legen keinen Wert darauf, die Entscheidungen, die jetzt in London und Washington getroffen werden müssen, mit unserer aufs äusserste zugespitzten schicksalhaften Aufgabe in unmittelbare Verbindung zu bringen. Wir stellen nur fest, dass die politische Krise in Washington zeigt, dass unsere Linie der politischen Kriegführung bisher richtig war und dass deshalb auch die Entscheidung, alles für den von grösster Zuversicht getragenen Abwehrkampf in Berlin einzusetzen, richtig sein muss."

Die Nachwelt wird vielleicht einmal die Worte Kriegks genau betrachten. Sie wird vielleicht auch bei ihnen empfinden, dass sie mehr waren als nur ein Aufruf an die Berliner, ein Aufruf zwischen Wahrheit und Unwahrheit, Recht und Unrecht! Sie wird bemerken, dass es aus der Verzweiflung der Stunde heraus ein neuer Aufruf an die westliche Welt war. Vorsichtig und nicht ohne die alte Überheblichkeit, die darin zu lesen war, dass man keinen Wert darauflege, eine unmittelbare Verbindung zwischen den Entscheidungen in London und Washington und der Lage in Deutschland herzustellen, während in Wirklichkeit doch mit jedem Wort diese Verbindung hergestellt wurde. Die Nachwelt wird nach vielen Jahren wahrscheinlich eine sehr reale und für sie sehr bittere Prophetie in diesen Worten der Verzweiflung erkennen müssen, auch wenn offensichtlich blieb, mit wieviel Irrtümern, Täuschungen und Selbsttäuschungen diese Prophetie verbunden war.

Auf jeden Fall aber wird sie begreifen können, dass Kriegks Worte, so hastig sie konzipiert waren, entscheidend mit dazu beitrugen, die Woge der Hoffnung und auch des Fanatismus zu entzünden, die am Vormittag des 23. April Berlin zu erfassen begann. Hierzu hätte es kaum noch des Aufrufes bedurft, den auch Dr. Naumann an die Berliner erliess. „An der Spitze der Verteidigung Berlins steht der Führer. Diese Tatsache al-

lein schon gibt dem Kampf um Berlin sein einmaliges und entscheidendes Gesicht. Der zum 20. April vorgesehene Sieg der Bolschewisten ist verhindert worden. Das Wort des Führers wird bestehen: Berlin bleibt deutsch und Europa wird nicht russisch. Schon sind in verschiedenen Räumen die Kräfte aufmarschiert und bereitgestellt, die Berlin dabei unterstützen werden, den Bolschewisten eine entscheidende Niederlage beizubringen und damit die Lage Deutschlands grundlegend zu ändern. Die Verteidiger der Reichshauptstadt haben bei der Nachricht von dem schnellen Aufmarsch bewährter Verbände neuen Mut gefasst und kämpfen mit Trotz und Verbissenheit in der festen Hoffnung, bald das Donnern der Geschütze der angreifenden Reserven zu hören."

Am Vormittag des 23. April drängten noch von Osten, Norden und Süden die auf Berlin zurückgeworfenen Truppen in die Aussenbezirke der Stadt.

Von Tegel über Reinickendorf, Weissensee, Lichtenberg, Köpenick, den Teltow-Kanal, Stahnsdorf bis zu den Havelseen sass ihnen die Übermacht der sowjetischen Armeen auf den Fersen. Sie setzten sich in den Aussenbezirken Berlins hinhaltend zur Wehr, zweifelnd, ob Berlin wirklich in das Höllenfeuer einer Schlacht gestürzt werden würde. Sie waren von den Erinnerungen an Stalingrad erfüllt. Sie waren besorgt, in den Ruinen Berlins in erfahrungsgemäss fürchterliche Strassenkämpfe verstrickt zu werden. Ihre Trosse zogen unter sowjetischem Artilleriefeuer und sowjetischen Siefffliegerangriffen in die Stadt hinein. Versprengte Einheiten, Reste völlig aufgeriebener Batterien ohne Geschütze und Munition, lagerten an den Strassenrändern oder suchten Schutz in Ruinen und Kellern. Im Norden und Süden hatten sich die Truppen mit Strömen von Flüchtlingen vermischt, die durch die dortigen Aussenbezirke der Stadt nach Westen zu entkommen suchten – ein Gewirr von Lastkraftwagen, Lafetten, Feldküchen, Sanitätswagen, Tankwagen, Leiterwagen, Schubkarren, Kinderwagen, Fahrrädern, eine graue, stumpfe, erschöpfte Masse, ausgepumpt, zweifelnd und verzweifelnd, Soldaten in allen erdenk-

lichen Uniformen oder halbem Zivil, erschöpfte, ratlose Frauen, wimmernde Kinder. Wo sie nicht weiter kamen, wo sie in dem Gewirr der Strassen und der Ruinen, der Barrikaden und Panzerfallen nicht den Weg zu der rettenden Heerstrasse im Westen fanden, versickerten diese Menschen in den Kellern, Ruinen, Bunkern und U-Bahnschächten.

Geschütze und Panzer gingen an Strassenecken in Stellung. Pionierkommandos legten Sprengladungen an. Flakartillerie fuhr auf. Kabel und Telefonschnüre zogen sich über aufgerissenes Pflaster. Aber die bleichen Gesichter der Berliner, die unschlüssig in den Aussenbezirken geblieben waren und durch die noch heil gebliebenen Fenster ihrer Wohnungen oder durch ihre Kellerluken auf die Truppen in den Strassen hinausblickten, hatten bis dahin nur Paraden oder exakte, saubere deutsche Soldaten gesehen.

Jetzt sahen sie die Wirklichkeit des Frühjahrs 1945. Sie sahen verdreckte, ermüdete, dezimierte Haufen, aus Luftwaffe, Heer und Arbeitsdienst vermischt. Sie sahen endlose Kolonnen mit schlecht versorgten Verwundeten. Sie sahen Fahrzeuge, die in den Strassen liegen blieben, weil ihnen der Treibstoff fehlte oder weil die Pferde zusammenbrachen. Sie ahnten inmitten des grauen, müden Gewimmels in den Strassen, Hausfluren, Kellern und Läden, in Tunnels und unter Brükkenbögen etwas von der Tragödie des deutschen Ostheeres. Sie begriffen, dass dieses zermürbte, übermüdete, seit Jahren zehn- und mehrfacher Überlegenheit gegenüberstehende Heer die Oderfront nicht hatte halten können; dass alle Berichte der Berliner Zeitungen, der Rundfunksprecher über dieses Heer und diese Front nicht der Wirklichkeit entsprochen hatten. Sie begannen, ihre letzten Hoffnungen, dass die Front am Rande Berlins noch einmal zum Stehen kommen werde, zu begraben.

Neue Scharen von Zivilisten brachen auf. Sie drängten sich vor den S- und U-Bahnhöfen, um mit den wenigen noch fahrenden Zügen wenigstens ein Stück nach Westen zu kommen. Während dessen schoss in immer neuen Intervallen die sowjetische Artillerie und jagten sowjetische Tiefflieger über die

Häuser oder die Reste der Häuser hin. Sie schossen mit ihren Maschinengewehren oder warfen Splitterbomben.

In diese Situation stiessen die Aufrufe, Appelle und Befehle zur rücksichtslosen Verteidigung der Stadt und zum Kampf um Zeitgewinn um jeden Preis hinein.

In den Morgenstunden enthob Hitler, von Goebbels gedrängt, den bisherigen Kampfkommandanten von Berlin seines Amtes. Der von inneren Zweifeln gequälte General Reimann war nicht geeignet, alle im Bereich von Berlin vorhandenen Kräfte zur Verteidigung der Reichshauptstadt zu mobilisieren und unter Aufgebot jedes, auch des brutalsten Mittels ein letztes grosses Spiel zu spielen. Er wurde auf ein Korpskommando nach Potsdam verbannt. An seine Stelle rückte ein Oberstleutnant namens Bärenfänger, ein früherer Bannführer der Hitlerjugend. Er war in rein nationalsozialistischen Vorstellungen gross geworden, ohne Kenntnis der wirklichen Umwelt, ohne Wissen, ohne Weitblick, allein voller Glauben an Hitler und seine schicksalswendende Macht, vielleicht sogar nicht ohne den Ehrgeiz des Unwissenden, als Verteidiger Berlins, als Retter Berlins und des Vaterlandes, in die Geschichte einzugehen. Der düstere Augenblick schleuderte ihn auf einen Posten hinauf, dem er schon als Soldat nicht gewachsen sein konnte, obwohl Burgdorf nicht zögerte, seine Ernennung zum General zu erwirken.

Immerhin wurde Bärenfänger innerhalb weniger Stunden zum Mittelpunkt all jener fanatisch Gläubigen, die, ohne nach rechts und links zu sehen oder auch sehen zu können, fünf Jahre lang als Soldaten gekämpft oder aber, was weit weniger bedeutete, fünf Jahre lang in den Parteiorganisationen oder in der Polizei die Richtigkeit von Hitlers Ideen und die Richtigkeit des deutschen Lebenskampfes verfochten hatten. Sie waren nicht mehr in der Lage, zu begreifen, dass es ausser der Welt Hitlers noch irgendeine andere vertretbare Welt geben könne. Die Greueltaten der sowjetischen Armee hatten sie endgültig jeden Zweifels enthoben. Wo sie aber wirklich eine Spur von Zweifel bedrückte, – stärker war einfach der nackte

Wunsch nach der Erhaltung ihrer Existenz, der sie dazu trieb, mit der Ausweglosigkeit der Ertrinkenden nach den Parolen und Befehlen zu greifen, die aus dem Bunker der Reichskanzlei kamen, und ganz Berlin trotz der fürchterlichen Wunden, die es durch den Luftkrieg schon erlitten hatte, in einen Kampf ohne Beispiel zu stürzen. Sie wurden zu den Werkzeugen, die Hitler und Goebbels brauchten, um das letzte Spiel um die Illusion einer Schicksalswende zu spielen.

Aus den SS- und SD-Ämtern, aus SS- und Polizeischulen, aus SS-Verbänden und Feldgendarmerie, SA und Politischen Leitern rekrutierten sich in wenigen Stunden zahlreiche Kommandos, die bis zum Mittag des 23. April überall in Berlin auftauchten. Sie begannen die Aussenbezirke abzuriegeln, durch welche die auf Berlin zurückgedrängten deutschen Truppen, hinhaltend kämpfend, in die Stadt zurückwichen. Ihnen folgten hastig zusammengestellte Standgerichte. Die Fanatiker kannten keine Gnade. Am rücksichtslosesten waren die, welche nicht nur aus nacktem Egoismus um die Verlängerung ihres Daseins kämpften, sondern welche in der durch jahrelange Fehlinformationen erzeugten Beschränktheit ihres Blicks fest daran glaubten, durch die erbarmungslose Ausrottung jedes Zweifels an der von neuem verheissenen Wende der deutschen Sache zu dienen und sich ein Ruhmesblatt in der vaterländischen Geschichte zu erwerben. Die unzutreffenden Vergleiche mit den Helden der Befreiungskriege oder des Siebenjährigen Krieges standen vor ihren Augen. Einem Wahn folgend, von einer Atmosphäre überhitzten Heroismus' vergiftet, gingen sie erbarmungslos gegen jeden vor, der nicht für das Phantom, an das sie sich klammerten, kämpfen wollte.

Gegen Mittag wurde die Aufteilung der Stadt in mehrere Verteidigungsbereiche bekannt. Die Innenstadt wurde zerniert. Niemand konnte sie mehr ohne besonderen Ausweis betreten oder verlassen. Hier übernahm der SS-Brigadeführer Mohnke mit einigen tausend SS-Leuten die Vorbereitung der Verteidigung. In den Aussenbezirken aber sorgten die Auffangkommandos dafür, dass jeder Soldat und jeder halbwegs kampffä-

hige Mann, ohne Rücksicht auf Verwundung oder Krankheit, aufgerafft und in Alarmeinheiten gestopft wurde.

Eine grosse Zahl von Transportzügen mit Waffen und Munition, die auf den Berliner Bahnhöfen zusammengedrängt war, wurde von Männern und Frauen entladen. Die Waffen wurden Soldaten und Volkssturmleuten in die Hand gedrückt. Die neuen, wahllos zusammengewürfelten Einheiten wurden in die Verteidigungsbezirke hinausgeschickt. Keine Kampflinie war bekannt. Es gab keinen Überblick. Aber irgendwo würden die Alarmeinheiten schon fechten. Sperrkommandos begannen damit, jedes weitere Hineinsickern der von aussen kommenden Truppen in die Stadt mit brutalsten Mitteln aufzuhalten. Die ersten Erhängten baumelten an den Strassenlaternen genau so, wie sie in Danzig oder Königsberg und in zahllosen anderen Städten des Ostens erhängt worden waren. An ihren Leibern waren hastig geschriebene Schilder befestigt: „Ich hänge hier, weil ich zu feige bin, die Reichshauptstadt zu verteidigen." – „Ich hänge hier, weil ich ein Defaitist bin." – „Wer zu feige ist, für das Vaterland zu kämpfen, stirbt den Tod der Schande." – „Ich hänge hier, weil ich nicht an den Führer glaubte." – „Ich bin ein Deserteur, deswegen werde ich die Schicksalswende nicht mehr erleben." – „Alle Verräter werden sterben, so wie dieser starb."

Der allerletzte Ersatz aus den Berliner Kasernen erschien plötzlich notdürftig bewaffnet auf den Strassen, die zu den Aussenbezirken führten. Es handelte sich entweder um Kranke, Genesende, oder aber um Sechzehn- und Siebzehnjährige, die kaum oder überhaupt noch nicht ausgebildet waren. Sie wurden von Westen her durch verschiedene Bezirke der Stadt geführt, um der Bevölkerung den Anmarsch von Verstärkungen vorzutäuschen.

Damit aber nicht genug, wurde die Berliner Hitlerjugend aufgeboten. Den Fünfzehn-, ja manchmal nur Zwölfjährigen wurden flüchtig Gewehr, Maschinengewehr und Panzerfaust erklärt. Dann zogen auch sie nach Norden, Osten oder Süden in die Aussenbezirke hinaus. Niemand weiss, was in ihrem Führer Axmann vorging, während er in die mageren Gesichter

seiner Berliner Jungens unter den zu grossen Stahlhelmen sah. Er war alles andere als ein Mann ohne menschliches Empfinden. Aber auch in ihm war der noch einmal geweckte Glaube stärker, dass es um die Entscheidung für ungezählte zukünftige Generationen gehe und dass für die Grösse dieser Entscheidung jedes augenblickliche Opfer einmal vor der Geschichte gerechtfertigt sein werde, auch das Opfer der Kinder, die von den Tagen ihrer frühesten Kindheit an nichts anderes gehört hatten, als dass Hitler Deutschland und Deutschland Hitler sei, und deren Glaubensbereitschaft aus reinen unberührten Herzen kam.

Es war ein düsteres Schauspiel, wie innerhalb weniger Stunden die Raserei der Gläubigkeit und des Fanatismus Besitz von der Stadt ergriff und die Stadt, die schon dabei war, sich aufzugeben, in einen gnadenlosen Kampf hineinzwang. Aber dieses Schauspiel bewies, dass die Maschinerie der propagandistischen Beeinflussung sowie die Maschinerie der Gewalt immer noch genügend intakt war, um ihre letzte, sinnloseste Wirkung zu entfalten. Man wusste am Abend nur nicht, was stärker wirkte: die Lügen und Illusionen der Propaganda oder die nackte Gewalt, die mit Maschinenpistole und Strick die schon ermatteten Truppen an den Rändern Berlins zum Halten zwang und ihnen aus Kellern, Häusern und Kasernen der verlorenen Stadt die provisorischen Einheiten zutrieb, welche sie verstärken sollten. Man konnte auch nicht das furchtbare Geheimnis ergründen, das die Millionen, die an diesem Abend noch in dem riesigen Trümmerfeld lebten und ihrem Schicksal entgegen bangten, mit einem letzten Willen zum Aushalten, zum Schanzen und zur Arbeit in den kriegswichtigen Betrieben erfüllte. Wahrscheinlich aber war es auch hier beides: die Drohung mit dem Tod für jede Äusserung der Schwäche und des Zweifels und die grosse Illusion, welche Entsatz von Westen verhiess und die bevorstehende Schwenkung der westlichen Alliierten verkündete.

Als die Nacht zum 24. April über Berlin herabsank, hatte sich die Stadt noch einmal verwandelt. Die Millionen hatten

sich noch einmal aufgerafft. Noch einmal war eine Hoffnung in sie gepflanzt. Die sowjetischen Kolonnen, die an den verschiedensten Stellen weiter in das Strassengewirr einzudringen versuchten, bemerkten, dass sich eine Veränderung vollzogen hatte. Aus dem hinhaltenden Widerstand einzelner deutscher Gruppen wurde ein zäherer Kampf. Sie hatten keine Ahnung, welches Geheimnis sich hinter der Versteifung dieses Widerstandes verbarg. Sie wussten nichts von den Illusionen, die über Berlin lagen und in fünf Hoffnungen gipfelten: der Armee Wenck, der 9. Armee, der Kampfgruppe Steiner, der Heeresgruppe Schörner, und dem Eingreifen der westlichen Alliierten. Sie hätten auch keine dieser Hoffnungen begriffen, weil sie nicht in einer versinkenden Welt der Selbsttäuschungen zu kämpfen brauchten, sondern in der harten Welt der Wirklichkeit.

Unterdessen hatten sich am Abend des 22. April Keitel und Jodl auf den Weg gemacht, um den Entsatz Berlins, den sie Hitler verheissen hatten, in die Wege zu leiten.

Jodl hatte sich nach Krampnitz begeben, um von dort aus mit einem Stammstab des Oberkommandos der Wehrmacht nicht allein den Anschein einer zentralen Führung der Operationen an den von Norwegen bis Italien weichenden deutschen Fronten aufrecht zu erhalten. Vor allem wollten sie die aufs äusserste bedrängte Heeresgruppe Weichsel, die bereits um das nackte Leben kämpfende 9. Armee, die hoffnungslos vom Norden her abgeschnittene Heeresgruppe Schörner und schliesslich den Torso der Armee Wenck mit dem Gedanken an ein einziges Ziel erfüllen: Entsatz für Hitler in Berlin!

Keitel selbst fuhr durch den sinkenden Abend nach Südwesten, um Wenck zu suchen und durch sein persönliches Erscheinen den neuen Befehlen für die Armee Wenck besonderen Nachdruck zu verleihen.

Dies war für Keitel ein ungewöhnliches Unterfangen. Zum ersten Male begab er sich aus dem sorgfältig gehüteten, wirklichkeitsfremden, ganz von Hitler überschatteten Umkreis des Oberkommandos der Wehrmacht und des Führerhauptquar-

tiers in ein Frontgebiet. Es war die Frage, ob sich seine Augen für die Wirklichkeit öffnen und ihm zeigen würden, dass er einem Phantom nachjagte.

Sein Weg führte westlich und südwestlich von Berlin über Strassen, die immer wieder von Flüchtlingskolonnen verstopft waren. Er sah die Elendszüge sowjetischer Kriegsgefangener, die aus bereits überrollten Lagern nach Westen getrieben wurden. Er musste, sofern er seine Augen nicht verschloss und sich nicht einfach in seinem Wagen verbarg, die Verzweiflung oder die Hoffnungslosigkeit, die Pein und das Gehetztsein aus den Gesichtern der herumirrenden Menschen lesen, die sich häufig in den Strassengräben duckten, um dem Feuer der Tiefflieger zu entgehen, die bis zur sinkenden Nacht den sowjetischen Panzerkolonnen voraufflogen.

Diese Bilder und Gesichter hätten Keitel beeindrucken müssen. Wahrscheinlich aber hatte er schon zu lange in seiner illusorischen Welt gelebt, um noch den Mut zur Erkenntnis der Wirklichkeit aufzubringen. Wahrscheinlich betrachtete er es in der Umkehrung aller Werte und Begriffe sogar als Zeichen eigenen Heroismus, wenn er sich mit Härte wappnete und all die Bilder der Flucht, der Auflösung und des vieltausendfachen Jammers nicht an sich herankommen liess, um mit ungebrochener Kraft seiner vermeintlich historischen Aufgabe zu dienen.

Keitel traf bei Einbruch der Nacht in Wiesenburg südwestlich von Belzig in der Mark ein. Hier hatte sich am 22. April der Stab des XX. Armeekorps unter General Köhler eingerichtet, dessen Divisionen die einzigen kampffähigen Verbände der Armee Wenck bildeten. Einige Stunden später, um 1 Uhr nachts, traf Keitel in der Oberförsterei „Alte Hölle" bei Wiesenburg ein, wo sich Wenck selbst aufhielt.

Die Situation der 12. Armee war in dieser Nacht etwas anders, wie man sie sich in Berlin und auch in Krampnitz vorstellte.

Das Operationsgebiet der 12. Armee reichte jetzt im Norden von der Linie Wittstock, Altruppin, Herzberg, Kremmen-Ruppiner-Kanal bis in den Raum südlich Magdeburg, Dessau,

Wittenberg. Im Westen hatten die Amerikaner fast überall die Elbe bzw. die Mulde erreicht. Sie hielten bei Barby westlich von Zerbst einen Brückenkopf über die Elbe. Westlich der Elbe standen noch kleine Gruppen der Armee zwischen Dessau und Bitterfeld im Kampf. Wenck hatte sich ausserstande gesehen, an dem seinerzeit tatsächlich für den 16. April befohlenen Angriff zur Befreiung der eingeschlossenen 11. Armee im Harz teilzunehmen. Zu diesem Zeitpunkt war eigentlich nur die Infanterie-Division „Scharnhorst" westlich der Elbe in ihrem Aufstellungsraum um Dessau–Rosslau einsatzbereit gewesen. Die Division „Ulrich von Hutten" wurde gerade erst als halbwegs geschlossene Division verfügbar. Mit der Division „Theodor Körner" hatte Wenck nicht vor dem 19. April rechnen können; von der Division „Friedrich Ludwig Jahn", die in ihrer Aufstellung noch am weitesten zurück war, ganz zu schweigen.

Wencks nördlichstes Korps, das XXXXI. Panzerkorps unter General Holste, hatte seinen Abschnitt am Elbufer nordwestlich und westlich Berlin um Havelberg, Fehrbellin, Rathenow, Genthin und Brandenburg erst am 17. April übernehmen können. Es verfügte über keine geschlossenen, einsatzbereiten Divisionen. Ihm fehlten die notwendigen Kraftfahrzeuge und Nachrichtenmittel.

Das südliche Korps, das XX. Armeekorps unter General Köhler, im Gebiet um Zerbst, Dessau, Wittenberg, Belzig hatte seinen Abschnitt auch erst zwei Tage vorher, am 15. April, übernehmen können. Auch sein Generalkommando war fast ohne Führungsmittel. Sie hatten erst mühselig beschafft werden müssen und waren unvollständig geblieben. Die Armee hatte es nicht vermocht, Panzer zu beschaffen. Die Zahl der vorhandenen Sturmgeschütze, die vor allem aus der Sturmgeschützschule in Burg stammten, war unzureichend. Ausser einigen ortsfesten oder an die Schienenwege gebundenen Flakgruppen, vor allem im Raum von Zerbst, gab es keine Flakkräfte. Es gab keine Heerestruppen. Die Artillerie war schwach, die Zahl der Fahrzeuge ungenügend. Von einer Hilfe in der Luft konnte überhaupt nicht die Rede sein.

Wenck hatte daher nicht an dem Befreiungsangriff für die

so oder so verlorene 11. Armee, der am gleichen Tage begonnen hatte, an dem die sowjetische Offensive an Oder und Neisse losgebrochen war, teilgenommen. Das Schicksal des XXXIX. Panzerkorps, das am 16. April befehlsmässig aus dem Raum um Uelzen über Braunschweig nach Süden angegriffen hatte, hatte Wenck von der Richtigkeit seines Handelns überzeugt. Im Gebiet von Fallersleben waren die in den Kampf geworfenen unfertigen Teile der Panzerdivision „Clausewitz" und der Division „Schlageter", die gar nicht mehr der 12. Armee unterstellt worden waren, nach einem erbitterten Kampf der noch von unzerstörtem Glauben an Sinn und Bedeutung ihrer Aufgaben erfüllten jungen Soldaten zersprengt worden. Die letzten Reste hatten am 21. April ihr Ende gefunden.
Wencks tatenfroher, aber realistischer Geist und sein lebendiges Verantwortungsgefühl hatten ihn ohne Rücksicht auf die Befehle des Oberkommandos der Wehrmacht davon abgehalten, das Unmögliche zu versuchen. Und nur der Tatsache, dass Wenck sich gleich nach der Übernahme seines Kommandos und nach Einsicht in die Kräfteverhältnisse der 12. Armee dazu entschlossen hatte, nur noch das Vernünftige und für die Bevölkerung wie für die Soldaten Nützliche zu tun, hatte es Keitel vielleicht zu verdanken, dass es so etwas wie eine 12. Armee gab, deren Führer er die Befehle Hitlers übermitteln konnte.

Bevor Keitel eintraf, hatte sich Wenck sehr eingehende Gedanken über die Möglichkeiten gemacht, die ihm noch gegeben waren. Seit Konjew und Shukow in seinem Rücken über Oder und Neisse vorgebrochen waren, seit Konjews Panzerkolonnen sich in den Raum südlich von Berlin hineinfrassen und seit schliesslich Scharen abgehetzter Flüchtlinge die Strassen in Wencks rückwärtigem Armeegebiet belagerten, hegte er keine Zweifel mehr daran, was noch zu tun war.

Wenck konnte zwar weiterhin versuchen, an der Elbe und Mulde Widerstand zu leisten. Aber das war ihm schon am 17. und 18. April absolut bedeutungslos erschienen gegenüber der Notwendigkeit, im Osten eine Front aufzubauen und alles, was sich an Zivilisten und Verwundeten in seinem Armeebereich

befand, solange wie möglich gegen den sowjetischen Ansturm zu verteidigen. Er wusste, dass sein XXXXI. Panzerkorps aus Kräftemangel ungeeignet für irgendwelche Operationen war. Er wusste, dass auch die Operationsmöglichkeiten seines XX. Armeekorps sehr beschränkt waren und grosse Bewegungen oder Angriffe völlig ausschlossen. Er wusste, dass die stärkste Kampfkraft, über die er überhaupt noch verfügte, aus der von Zweifeln noch nicht getrübten Glaubenskraft, der Echtheit kindlicher Überzeugung und dem ebenso echten patriotischen Kampfwillen seiner Offiziersschüler und seiner Jungen aus dem Reichsarbeitsdienst erwuchs. Er wusste, dass selbst in dieser Stunde mit diesen Kräften noch manches zu erreichen war und dass er die Menschen in seinem Armeebereich wenigstens noch einige Zeit vor einem hilflosen Überrolltwerden und vor einer wilden Panik würde schützen können. Er wusste, dass er – vorbehaltlich der Duldung durch den amerikanischen Gegner westlich der Elbe – einen Abmarsch der Zivilbevölkerung über den Strom nach Westen decken könnte. Das setzte allerdings voraus, dass er mit seinen Kräften haushielt und sie vor sinnlosen Eskapaden bewahrte. Er war entschlossen, dies zu tun, nicht zuletzt aus der menschlichen Verantwortung heraus, die er für alle jene Jungen empfand, die selbst in dieser Stunde noch bereit zu allem und jedem waren und die Grenzen der Wirklichkeit nicht kannten.

Er hatte schon den Frontwechsel nach Osten vorbereitet. Er hatte stärkere Teile seiner Armee bereits in Marsch gesetzt und andere Teile an der Elbe und der Mulde nur noch eingesetzt, um den Abzug der anderen Verbände gegenüber den nur noch zögernd folgenden Amerikanern zu verschleiern. Er hatte zahlreiche Sonderkommandos damit betraut, sich der im Freien lagernden Flüchtlinge anzunehmen. Er selbst war Tag und Nacht unterwegs gewesen, um Sorge dafür zu tragen, dass die Heimatlosen aus den Heeresbeständen und aus den Verpflegungskähnen, die wegen der Unterbrechungen der mitteldeutschen Kanäle in den Havelseen vor Anker lagen, versorgt wurden. Er hatte alle Vorbereitungen treffen lassen, um den

Flüchtlingen und den Ansässigen, die nach Westen fliehen wollten, den Weg an die Elbe zu erleichtern. Im übrigen hatte er – seinem einzigen Ziel gemäss, nur noch das Vernünftige zu tun – den Befehl erlassen, den Zerstörungsbefehl Hitlers nicht zu befolgen, sondern alle industriellen Anlagen auch gegen Zerstörungen durch „politische" Sprengkommandos, die nicht seiner Armee unterstanden, zu sichern. Er hatte schliesslich Anweisung gegeben, wonach kein Kampfkommandant in seinem Armeebereich noch irgendeine grössere Stadt verteidigen sollte, sofern dies nicht für die geplanten Bewegungen der Armee unerlässlich sei.

So geriet Keitel am Abend des 22. April aus der künstlich erhitzten, unnatürlichen Sphäre der Illusionen im Bunker der Reichskanzlei in eine Sphäre kühler Betrachtung der Wirklichkeit hinein. Wahrscheinlich aber war er auch hier nicht in der Lage, sich aus der Scheinwelt, in der er so lange gelebt hatte, herauszubegeben. Auf der anderen Seite hatte Wenck zu viel Erfahrungen im Umgang mit dieser Scheinwelt erworben. Er war zu klug, um den sinnlosen Versuch zu unternehmen, Keitel noch von der Wirklichkeit zu überzeugen. Als ihm und der erst auf dem Papier stehenden 12. Armee der Befehl erteilt worden war, die Heeresgruppe Model über mehrere hundert Kilometer hinweg zu entsetzen, hatte er ja schon auf den Versuch verzichtet, eine Änderung dieses Befehls durch das OKW herbeizuführen. Er hatte nach eigenem Ermessen und nach seinen eigenen Verstandeskräften gehandelt. Und er sah auch jetzt nur Keitel mit seinem sympathischen, immer irgendwie freundlichen Gesicht an und horchte auf seine wortreichen Erklärungen, wonach die Schlacht in Berlin begonnen habe, das Schicksal Hitlers und damit Deutschlands auf dem Spiele stehe und die Pflicht der 12. Armee darin bestünde, Hitler in seinem Kampf um Berlin zu Hilfe zu eilen und zu entsetzen.

Keitel entwickelte von neuem den Plan, der in Hitlers Bunker in fliegender Hast aufgestellt worden war. Wenck stellte fest, dass es wieder ein Plan war, der sich auf eine Lagekarte stützte, auf der immer noch das Vorhandensein von Divisio-

nen angezeigt wurde, die, längst zusammengeschmolzen und ausgeblutet oder aber überhaupt nur provisorisch zusammengestellt worden waren.

Keitel erteilte Wenck im Auftrag Hitlers den Befehl, mit allen verfügbaren Truppen über die Linie Wittenberg und Niemegk nach Osten in Richtung Jüterbog anzugreifen. Dort solle er sich mit der 9. Armee vereinigen, die sich von der Oder zurückkämpfen werde. Dann solle er zusammen mit der 9. Armee nach Norden vorbrechen und Berlin entsetzen. Er sprach von dem „Willen des Führers", demzufolge dieser Angriff erfolgen müsse. Vielleicht glaubte er, während er sprach, immer noch an die magische Gewalt dieses Willens, an die Hitler selbst sich noch bis an seine letzte Lebensstunde klammern sollte. Er hatte die Phraseologie des Hauptquartiers und seine krampfhafte Aufrechthaltung der Siegesidee so in sich aufgenommen, dass er auch hier draussen, wo er die mangelhafte Ausrüstung der jungen Soldaten Wencks hätte sehen müssen, unfähig war, mit anderen Worten und Stimmen zu sprechen.

Während Wenck Keitel zuhörte, waren seine Gedanken nur damit beschäftigt, abzuwägen, wie sich die Befehle, die Keitel ihm vortrug, zu der Wirklichkeit verhielten, die er kannte. Er war sich dabei von vornherein darüber klar, dass ein Entsatz Berlins mit seinen schwachen Divisionen ohne Panzer und ohne Artillerie ein aussichtsloses Unternehmen war. Er wusste, dass er niemals mehr den Ring gewaltiger Übermacht, der sich bereits um Berlin schloss, würde durchbrechen können. Er wusste, dass der Versuch nur mit der absoluten und restlosen Opferung der jungen Menschen erkauft werden könne, die seinem Befehl und seiner Verantwortung unterstellt waren. Und er wusste schliesslich, dass dieses Opfer weder für Berlin noch für Hitler irgendeinen Sinn haben konnte. Einen Entsatz für Berlin gab es nicht mehr. Hatte aber ein Angriff nach Nordwesten, wie Keitel ihn befahl, irgendeinen anderen Sinn?

Wenck war sich aus Funkmeldungen ungefähr im Klaren über die verzweifelte Lage der 9. Armee, über die Hunderttausende von Soldaten und Zivilisten, die dort in zunehmender

Einkesselung um ihr Leben kämpften. Die Möglichkeit, bis in den Raum von Jüterbog vorzustossen und der 9. Armee den Weg nach Westen öffnen zu helfen, schien seinen begrenzten Kräften gegeben. Und zwar schien sie gegeben, ohne dass dabei seine Armee völlig ausbluten und alles, was sich jetzt unter ihrem Schutz an Menschen zusammendrängte, hilflos zurücklassen musste. Es schien Wenck möglich, die Aufgabe der Befreiung der 9. Armee mit der anderen Aufgabe zu verbinden, die Massen in seinem Armeebereich solange wie möglich vor den sowjetischen Armeen zu schützen. Ein solcher Angriff mit begrenztem Ziel, ein Angriff, der nicht um eines unerreichbaren Phantoms willen alles Erreichbare aufs Spiel setzte, musste auf jeden Fall einen Aufenthalt für die nach Westen drängenden sowjetischen Armeen und damit Zeitgewinn bedeuten.

Diese Gedanken bewegten Wenck, während Keitel weitersprach und ihm mit einer Flut von Worten klarzumachen suchte, dass ein Zerfall der gegnerischen Koalition dicht bevorstehe. Da Hitler sich weigerte, Berlin zu verlassen, käme nun alles darauf an, den Führer in Berlin selbst zu entsetzen und sein Leben zu erhalten.

Als Keitel sich gegen drei Uhr morgens von Wenck verabschiedete, nahm er Wencks Versicherung mit, dass dieser alles tun werde, um die kampffähigen Divisionen seiner Armee weiterhin auf dem schnellstmöglichen Wege nach dem Osten zu verlegen und dann mit den vorhandenen Kräften nach Nordwesten anzugreifen. Keitel sprach von der Befreiung des Führers und nebenher von einem Entsatz Berlins als der Stadt, die Hitler nicht mehr verlassen wollte. Wenck sprach von einem Angriff nach Nordwesten, weil er um die unüberschreitbaren Grenzen seiner Möglichkeiten wusste.

Wenck dachte sehr wohl an das Schicksal der Berliner, das durch Hitlers Entschluss, um Berlin zu kämpfen, besiegelt schien und denen wahrscheinlich gegen seinen Willen verheissen wurde, dass er und seine Armee, seine drei oder vier schwachen Divisionen Berlin entsetzen, befreien und behaupten würden.

Er war entschlossen, den Angriff nach Nordwesten mit allen Kräften zu führen, die er noch aufbieten konnte, und mit aller Begeisterung und Leidenschaft, zu der seine jungen Soldaten fähig waren, da es gegen den düsteren Sturm aus dem Osten ging, der ihnen allen in diesen Tagen wie eine Welle des Todes und des Grauens erschien, gegen die zu kämpfen einfach eine Selbstverständlichkeit war. Er würde nicht zögern, auch bis Berlin vorzustossen, wenn sich diese Möglichkeit wider Erwarten und wider menschliches Ermessen bieten würde, und wenn dadurch nicht alles, was hinter ihm auf seinen Schutz rechnete, preisgegeben werden musste.

Aber hier lag die Entscheidung. Er wollte nicht das Sinnlose, sondern den Sinn.

Als Keitels Wagen in der Nacht verschwand, sah Wenck ihm schweigend nach. Wahrscheinlich hätte er seine eigenen Gefühle in diesem Augenblick nicht schildern können. Aber vielleicht empfand er eine Spur unzeitgemässen Mitleides für den Mann, dessen Geist immer zu beschränkt und dessen Wille immer zu schwach gewesen war, um ihn zu etwas anderem zu befähigen als zu einem Sprachrohr des stärkeren Mannes, der jetzt in Berlin seinem Untergang entgegenging, – eine Spur von Mitleid für den Mann, der sich in diesem Augenblick durch die Nacht nach Kranepuhl im Südosten von Belzig fahren liess, um den Gefechtsstand der Division „Scharnhorst" zu besuchen und damit zum ersten Male, seit der zweite Weltkrieg ausgebrochen war, zu einer Frontdivision zu fahren. Hätte er es nur früher getan – vor dieser Stunde vor dem Ende.

In den gleichen Nachtstunden, in denen Keitel im Bereich der Armee Wenck unterwegs war, verliessen noch immer Gruppen der Berliner Ministerien und Amtsstellen die von der Einschliessung bedrohte Reichshauptstadt. Parteiämter siedelten nach dem Süden über, Ministerien nach Norden. Aus Hitlers engstem Umkreis verabschiedeten sich noch in der Nacht

der Admiral v. Puttkamer, der Adjutant Schaub, der Leibarzt Professor Morell, Stenografen und Sekretärinnen.

Mit diesen Gruppen verliess auch der Generalstabschef der Luftwaffe, General Koller, Berlin, um sich nach Süden zu begeben und von dort den aussichtslosen Versuch zu unternehmen, die Trümmer der Luftwaffe bis zum unvermeidlichen Ende zu führen.

Bevor Koller nach Süden flog, hatte er jedoch nicht nur General Christians Bericht über die Ereignisse bei Hitlers erstem Zusammenbruch am 22. April gehört. Er hatte sich auch vergewissert, dass Hitlers erstaunliche Worte über die Rolle, die Göring spielen könne, wirklich zutrafen.

Koller hatte sich nach Krampnitz begeben und hatte sich von Jodl noch einmal den Satz wiederholen lassen, in dem Hitler voller Resignation Görings Nachfolgerschaft anzuerkennen und ihm Vollmachten für Verhandlungen mit dem Westen zu erteilen schien. Koller war sich nicht klar darüber, dass sich inzwischen noch einmal eine Wandlung in Hitler vollzogen hatte.

Er startete in der Frühe des 23. April – um 2.30 Uhr – von Gatow nach München und meldete sich am Mittag um 12 Uhr bei Göring, der inzwischen in Berchtesgaden eingetroffen war.

Er glaubte, eine Mission und eine Pflicht zu erfüllen, indem er Göring sowohl über Christians Bericht als auch über dessen Bestätigung durch Jodl genau informierte. Die Wirkung auf Göring war zunächst eine zwiespältige. Nach dem eisigen Abschied von Hitler mussten ihm dessen Worte fast unglaubwürdig erscheinen. Aber dann lebte Göring sehr schnell auf. Sein unbezähmbares und verderbliches Geltungsbedürfnis wurde wieder wach.

Seit 1943 fühlte er sich wegen seiner Misserfolge immer stärker in den Hintergrund gedrängt. Jetzt sah er plötzlich eine Aufgabe vor sich, die ihn wieder in den Vordergrund schob. Seine Phantasie schwelgte in der Vorstellung eines schnell geschlossenen Verhandlungsfriedens im Westen. Er war noch immer von der Wirkung seiner Persönlichkeit überzeugt. Er war voller Illusionen über die Einstellung führender Militärs und Politiker der Westmächte zu seiner Person. In der ver-

hängnisvollen Naivität, die ihn immer gekennzeichnet hatte, glaubte er ernsthaft, dass man ihn im Westen mit offenen Armen aufnehmen würde. Zumindest aber würde man seinen Rang und seine Bedeutung als Reichsmarschall respektieren.

Während er sich aber schon die Schritte ausmalte, die er unternehmen wollte, mahnten ihn innere Stimmen zur Vorsicht. Er wusste nur zu gut, wie sehr Bormann ihn hasste und dass Bormann sich niemals mit ihm als Nachfolger Hitlers abfinden würde. Er fürchtete Bormanns Tücke. Er befürchtete sogar eine Falle, die man ihm vielleicht stellen wollte. Deswegen ging er nach einiger Überlegung vorsichtig zu Werke. Er besprach sich mit dem Reichsminister Lammers, der auch nach Süddeutschland übergesiedelt war. Er wollte feststellen, ob Hitlers Verordnung vom Juni 1941, in der er für den Fall von Hitlers Ableben zu dessen Nachfolger ernannt worden war, unverändert geblieben war. Er wollte wissen, ob Hitler in seiner wachsenden Verbitterung nicht ohne sein Wissen eine andere Verfügung erlassen haben könnte.

Aber Lammers versicherte, dass dies nicht der Fall sein könne. Göring beriet sich weiter. Er befragte auch einen Vertrauten Bormanns, Müller, der jedoch eine klare Auskunft vermied.

Auch Göring besass nicht im Entferntesten die Entschlossenheit, ohne Hitlers Zustimmung irgendeine Aktion zu unternehmen, die das Ende des Krieges hätte beschleunigen können. Nach langen Erwägungen unterzeichnete er schliesslich am Nachmittag ein Telegramm an Hitler, das ihm endgültige Gewissheit über Hitlers Haltung verschaffen sollte.

Um zu verhindern, dass das Telegramm allein in die Hände Bormanns fallen und nur von diesem Hitler unterbreitet werden könne, liess er es gleichzeitig an Keitel, Ribbentrop, Goebbels und seinen Luftwaffen-Adjutanten, v. Bredow, richten. Er fürchtete, dass Bormann den Text des Telegramms fälschen und Hitler diese Fälschung vorlegen könne.

Die endgültige Fassung des Telegramms lautete:

„Mein Führer! Sind Sie einverstanden, dass ich nach Ihrem Entschluss, in Berlin zu bleiben und Berlin zu verteidigen, auf

Grund Ihres Erlasses vom 2. 6. 1941 nunmehr die Gesamtführung des Reiches mit allen Vollmachten (mit voller Handlungsfreiheit) nach innen und aussen übernehme? Wenn ich bis 22 Uhr keine Antwort erhalte, nehme ich an, dass Sie Ihrer Handlungsfreiheit beraubt sind und werde ich nach eigenem Ermessen handeln. Was ich in dieser schwersten Stunde meines Lebens für Sie empfinde, kann ich nicht aussprechen. Der Herrgott schütze Sie, und ich hoffe, dass Sie doch noch aus Berlin hierherkommen. Ihr getreuer Hermann Göring."

Wenige Stunden später beleuchteten im Luftschutzkeller des Schwedischen Konsulats in Lübeck einige Kerzen notdürftig eine weitere Szene des gespenstischen Spiels um den Untergang. Ihr Schein fiel auf Himmlers schlaffes vor Nervosität zuckendes Gesicht, während er sich mit dem schwedischen Grafen Bernadotte leise unterhielt. Kerzen beleuchteten auch die Fortsetzung des Gesprächs im Obergeschoss des Hauses, als das Heulen der Sirenen das vorübergehende Ende der Fliegergefahr verkündete.

Himmler hatte sich am Nachmittag des 22. April, nachdem er vergebens versucht hatte, Hitler telefonisch zum Verlassen Berlins zu bewegen, auf Drängen seines Freundes Dr. Gebhardt, sowie des Chefs des SS-Hauptamtes, Berger, aus Hohenlychen in Richtung auf Berlin in Bewegung gesetzt. Ihm voraus fuhr sein Begleitbataillon. Er wollte dieses Bataillon Hitler für den Kampf um Berlin zur Verfügung stellen.

Er allerdings hatte nicht mehr die Entschlossenheit aufgebracht, selbst bis zur Reichskanzlei zu fahren. Er war in Nauen zurückgeblieben, um dort auf seinen Verbindungsoffizier bei Hitler, Fegelein, zu warten, der ihm entgegenkommen sollte. Berger und Gebhardt waren weiter zur Reichskanzlei gefahren.

Im Laufe der Nacht auf den 23. April hatte Himmler sich dann mit dem aus Berlin zurückkehrenden Gebhardt sowie mit Fegelein nach Hohenlychen begeben und dort die wichtigsten Einzelheiten über die Ereignisse des 22. April, über Hitlers Ge-

sundheitszustand, über seinen Zusammenbruch und über seinen Entschluss, in Berlin zu sterben, vernommen.

Hier lag für ihn wie für Göring der entscheidende Impuls für den Entschluss zu einer Aktion, deren Durchführung er sich fast dreiviertel Jahre lang aus Beschränktheit, Schwäche, Unfähigkeit und Wankelmütigkeit versagt hatte. Er liess sich durch den Chef des Auslandsnachrichtendienstes seines Reichssicherheitshauptamtes, den SS-Brigadeführer Schellenberg, dazu bewegen, den Westmächten über den Grafen Bernadotte, der seit dem Februar 1945 im Auftrag des Schwedischen Roten Kreuzes mit Himmler über den Abtransport norwegischer und dänischer Internierter aus deutschen Konzentrationslagern verhandelt hatte, einen Sonderfrieden im Westen anzubieten.

Die merkwürdigen, späten nächtlichen Verhandlungen in dem Konsulatsgebäude in Lübeck hatten eine lange und verborgene Vorgeschichte.

Der Brigadeführer Schellenberg war zwar innerhalb der SS gross geworden, aber gehörte zu jenem Teil der dort vertretenen Intelligenz, der sich schon verhältnismässig früh in gewissen Grenzen über die begangenen ideologischen, menschlichen, politischen und militärischen Umwege klar geworden war. Er verfocht, ohne den Nationalsozialismus ganz verwerfen zu können, die Idee einer revolutionären Umwandlung des Systems, die von der Intelligenzschicht der SS getragen werden sollte. Er verfocht eine baldige Beendigung des Krieges, eine Beseitigung Hitlers und aller Auswüchse des bestehenden Parteisystems. Aber er war der Ansicht, dass eine solche mehr oder weniger gewaltsame Umänderung nur mit Hilfe Himmlers und seines Machtapparates möglich sei.

Einer seiner Vertrauten war der Hauptschriftleiter der weitverbreiteten illustrierten Zeitung „Signal", Wirsing, der Schellenberg seit 1945 mit bewusst realistischen Lageberichten versah, die dieser an Himmler weitergab, und die immer wieder die These des Sonderfriedens im Westen zugunsten eines Behauptungskampfes im Osten vertraten.

Auch Wirsing neigte zu der Überzeugung, dass Hitlers

Macht nur durch den Machtapparat Himmlers gestürzt werden könne.

Er sowohl als auch Schellenberg gaben sich dabei nicht der Illusion hin, dass es möglich sein würde, mit Himmler als neuem Staatschef zu irgendeiner dauernden Vereinbarung mit dem Westen zu kommen. Sie waren sich beide darüber im Klaren, dass Himmler nur als Werkzeug des Umsturzes benutzt werden konnte. Und die Schwierigkeit ihrer geheimen Pläne lag darin, Himmler zum Vollzug dieses Umsturzes zu bewegen, ohne ihm zu sagen, dass dem durch ihn vollzogenen Sturz Hitlers sein eigener Sturz in Kürze folgen müsse.

Sie sahen auch hinsichtlich der Haltung der Westmächte wesentlich klarer als die Illusionisten in der Reichskanzlei. Sie wussten um Casablanca und Teheran. Aber sie hatten bis zum Ausgang der Ardennen-Offensive gehofft, dass die Aussicht, durch einen Waffenstillstand unendlich viel Blut zu sparen, die Westmächte dazu veranlassen könne, Sonderverhandlungen mit einem Deutschland zu führen, das von Hitler befreit war, auch wenn man sich vorübergehend Himmlers als eines Werkzeugs der Befreiung bedienen musste.

Sie hatten auch durch verschiedene Mittelspersonen Verbindungen nach Westen angeknüpft. Sie hatten zeitweise geglaubt, bestimmte Anzeichen günstig deuten zu können. Sie hatten vielleicht hie und da recht gehabt. Aber im entscheidenden Punkt waren auch sie hoffnungslosen Illusionen gefolgt. Sie hatten, obwohl in Himmlers Machtbereich lebend, dessen Macht zu lange überschätzt. Sie hatten zweifellos seine politische Beschränktheit nicht verkannt und sogar danach getrachtet, sie auszunutzen. Verkannt aber hatten sie seine charakterliche Schwäche, seine völlige Verlorenheit an Hitler und seine Unfähigkeit, zu handeln, solange er die Macht von Hitlers Persönlichkeit über sich wusste.

Monatelang hatte Schellenberg ein verborgenes Spiel um Himmler getrieben. Er hatte ein medizinisches Gutachten über Hitlers hoffnungslosen Gesundheitszustand verwandt. Für Augenblicke – vor allem während Himmlers Niederlagen in Pom-

mern – hatte er Himmler davon überzeugen können, dass der Krieg verloren war, und dass er, Himmler, berufen sei, Hitler zu ersetzen und Deutschland zu retten.

Aber eben nur für Augenblicke. Sobald Himmlet wieder in den Bannkreis Hitlers oder auch nur Kaltenbrunners geriet, verfiel er von neuem uferlosen Illusionen, versank er wieder in dem Sumpf seiner ebenso kindlichen wie mörderischen ideologischen Vorstellungen, Träume und Hoffnungen.

Es war Schellenbergs Schicksal, dass er Himmler erst in dem Augenblick, in dem Hitlers Ende sicher und die gefährliche Nähe seiner überlegenen Persönlichkeit gebannt schien, dazu brachte, ein Friedensangebot zu lancieren, das nun alle Zeichen des Zuspät und einer absoluten Verkennung der Wirklichkeit an sich trug.

Schellenberg war mehr oder weniger am Ende seiner Kraft. Die langen vergeblichen Versuche, Himmler zu entschlossenem Handeln oder auch nur zu einer entschiedenen Haltung zu bewegen, hatte seine Nerven aufgerieben. Allein das Bemühen, Himmler zu einem Entgegenkommen in der Frage der norwegischen und dänischen Internierten zu bewegen, hatte sehr viel Nerven gekostet. In den Augenblicken, in denen Schellenberg seinen Einfluss auf Himmler hatte ausüben können, hatte sich Himmler wohl zu Gesprächen mit Bernadotte und auch zu dem einen oder anderen Entgegenkommen bereitgefunden. Vielleicht bedrängte ihn gelegentlich, wenn er unter Schellenbergs Vorstellungen den tatsächlichen Ernst der Lage erkannte, der verborgene Wunsch, im letzten Augenblick seine eigene Vergangenheit hinter einigen guten Taten zu verstecken. Auf jeden Fall war die Beschränktheit seiner Einsicht in die politische Wirklichkeit so unvorstellbar gross, dass er mit Sicherheit annahm, man werde ihn im Auslande als Vertreter Deutschlands ohne weiteres akzeptieren. Er war erfüllt von der Richtigkeit seiner einseitigen Rassenvorstellungen, seiner rassischen Massnahmen, vor allem auch gegenüber den Slawen. Er war von der Richtigkeit seiner Massnahmen zur Ausschaltung des „politischen und kriminellen Verbrechertums" überzeugt. Und schliesslich glaubte er immer noch so

fest an die natürliche Verwandtschaft zwischen den „germanischen" Völkern, Amerika, England und Deutschland, dass er nicht daran zweifelte, Eisenhower und Montgomery würden ihn empfangen. Es war sicher, dass nur tragische Missverständnisse das nationalsozialistische Deutschland von den vorwiegend germanischen Westmächten trennten. Er glaubte, dass er diese Missverständnisse in einem persönlichen Gespräch in kürzester Zeit ausräumen könne.

Schellenberg hatte verschiedentlich offen mit Bernadotte gesprochen. Er hatte Bernadotte gefragt, ob dieser gegebenenfalls bereit sei, als Vermittler zwischen Deutschland und den Westmächten zu dienen. Bernadotte hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass er angesichts der seit Casablanca völlig erstarrten Haltung der Westmächte Sonderverhandlungen mit diesen für ausgeschlossen halte. Er hatte aber nicht „Nein" gesagt.

Himmler selbst hatte sich dreimal mit Bernadotte unterhalten. Im Wesentlichen hatte es sich dabei nur um einzelne Zugeständnisse für den Abtransport der nordischen Gefangenen gehandelt. Gelegentlich war das Gespräch allerdings schon im Februar und Anfang April auf das politische Gebiet hinübergeglitten.

Aber Himmler hatte in seiner ängstlichen Unselbständigkeit niemals über Friedenswünsche im Westen gesprochen. Er hatte nur einmal auf die bolschewistische Gefahr hingewiesen. Er hatte Bernadotte gegenüber das Ende Europas prophezeit, wenn die deutsche Front zusammenbräche. Er hatte ihm gesagt, der zweite Weltkrieg sei ein Krieg zwischen Europäern und Asiaten geworden. Ein Sieg der Alliierten würde der Untergang Europas sein. Allein in den letzten Wochen seien ungezählte deutsche Frauen im Alter von 16 bis 80 Jahren von der russischen Soldateska vergewaltigt worden. Er könne nicht verstehen, dass zum Beispiel Schweden nicht die Augen vor der unerhörten Gefahr aufgingen, die im Osten lauere. Auch in seinen Worten verband sich echte Erkenntnis und echte Prophetie mit der Beschränktheit der Einsicht in die eigene Situation.

Aber auch Graf Bernadotte hatte aus seinem schwedischen

Sonderdasein heraus keinen besonderen Weitblick für die Zukunft gezeigt, wenn er Himmler lediglich zu erwidern wusste, dass Deutschland ja doch selbst einmal mit Russland verbündet gewesen sei und dass das sich nicht mit dem zusammenreime, was Himmler gerade gesagt hätte.

Immerhin erklärte er sich am Nachmittag des 23. April, als er in der Nähe der deutsch-dänischen Grenze den Transport nordischer Internierter von Deutschland nach Dänemark überwachte und Schellenberg ihm plötzlich mitteilte, mit Hitler gehe es in Berlin zu Ende, und Himmler habe sich entschlossen, eine Begegnung mit General Eisenhower herbeizuführen, zu einem Vermittlungsversuch bereit.

Er erklärte Schellenberg allerdings auch jetzt, es sei klüger, wenn Himmler seine Wünsche zur Vermittlung an die schwedische Regierung richte. Er forderte, dass, wenn Himmler die deutschen Streitkräfte an der Westfront kapitulieren lassen wolle, auch die deutschen Streitkräfte in Norwegen und Dänemark kapitulieren müssten. Im Übrigen zweifele er nach wie vor daran, dass die Alliierten nur eine Kapitulation an der Westfront annehmen würden. Eine Begegnung zwischen Himmler und Eisenhower werde zu einer Kapitulation überhaupt nicht nötig sein. Schliesslich halte er es nach wie vor für ausgeschlossen, dass Himmler in Zukunft irgendeine Rolle spielen könne, es sei denn bei der Durchführung der Kapitulation.

Es blieb unklar, ob Schellenberg Himmler über die Haltung Bernadottes voll und ganz informierte. Er musste ihn in der Illusion leben lassen, dass er selbst in Zukunft noch eine Rolle spielen könne. Sonst hätte Himmler überhaupt keine Schritte unternommen. Schellenberg befand sich in der Situation dessen, der endlose Monate darauf verschwendet hatte, ein Ziel zu erreichen, das er jetzt plötzlich vor Augen sah, und er wollte an diesem Ziel nicht vorübergehen. Auch wenn es jetzt vielleicht sinnlos war, dieses Ziel noch anzustreben, auch wenn man bei klarer Überlegung fragen musste, wie Himmler denn überhaupt eine Kapitulation im Westen hätte herbeiführen wollen, sofern er nicht nach Hitlers Tod dessen Nachfolger

würde. Aber hier lag wahrscheinlich der entscheidende Punkt, über den später noch zu sprechen sein wird. Sowohl Himmler als auch Schellenberg waren überzeugt, dass im Falle von Hitlers Tod niemand anderes die Herrschaft antreten könne als Himmler. Göring schien in den Augen beider so weit zurückgedrängt, so weit entmachtet, dass er als Nachfolger nicht mehr in Frage kam. Wer aber besass dann so viel Machtvollkommenheit wie Himmler?

Das Zusammentreffen zwischen Himmler und Bernadotte fand um 12 Uhr, in der Nacht vom 23. auf den 24. April, statt. Himmlers Einschätzung der Lage in Berlin wurde schon aus seinen ersten Sätzen klar. Er begann das Gespräch mit den nervösen Worten: „Hitler ist sehr wahrscheinlich schon tot." Und er enthüllte die tatsächlichen Gründe seiner späten Bereitschaft zum Handeln, wenn er fortfuhr, Bernadotte hätte ihm in den früheren Gesprächen mehrfach angedeutet, er solle ein Ende mit dem Krieg machen. An und für sich habe er Bernadotte recht gegeben. Doch er sei bisher nicht imstande gewesen, den Treueid, den er Hitler gegeben habe, zu brechen. Heute sei die Lage anders. Dann fuhr er fort, in der Lage, die jetzt entstanden sei, habe er freie Hand. Um möglichst grosse Teile Deutschlands vor der russischen Invasion zu bewahren, sei er bereit, an der Westfront zu kapitulieren, damit die Truppen der Westmächte so schnell wie möglich nach Osten vorrücken könnten. Er sei nicht bereit, an der Ostfront zu kapitulieren. Er sei immer ein geschworener Feind des Bolschewismus gewesen und werde es allzeit bleiben. Ob Bernadotte bereit sei, eine Mitteilung dieser Art an den schwedischen Aussenminister weiterzuleiten, damit dieser die Westmächte über Himmlers Vorschlag orientieren könne?

Bernadotte erwiderte: „Meines Erachtens ist es ganz unmöglich, eine Kapitulation an der Westfront durchzuführen und dann den Kampf an der Ostfront fortzusetzen. England und Amerika werden sich bestimmt auf keine Sonderabmachungen mit Deutschland einlassen."

Himmler erwiderte, er begreife, wie unerhört schwierig das

sei. Aber er wolle auf alle Fälle einen Versuch machen, Millionen Deutsche vor einer russischen Besetzung zu retten. Es war sicher, dass er Bernadottes Worte keineswegs so ernst nahm, wie sie gemeint waren. Die Vorstellungen und Illusionen über die Möglichkeiten zwischen Ost und West, die der engste Kreis um Hitler auch ihm vermittelt hatte, waren unzerstörbar. Und es war ebenso sicher, dass er nicht empfand, wie merkwürdig sich sein plötzliches Bemühen um das Schicksal der Millionen im Osten gegenüber seiner eigenen Leichtfertigkeit in den letzten Monaten ausnahm.

Bernadotte entgegnete: „Ich bin nur bereit, dem schwedischen Aussenminister Ihre Anfrage zu übermitteln, wenn Sie versprechen, dass auch Dänemark und Norwegen in die Kapitulation einbezogen werden."

Himmler antwortete, ohne nachzudenken, er habe nichts dagegen einzuwenden, dass amerikanische, britische oder schwedische Truppen Dänemark und Norwegen besetzten. Die beiden Länder dürften nur nicht von russischen Truppen besetzt werden.

Bernadotte fragte, was Himmler zu tun gedenke, wenn sein Angebot abgewiesen werde.

„In diesem Fall", erwiderte Himmler mit der unechten Entschlossenheit, die er stets gerne gezeigt hatte, aber mit flakkerndem, unruhigem Blick, „übernehme ich das Kommando eines Bataillons an der Ostfront und falle im Kampf."

Danach erklärte Himmler sich bereit, an den schwedischen Aussenminister Günther einen Brief zu schreiben, der als Beweis für die Ernsthaftigkeit seiner Absichten dienen sollte. Dann kam er nochmals auf seine offenbare Lieblingsvorstellung eines persönlichen Gespräches mit Eisenhower zurück. Er versicherte, er sei bereit, bei einer Begegnung zwischen Eisenhower und ihm selbst folgende Erklärung abzugeben: „Ich erkläre, dass die Westmächte die deutsche Wehrmacht besiegt haben. Ich bin bereit, an der Westfront bedingungslos zu kapitulieren. Ich bin ebenfalls bereit, die technische Durchführung einer Kapitulation der deutschen Streitkräfte in Dänemark und Norwegen zu diskutieren."

Himmler verliess das Konsulatsgebäude gegen 2.30 Uhr am frühen Morgen des 24. April. Er bestand darauf, selbst seinen Wagen zu lenken. Seine Nervosität war so gross, dass er schon beim Start in den Stacheldrahtzaun hineinfuhr, der das Konsulatsgebäude umgab. Es war schwer, den Wagen wieder flott zu machen. Als Himmler endlich in der Nacht verschwand, waren die Schweden überzeugt, dass die Art des Startes etwas Symbolisches an sich gehabt habe. Sie wussten noch nicht, dass Himmler fest an die Möglichkeit einer Begegnung mit Eisenhower glaubte und dass er Schellenberg in dieser Nacht fragte, wie er sich vor Eisenhower verbeugen und ihm die Hand drükken solle.

Himmler hatte, als er dem neuen Tag entgegenfuhr, keine Vorstellung von dem tatsächlichen Ausmass seiner Irrtümer. Er ahnte nicht, dass diese Illusionen ein doppeltes Gesicht hatten. Er ahnte nicht, dass schon zwei Tage später die westlichen Alliierten seine Vorschläge ohne Bedenken ablehnen würden. Noch weniger aber ahnte er, dass Hitler sich entschlossen hatte, zu kämpfen und dass er – Himmler – fünf Tage später, anstatt Nachfolger des toten Hitler zu sein, von diesem aus allen seinen Ämtern ausgestossen sein würde.

Unterdessen hatten sich am Nachmittag des 23. April Keitel und Jodl zum letzten Male in die Reichskanzlei begeben, um Hitler Vortrag zu halten.

Beide, vor allem Keitel, hatten alles darangesetzt, Hitlers noch einmal erwachten Glauben an einen Entsatz Berlins von aussen her zu stärken. Und beide hatten sich nochmals verpflichtet, alle vorhandenen Kräfte einzusetzen, um Berlin und Hitler in Berlin zu entsetzen.

Als beide zwei Stunden später nach Krampnitz zurückkehrten, hatten die Russen bereits den Niederneuendorfer Kanal nordwestlich von Spandau überschritten. Das OKW musste unverzüglich Krampnitz verlassen. Eine Stunde, nachdem seine Kolonnen in eiliger nächtlicher Fahrt Nauen passiert hatten, drangen bereits sowjetische Panzer in Nauen ein.

Am frühen Morgen des 24. April bezogen Keitel, Jodl und das OKW in einem Forstamt bei Fürstenberg ein neues Quartier. Am gleichen Tage drangen Konjews weit überlegene Angriffsverbände im Süden und Südwesten von Berlin weiter vor und erreichten den Raum südostwärts Brandenburg. Potsdam wurde samt den dort befindlichen zwei schwachen Divisionen unter dem Befehl des Generals Reimann eingeschlossen. Bei Ketzien trafen die Verbände Shukows und Konjews zusammen.

Während sie Berlin einschlossen, drängte Shukow gleichzeitig nach Norden immer weiter in die tiefe Flanke der 3. Panzerarmee, die jetzt schon am Ruppiner Kanal Sicherungen ausbauen musste. Westlich Berlin drückten die sowjetischen Einschliessungsverbände in Richtung auf die Elbe. Aber da ihnen hierzu zunächst nur schwächere Kräfte zur Verfügung standen, konnte sich der nördliche Teil der Armee Wenck, das nur halbfertige Korps Holste im Raum zwischen Fehrbellin, Rathenow und Plaue einigermassen behaupten, während im Südwesten von Berlin das Korps Köhler der Armee Wenck, wie noch genauer beschrieben werden wird, schon während seiner Umgruppierungen nach Osten und Nordosten in die Verteidigung gedrängt wurde. Der Einschliessungsring um die 9. Armee wurde noch stärker. Am 25. April trafen die 69. amerikanische Division und Teile der 58. sowjetischen Gardedivision bei Torgau an der Elbe zusammen und vollendeten damit die Abtrennung Berlins und Norddeutschlands vom Süden.

An dem Tage, an dem Keitel und Jodl bei Fürstenberg eintrafen, sah Heinrici seine schon schwer angeschlagene 3. Panzerarmee – die einzige Armee, die nach der Einschliessung der 9. Armee noch von der Heeresgruppe „Weichsel" übriggeblieben war, nicht nur noch stärker als zuvor in der tiefen rechten Flanke durch Shukows unaufhaltsames Vordringen nördlich und nordwestlich von Berlin bedroht. Vor allem entwickelte sich der Angriff der sowjetischen Heeresgruppe Rokossowskis über den Unterlauf der Oder infolge von deren rund zehn-

facher Übermacht mit einer solchen Wucht, dass die Notwendigkeit, die Armee auf den Randowbruch zurückzunehmen, um ein vollständiges Zerbrechen ihrer Front zu verhüten, für jeden klarblickenden Führer ausser jedem Zweifel stand.

Heinrici war entschlossen, nicht auch noch seine 3. Panzerarmee durch ein sinnloses Festhalten an der Oder der Aufspaltung und Vernichtung zu überantworten. Als er von dem Eintreffen Keitels und Jodls in Fürstenberg erfuhr, nahm er für einen Augenblick an, dass das OKW nach Fürstenberg verlagert worden sei, um den verlorenen Krieg auf eine möglichst vernünftige Weise zu Ende zu führen und dabei die 3. Panzerarmee mit so viel Zivilbevölkerung wie möglich in schrittweisem Zurückweichen an die Elbe zu bringen.

Er schrieb später: „Keitel und Jodl waren die Nacht hindurch und den Morgen über eingekeilt in unendliche Züge von Heerestrümmern und Flüchtlingstrecks gefahren, um von Berlin aus auf ihren neuen Gefechtsstand zu kommen. Sie hatten bei dieser Fahrt wahrscheinlich zum ersten Male ein Bild der Wirklichkeit gewonnen, so wie es sich damals jedem Mitkämpfer an der Front und auch im Hinterland selbstverständlich darbot. Wenn sie ihre Augen nicht völlig der Wahrheit verschlossen, mussten sie in diesen Stunden eigentlich deutlich gesehen haben, dass der Krieg unwiderruflich zu Ende war.... Um so grösser war das Erstaunen, als das OKW seinen Entschluss bekannt gab, den in Berlin belagerten Führer wieder befreien zu wollen. Alle Gegenargumente und Beweise für die Undurchführbarkeit, welche seitens der Heeresgruppe ,,Weichsel" gegen diese Absichten vorgebracht wurden, prallten an der eisigen Zurückhaltung Jodls und den wortreichen Widerreden Keitels ab. Beide hatten Hitler beim Verlassen der Reichskanzlei zugesagt, dass sie ihn unter allen Umständen aus Berlin befreien würden. Beide waren entschlossen, dieses Versprechen einzulösen. Beide waren in absoluter Verkennung der Lage und der Kräfteverhältnisse auch überzeugt, dass dies gelingen würde, sofern nur der nötige Wille dazu vorhan-

den sei. Alle Massnahmen, die Jodl und Keitel in Fürstenberg einleiteten und befahlen, waren daher auf dieses Ziel gerichtet.

Keitel hatte sich bereits zur Armee Wenck begeben, und sowohl den eingeschlossenen Resten der 9. Armee als auch der Armee Wenck war der undurchführbare Befehl erteilt, sich zu vereinen und Berlin von Süden und Südwesten her zu entsetzen. Es lagen Befehle für die Heeresgruppe Schörner vor, nach denen auch diese über Hunderte von Kilometern hinweg nach Norden angreifen sollte. Jetzt wandten Keitel und Jodl sich dem Entsatz Berlins und des Führers von Norden her zu. Das Korps Holste der Armee Wenck, das nur schwach ausgerüstet und ohne Transportmittel nordwestlich von Berlin stand, sollte von Nordwesten her gegen Berlin vordringen. Vor allem aber erhielt jetzt SS-Obergruppenführer Steiner, der am 21. und 22. April infolge der Kräfteverhältnisse beim besten Willen nicht hätte angreifen können und seither Mühe genug hatte, die immer längere Flanke der 3. Panzerarmee mit seinen zusammengewürfelten Verbandsresten halbwegs zu sichern, den Befehl, von neuem aufzumarschieren und aus dem Gebiet nordwestlich Oranienburg allein oder zusammen mit dem Korps Holste nach Berlin durchzubrechen. Ausser der von Westen kommenden 25. Panzergrenadierdivision wurde ihm zu diesem Zweck die 7. Panzerdivision unterstellt. Letztere bestand nur noch aus schwachen Resten von Verbänden und war infolge der fehlenden Motorfahrzeuge unbeweglich. Das Kräfteverhältnis gegenüber den Russen im Norden von Berlin war für einen Durchbruchsangriff von vornherein hoffnungslos. Aber das spielte alles keine Rolle. Es spielte genau so wenig eine Rolle wie der klare Einwand, dass die Front der 3. Panzerarmee am Unterlauf der Oder, die einen schlagartigen sowjetischen Einbruch nach Mecklenburg verhindern und dem illusorischen Angriff auf Berlin überhaupt den Rücken decken musste, nicht länger gehalten werden könne. Es sei denn, man sehe bewusst zu, dass diese Front in der Mitte durchstossen und in zwei Kesseln eingeschlossen würde. Jodl war durch kein Argument zu

beeinflussen. Er erteilte strikten Befehl, dass die Front der 3. Panzerarmee am Unterlauf der Oder standzuhalten habe, bis Steiners Angriff auf Berlin zum Erfolg geführt habe.

Die Verhältnisse wurden umgedreht. Nicht Steiner sollte jetzt Flanken und Rücken der noch etwa hunderttausend Soldaten umfassenden 3. Panzerarmee soweit wie möglich sichern, sondern die 3. Panzerarmee sollte durch ein ebenso unmögliches wie sinnloses Aushalten an der Oder Steiner den Rücken für einen Befreiungsangriff nach Berlin decken, der angesichts der Kräfteverhältnisse von vornherein aussichtslos war. So entstanden sofort zwischen dem OKW und der Heeresgruppe Weichsel erhebliche Meinungsverschiedenheiten. Im grossen gesehen liefen sie auf die grundsätzliche Frage hinaus, ob man die schon bedrohte Existenz der 3. Panzerarmee endgültig aufs Spiel setzen und mit ihrer Einschliessung und Vernichtung zugleich ein völlig uferloses Überrennen der Zivilistentrecks in Mecklenburg herbeiführen dürfte, nur um dem Phantom der Befreiung Hitlers nachzujagen. Die Heeresgruppe Weichsel, die in den zweiwöchentlichen Kämpfen ein einwandfreies Bild über die noch vorhandenen Leistungsmöglichkeiten ihrer Truppen gewonnen hatte, konnte nur zu dem Ergebnis kommen, dass die Durchführung der Absichten des OKW, was Berlin betraf, auf keinen Fall zu einem Erfolg, dafür aber die 3. Panzerarmee und alle sonstigen Verbände und Trecks in Mecklenburg in eine endgültige Katastrophe führen musste."

Heinricis durch die Wirklichkeit nur allzu bald unterstrichene Vorstellungen in Fürstenberg blieben ergebnislos.

Jodl sperrte sich hinter einer völlig undurchdringlichen Maske gegen Einwirkungen, die von aussen an ihn herankamen. Nach dem Zweck des Weiterkämpfens und all seiner Anordnungen befragt, erwiderte er nichts anderes als: ,,Den Führer befreien." Sowohl er als auch Keitel begaben sich mehrfach zu Steiner sowie zu dem Gefechtsstand des Korps Holste westlich Friesack, ohne indessen diesen Verbänden, die an fast allem, was zu einem Angriff gegen den sowjetischen Einschlies-

sungsring notwendig war, Mangel litten, mehr bringen zu können als scharfe Befehle und die erneute Erkenntnis der Wirklichkeitsfremdheit des OKW. Holste wies darauf hin, dass seine improvisiert aufgestellten und zusammengewürfelten Verbände ohne erhebliche Verstärkungen nicht zu einem Angriff schreiten könnten. Vielleicht war er nicht stark genug, um Keitels Forderungen und Anweisungen klipp und klar als unmöglich zu bezeichnen. Er wandte eine hinhaltende Taktik an. Vielleicht handelte Steiner ebenso und hielt hin, wo es nur ein klares „Unmöglich" und ein klares „Nein" gab. Aber wahrscheinlich hätte auch ein klares „Unmöglich" an Jodls und Keitels Anschauungen und Vorstellungen nichts ändern können.

Beide standen noch völlig im Banne Hitlers. Beide waren noch ganz von seiner Art durchdrungen, die Wirklichkeit zu missachten, mit leeren Händen Operationen ins Leere hinein zu befehlen, das Misslingen dieser Operationen nicht auf die Verhältnisse, sondern auf Schwäche, Verrat, mangelnde Entschlossenheit und mangelnden guten Willen zurückzuführen.

Während sie noch vergebens Steiner und Holste bedrängten, mit Kräften, die vorwiegend auf dem Papier standen, in fliegender Hast die Entsatzangriffe vom Norden auf Berlin vorzubereiten und anzusetzen, drückte die Übermacht Rokossowskis die Front der 3. Panzerarmee erbarmungslos auf den Randowabschnitt zurück. Stettin ging verloren. Im Norden wurden Usedom und Wollin mit Swinemünde behauptet, weil die Kriegsmarine den Hafen Swinemünde für die Durchführung ihrer Transportbewegungen in der Ostsee noch benötigte. Rokossowski konzentrierte die Hauptmassen seiner Kräfte zu einem Durchbruch in Richtung Prenzlau und weiter auf Neustrelitz und Neubrandenburg.

Heinrici begab sich am 26. April selbst zu Steiner, um festzustellen, wie die Lage dort war.

Er fand, dass Steiner mit der 25. Panzergrenadierdivision einen Brückenkopf südlich des Ruppiner Kanals als Ausgangspunkt für den Angriff auf Berlin hielt, dass er sich aber hier bereits nur mit Mühe der an Stärke zunehmenden sowje-

tischen Angriffe zu erwehren vermochte, dass der Antransport der 7. Panzerdivision nur unwesentliche Fortschritte gemacht hatte und dass die Kräfte für einen Angriff bzw. einen Durchstoss nach Berlin noch weniger Chancen boten als zwei Tage zuvor.

Als er nach seiner Rückkehr zur 3. Panzerarmee dort feststellte, dass ein Durchbruch der sowjetischen Übermacht über Prenzlau nach Westen nur noch eine Frage von Stunden war, wenn er seine Front nicht zurücknahm oder aber ihr Verstärkungen zuführte, beantragte er in Fürstenberg die Einstellung des Angriffs der Kampfgruppe Steiner und die Verwendung der 25. Panzergrenadierdivision und der 7. Panzerdivision bei Prenzlau, um einen Durchbruch durch die Front der 3. Panzerarmee und eine überhaupt nicht mehr zu hemmende Überschwemmung Mecklenburgs zu verhindern.

Jodl lehnte diesen Antrag ab, da er „dem Befehl Hitlers zum konzentrischen Entsatzangriff auf Berlin zuwiderlaufe". Er befahl einfach, dass die 3. Panzerarmee aus eigener Kraft dort zu halten habe, wo sie stehe.

Noch nicht 24 Stunden später, am Mittag des 27. April, geschah, was Heinrici hatte kommen sehen. Rokossowski durchbrach die Front der 3. Panzerarmee und drang über Prenzlau nach Westen und Nordwesten vor.

Heinrici verfügte über keinerlei Reserven. Er forderte erneut, dass die 25. Panzergrenadierdivision und die 7. Panzerdivision sofort nach Norden in Marsch gesetzt würden, um dort dem sowjetischen Durchbruch entgegengestellt zu werden.

Keitel und Jodl konnten die Tatsachen des Durchbruchs nicht verkennen. Sie konnten ebensowenig verkennen, dass dieser Durchbruch, wenn er nicht aufgehalten wurde, den Angriff Steiners auf Berlin ohnedies vom Rücken her zu Fall bringen musste.

Aber sie weigerten sich, das volle Ausmass der Tatsachen anzuerkennen. Sie weigerten sich, den Aufmarschraum westlich Oranienburg und damit überhaupt die letzte theoretische

Chance für einen Angriff nach Berlin aufzugeben. Beide fürchteten sich, Hitler eine entsprechende Meldung machen zu müssen.

Sie erteilten lediglich den Befehl, dass die 7. Panzerdivision durch Angriff von Süden her in die Flanke des in seiner Wucht unterschätzten sowjetischen Durchbruchs diesen zum Stehen zu bringen habe. Die 25. Panzergrenadierdivision sollte weiter für den Angriff auf Berlin bereitstehen. Von Westen her liess Jodl die Division „Schlageter" heranführen, aber nicht etwa um bei Prenzlau einzugreifen, sondern um die 25. Panzergrenadierdivision zu verstärken und den Entsatzangriff auf Berlin doch noch zu erzwingen.

Heinrici wartete am Abend des 27. April immer noch vergeblich auf eine Änderung in der Haltung Keitels oder Jodls. Statt dessen erreichte ihn an diesem Abend ein Aufruf Keitels, der an die Heeresgruppe Weichsel, die 12. Armee und auch an die Heeresgruppe Schörner gerichtet war und in dem es hiess, dass die Schlacht um Berlin ihren Höhepunkt erreicht habe und dass bei einer Vereinigung der 9. und 12. Armee mit gemeinsamem Vorstürmen nach Norden sowie dem Vorbrechen der verstärkten 25. Panzergrenadierdivision nach Süden die Schlacht um Berlin noch entschieden werden könne.

Heinrici stellte hierzu fest: ,,Dieser Befehl schlug dem Fass den Boden aus. Solche Gedankengänge waren nicht mehr zu verstehen." Er beschloss, auf eigene Verantwortung zu handeln und der 3. Panzerarmee die Kräfte zuzuführen, die sie brauchte, ihre aufgerissene Front vielleicht noch einmal zu schliessen und im Anschluss daran hinhaltend kämpfend einen Rückzug nach Westen durchzuführen.

Als Keitel und Jodl am Nachmittag des 23. April den Bunker der Reichskanzlei verliessen, hatten sie Hitler in gespannter Erwartung zurückgelassen. Nicht viel mehr als 24 Stunden später bestand keine direkte Verbindung mehr zwischen dem Bunker und der Aussenwelt.

In der Umgebung Hitlers waren zurückgeblieben: Goebbels mit Frau und Kindern, der Arzt Dr. Stumpfegger, Fegelein,

Bormann, Krebs, Burgdorf, Axmann, Naumann, der Verbindungsoffizier zu Dönitz Admiral Voss, Botschafter Hewel, dazu eine Reihe von Adjutanten, Dienern und Wachen und einige Frauen, die vor allem als Sekretärinnen arbeiteten. Unter den Frauen befand sich Hitlers langjährige Freundin Eva Braun.

Sie alle horchten jetzt auf den Kampf, der um Berlin anhob. Vor allem aber warteten sie auf die Erfolgsmeldungen, die Keitel und Jodl von ausserhalb Berlins senden würden.

Stattdessen traf am späten Nachmittag des 23. April der Funkspruch Görings in der Reichskanzlei ein. Dabei geschah, was Göring hatte vermeiden wollen.

Der Funkspruch gelangte ausschliesslich in die Hände Bormanns, weil die anderen Fassungen entweder an Persönlichkeiten gerichtet waren, die sich schon ausserhalb Berlins befanden, oder aber in verstümmeltem Zustand eintrafen.

Bormann zögerte nicht lange, dem verhassten Rivalen den Todesstoss zu versetzen. Er legte Hitler, der gerade mit dem Kartenstudium und der Konzeption von Befehlen an die Entsatzarmee ausserhalb Berlins beschäftigt war, Görings Funkspruch vor. Er lenkte Hitlers Aufmerksamkeit sofort auf jenen Satz, in dem Göring eine Antwort bis 22 Uhr forderte.

Mit der Geschicklichkeit der grauen Eminenz, die Bormann eigen war, liess er durchblicken, dass dies ein Ultimatum sei, das Hitler sich nicht bieten lassen könne.

In der überspannten Atmosphäre verzweifelten Wartens und sprungbereiten Misstrauens bedurfte es keiner weiteren Worte.

Schon eine Stunde später war ein Funkspruch nach Berchtesgaden abgesetzt, der Göring mitteilte, dass seine Handlung Hochverrat bedeute und dass man nur dann vom Vollzug der hierauf stehenden Todesstrafe absehen werde, wenn Göring sofort von allen seinen Ämtern zurücktrete. Bormann trug darüber hinaus Sorge, dass Göring und seine engere Umgebung noch in der Nacht vom 23. auf den 24. April von SS-Angehörigen verhaftet und unter Hausarrest gesetzt wurde.

Hitlers innere Erregung hatte sich noch einmal in einem Wutanfall und einem drohenden neuen Zusammenbruch geäussert. Er schrie und klagte erschöpft über den Verrat, der ihn nach wie vor umgab und sein Werk endgültig untergrub ...

Als Nachfolger Görings wurde ihm der Generaloberst Ritter v. Greim empfohlen. Bormann und Burgdorf versicherten Hitler, dass dieser ein Nationalsozialist voller unzerstörbaren Idealismus' und Glaubens und zugleich ein Mann von einer ebenso unzerstörbaren Ehrauffassung als Offizier sei.

V. Greim war zu dieser Zeit Befehlshaber der Reste der Luftflotte 6. Er hatte seinen Gefechtsstand bei München aufgeschlagen. Aber es genügte Hitler nicht, dass v. Greim durch Funk zum Nachfolger Görings ernannt wurde. Er wollte ihn selbst sehen. Er wollte mit ihm sprechen. Er wollte ihm selbst seine Befehle erteilen.

Sein von neuem entfachtes Misstrauen beargwöhnte alles, was sich nicht in seinem direkten Bannkreis befand. Vielleicht aber drängte ihn auch das erstickende Gefühl seiner Vereinsamung und seiner Abschliessung von der Welt rings um Berlin dazu, einen Mann aus dieser Aussenwelt zu sich zu rufen, der fliegen konnte und für den daher noch eine Möglichkeit bestand, mit irgendeinem Sonderflugzeug in Berlin zu landen.

Am 24. April erhielt v. Greim in München den Befehl, sich in der Reichskanzlei zu melden.

Ein Grund für diesen Befehl wurde ihm nicht mitgeteilt. Er wusste nicht, dass er zum Nachfolger Görings ernannt werden sollte.

V. Greim war in der Tat ein Mann von untadeligem Charakter und einer fest verwurzelten Auffassung von Ehr- und Gehorsamsbegriffen. Sein Schicksal war, dass er mit der Blindheit des Idealisten im Nationalsozialismus immer das Gute gesucht und angesichts der bösen Seiten an den letztlichen Sieg des Guten im Nationalsozialismus geglaubt hatte. Göring war ihm wegen seiner Bequemlichkeit und seiner Unfähigkeit in der Führung der Luftwaffe verhasst.

V. Greim zögerte nicht, den Flug nach Berlin zu wagen. Als

Begleiterin wählte er sich eine Frau, die seit einem Jahrzehnt einen internationalen Namen als Fliegerin besass: Hanna Reitsch. Auch sie war eine echte Idealistin, unantastbar in der Sauberkeit ihrer persönlichen Lebensführung, aber ebenso blind für die Wirklichkeit des Nationalsozialismus wie v. Greim. Wo sie sehend war, rettete auch sie sich in eine Unterscheidung des Guten vom Bösen im Nationalsozialismus und in den Glauben an den endlichen Sieg des Guten hinein. Von einer echten, leidenschaftlichen Vaterlandsliebe erfüllt, hatte sie sich während des Krieges immer mehr in den Gedanken hineingesteigert, als Fliegerin eine Jeanne d'Arc der Deutschen werden zu können. Sie hatte sich dazu gedrängt, gefährliche Erprobungsflüge durchzuführen. Nach Udets Tod hatte sie sich an v. Greim angeschlossen, weil sie beide der gleiche blinde Idealismus erfüllte.

Sie war oft bis zu den an der Front eingesetzten Einheiten der Luftflotte 6 vorgedrungen, um die Soldaten durch ihr Beispiel und ihren Optimismus zu ermuntern.

Bei einem dieser Besuche war sie verwundet worden und hatte längere Zeit in einem Lazarett bei Berlin gelegen. Ihre ungewöhnlich rege Phantasie hatte ihr dabei die Idee eingegeben, dass Berlin einmal von aussen bedroht werden könne und dass es dabei vielleicht wichtig werden könne, Schwerverwundete aus der Stadt mit Hilfe von Hubschraubern auszufliegen.

Noch während ihrer Lazarettzeit hatte sie insgeheim damit begonnen, die Landemöglichkeiten von Hubschraubern in Berlin zu erforschen. Bei der Rückkehr von einem Flug über Berlin hatte v. Greim sie überrascht.

Als er jetzt den Befehl erhielt, in das belagerte Berlin einzufliegen, erinnerte er sich an dieses Geschehnis. Hanna Reitsch hielt sich gerade in der Nähe von Salzburg bei ihren Eltern auf, die aus Schlesien unter schweren Mühsalen geflohen waren. Sie erklärte sich sofort bereit, v. Greim nach Berlin einzufliegen.

Beide flogen zusammen am 26. April nach Rechlin. Dort musste sie feststellen, dass der einzige vorhandene Hubschrauber nicht flugklar zu machen war. v. Greim entschloss sich dar-

aufhin, mit einem Jagdflugzeug nach dem schon unter Artilleriefeuer liegenden Flugplatz Gatow zu fliegen und von dort aus den Versuch zu machen, mit einem Fieseler Storch in der Nähe der Reichskanzlei zu landen. Er wollte Hanna Reitsch in Rechlin zurücklassen. Diese veranlasste jedoch einen Piloten des Jägergeleites, das v. Greim nach Gatow begleiten sollte, sie insgeheim in einer Maschine mitzunehmen, die für einen Fluggast eingerichtet war. In Gatow verstand sie es, v. Greim zu überzeugen, dass er ohne ihre genaue Ortskenntnis nicht nach Berlin hineinkommen würde. So starteten beide zusammen in einem Fieseler Storch.

Ohne Hanna Reitschs Begleitung wäre v. Greim tatsächlich nicht lebend gelandet, über Berlin geriet das Flugzeug in schwerstes sowjetisches Flakfeuer hinein. V. Greim wurde am Fuss verwundet und verlor das Bewusstsein.

Über seinen zusammengesunkenen Körper hinweg führte Hanna Reitsch die Maschine und landete trotz des schweren Abwehrfeuers in der Nähe des Brandenburger Tors. Hier hielt sie nach langem Warten schliesslich einen vorbeikommenden deutschen Wagen auf. Damit gelangten beide in die Reichskanzlei. Es geschah gegen 7 Uhr am Abend des 26. April, während ringsum die schwersten Kämpfe um die Stadt tobten.

Der schicksalhafte Zufall gesellte sie so zu den wichtigsten Zeugen, die Hitler und die ganze Atmosphäre unter der Reichskanzlei in jenen letzten Tagen des Sturzes erlebten und überlebten. Niemand weiss, ob beider Idealismus einen verborgenen unheilbaren Stoss erlitt, als sie Hitler gegenübertraten. Wahrscheinlich hatten beide angenommen, dass v. Greim zu dem Flug auf Leben und Tod befohlen worden war, um eine Entscheidung und einen Befehl entgegenzunehmen, der das Schicksal Deutschlands noch wenden könne.

Statt dessen erfuhren sie, dass Hitler v. Greim nur deswegen zu sich bestellt hatte, um ihm seine Ernennung zum Generalfeldmarschall und zum Oberbefehlshaber einer Luftwaffe mit-

zuteilen, die längst in den letzten Zügen lag. Statt dessen erlebten sie in und um Hitler eine unnatürliche, quälende Atmosphäre; durchgeistert von immer wiederkehrenden überhitzten Gesprächen über die Entsatzarmeen, die von Süden, Westen und Norden erwartet wurden, durchgeistert von der krampfhaften Hoffnung auf den Bruch zwischen der Sowjetunion und den Westmächten, die von Goebbels, Naumann und Hewel unentwegt weiter diskutiert und durch Naumann täglich durch Aufrufe und Erklärungen an die Berliner weitergegeben wurde. Sie erfuhren, dass alle Bunkerinsassen sich zumindest theoretisch für den Fall, dass die Entsatzarmeen nicht kommen würden, für den Selbstmord vorbereiteten. Und sie selbst erhielten für diesen gleichen Fall aus Hitlers Hand Giftkapseln, die in kürzester Zeit wirken sollten.

Aber diese Vorbereitungen für das Ende erschienen unwirklich gegenüber der verzehrenden Verbissenheit, mit der Hitler und Burgdorf und Krebs sich damit beschäftigten, den Verlauf der Entsatzoperationen für Berlin genau festzulegen und diese Entsatzarmeen, von deren Zustand sie nicht die geringste Vorstellung besassen, aus der düsteren Gruft unter der Reichskanzlei zu lenken.

Noch funktionierte die telefonische Verbindung mit Fürstenberg. Noch funktionierte auch eine zufällige Verbindung mit der Heeresgruppe Schörner.

Hitler brütete über den Karten und schickte Befehl über Befehl, Anweisung über Anweisung nach Fürstenberg. Er verlangte sofortige Antworten. Er verlangte Lagemeldungen. Er forderte detaillierte Berichte über die Operationen Steiners, Holstes, Wencks, Busses und Schörners.

Keitel und Jodl gaben Meldungen, welche so, wie es immer geschehen war, die Lage so optimistisch wie möglich darstellten. Sie berichteten z. B. über einen völlig bedeutungslosen, kleinen Abwehrerfolg Schörners bei Bautzen und fügten hinzu, dass dieser Erfolg den Entsatzangriff Schörners in Richtung auf Berlin erleichtern werde.

Dies gab den Anlass dafür, dass Hitler in der Nacht vom 26. auf den 27. April Schörners Hauptquartier anrief und dort die

Beschleunigung eines Entsatzangriffes verlangte, an dessen Durchführung selbst Schörner gar nicht denken konnte; er machte Keitel und Jodl immer wieder optimistische Ankündigungen, dass „nunmehr" Steiner und „nunmehr" Wenck oder die 9. Armee sich ihren Aufmarschraum zum Angriff erkämpft hätten. Sie erhöhten damit bei Hitler die Hoffnung und Überzeugung, dass all diese Angriffe doch nun in den nächsten 24 Stunden ins Rollen kommen müssten. Aber dieses ,,Rollen" selbst konnten sie bis zum 27. April selbst bei noch so grosser Beschönigung der Wirklichkeit nicht melden.

Das Misstrauen glomm von neuem auf. Hitler telegrafierte an Dönitz. Er bezeichnete die Schlacht um Berlin als deutsche Schicksalsschlacht, der gegenüber alle anderen Aufgaben und sämtliche anderen Fronten zurückzutreten hätten. Er verlangte von Dönitz, zuverlässige Marinekräfte einzusetzen und Berlin zu befreien. Als am 27. April immer noch keine Meldung über irgendeinen Fortschritt Steiners im Norden von Berlin eingetroffen war, liess er Jodl anweisen, Steiner endgültig abzusetzen und an seiner Stelle den General Holste mit der Führung der von Norden erwarteten Kräfte zu betrauen.

In der Nacht vom 23. auf den 24. April hatte der grösste Teil Berlins noch in verhältnismässiger Ruhe dagelegen. Da erschütterte um 5.15 eine ungeheure Kanonade den aufsteigenden Morgen.

Die in fast allen Berliner Vororten aufgefahrene sowjetische Artillerie begann mit ihrem Vorbereitungsfeuer zum Generalangriff. Die Salvengeschütze tobten wie ein Höllengewitter. Sowjetische Flugzeuge flogen Einsatz auf Einsatz. Tiefflieger stürzten sich auf die deutschen Nachschubkolonnen, die, häufig ohne Benzin, in den Strassen eingekeilt waren.

Das Feuer dauerte rund eine Stunde. Dann trat sowjetische Infanterie, meist hinter Panzern vorgehend, zum Angriff an. Im Süden überschritten die Russen den Teltow-Kanal und erreichten Neukölln, Britz, Lichterfelde, Zehlendorf und Neubabelsberg. Von Tegel und Reinickendorf aus arbeiteten sich Panzer

und Sturmgeschütze mit nachfolgender Infanterie bis zum Wedding vor. Ihr Vorgehen erfuhr erst am Nordhafen und an der Ringbahn in der Nähe des Lehrter Bahnhofes eine vorübergehende Unterbrechung. Andere Sturmtrupps schoben sich von Norden her durch den Tegeler Forst und über die Jungfernheide an den Spandauer Schiffskanal heran. Dessen Brücken flogen in die Luft. Desungeachtet setzten die Russen über den Kanal und drangen in Siemensstadt ein.

Heftige Nahkämpfe tobten zwischen Westend und Spandau und um den Damm der Stichbahn nach Gartenfeld. Im Nordosten und Osten Berlins erreichten die Russen die grosse Kreuzung zwischen Elbinger und Petersburger Strasse sowie die Landsberger Allee. Sie stiessen bis in das Gebiet Friedrichshain vor, wo das Flakfeuer von den grossen deutschen Bunkern sie endlich aufhielt. Sie zogen überall umfangreiche Artillerie nach und belegten nun auch die Innenstadt mit schwerem Beschuss. Ebenso die Flugplätze Tempelhof und Gatow, zu deren Eroberung sie besondere Kräfte ansetzten.

Die Bevölkerung der äusseren Bezirke, die sich, soweit sie nicht geflohen war, in ihren Kellern duckte und Qualen der Furcht und der Spannung erlitt, sah sich häufig völlig überraschend den fremdartigen Gesichtern der Sieger gegenüber. Sie wurde überrollt. Sie erlebte jetzt, was die Deutschen in Königsberg, Breslau und Posen und jeder anderen Stadt des Osten erlebt hatten. Und ein grosser Teil erlebte umso Schrecklicheres, als ganze Stadtviertel im Kampfgebiet in wenigen Stunden geräumt und die Bewohner auf den gleichen Strassen mit. den sowjetischen Nachschubkolonnen nach Osten getrieben wurden. Dabei gerieten sie auf der Landsberger Chaussee und anderen Strassen in das Feuer und die Bombenwürfe deutscher Flieger hinein, die hier den vergeblichen Versuch machten, dem Übermass des sowjetischen Nachschubstromes Einhalt zu gebieten. So begann, nachdem die Russen den noch einmal auflebenden Widerstandsgeist herausgefühlt und sich mit Windeseile vorbereitet hatten, die eigentliche Schlacht um Berlin.

Zu dem LVII. Panzerkorps des Generals Weidling, das jetzt die Hauptlast des Kampfes um Berlin trug, gehörten die Reste der Panzerdivision „Müncheberg", die sich unter dem Befehl des Generals Mummert von der Oder bis nach Berlin zurückgekämpft hatte. Ein Ordonnanzoffizier dieser Division schrieb in den nun folgenden Tagen der Schlacht ein Tagebuch, das Ereignisse und Stimmungen besser wiedergibt, als es lange Schilderungen vermöchten.

Er schrieb: „24. April: Am Vormittag stehen wir am Tempelhofer Flugplatz. Russische Artillerie schiesst ununterbrochen. Von den acht Berliner Verteidigungsabschnitten halten wir jetzt den Abschnitt D. Der Kampfkommandant befindet sich im Luftfahrtministerium. Unsere Hauptkräfte konzentrieren sich um das Karstadt-Hochhaus und die Sarotti-Schokoladenfabrik. An Stelle von infanteristischem Ersatz erhalten wir zusammengewürfelte Alarmeinheiten. Hinter uns bricht immer noch Zivilbevölkerung auf, die im Artilleriefeuer den Versuch macht, zu entkommen. Sie schleppt dürftige Bündel, Reste ihrer Habe mit. Dazwischen versuchen Verwundete, nach hinten zu kommen. Aber die meisten bleiben, weil sie fürchten, von irgendwelchen fliegenden Standgerichten aufgegriffen und als Deserteure erhängt zu werden.
Die Russen brennen sich mit Flammenwerfern in die umkämpften Häuser ein. Das Schreien von Kindern und Frauen ist fürchterlich. Gegen 15 Uhr besitzen wir noch knapp ein Dutzend Panzer und etwa dreissig Schützenpanzerwagen. Dies sind die einzigen Panzerfahrzeuge im ganzen Befehlsbereich des Wilhelmsplatzes. Die Befehlsverhältnisse sind offenbar unklar, denn immer wieder kommen über Bärenfänger hinaus Befehle aus der Reichskanzlei. Sie beordern Panzer an andere Brennpunkte der Stadt, von wo sie nicht zurückkehren. Nur der Härte von General Mummert ist es zu verdanken, dass die Division nicht schon heute verheizt wird. Es stehen kaum noch Fahrzeuge für Verwundetentransporte zur Verfügung.

Die Artillerie wird am Nachmittag in den Tiergarten verlegt. Munition ist nur noch wenig vorhanden. Rings um das

Verwaltungsgebäude Tempelhof sieht es aus, als sei die Hölle losgebrochen. Gebrüll, Granatexplosionen, Einschläge der Stalinorgeln. Die Schreie Verwundeter, Lärm von Motoren und Maschinengewehren. Darüber Rauchschwaden, Chlor- und Brandgeruch. In den Strassen viele gefallene Frauen, die den Versuch machten, Wasser zu holen. Vereinzelt aber auch Frauen mit Panzerfäusten in der Hand, Schlesierinnen, die von wildem Rachedurst erfüllt sind. Aus dem Luftfahrtministerium Nachrichten und Gerüchte, dass Wenck in erfolgreichem Angriff auf Berlin ist, und dass man an der Havel bereits Wencks Artilleriefeuer hören könne. Ausserdem wird von Norden her eine Armee nach Berlin durchbrechen. Aus allen Richtungen neues schweres Artilleriefeuer. 20 Uhr: Panzer mit aufgesessener russischer Infanterie rollen gegen das Tempelhofer Feld. Schwere Kämpfe.

25. April: 5.30 Uhr. Angriff neuer massierter Panzerkräfte. Zum Rückzug gezwungen. Befehl aus der Reichskanzlei: Division „Müncheberg" zur sofortigen Entlastung zum Alexanderplatz. 9 Uhr: Befehl widerrufen, als Abmarsch schon im Gange. Russen dringen gegen 10 Uhr unaufhaltsam auf Flughafen Tempelhof vor. Neue Hauptkampflinie Rathaus Schöneberg – Hallesches Tor – Belle-Alliance-Platz. Schwere Strassenkämpfe. Viele gefallene Zivilisten. Sterbende Tiere. Frauen auf der Flucht von Keller zu Keller. Weiter nach Nordwesten zurückgedrängt. Neuer Befehl: Zum Alexanderplatz. Nach Ankunft Alexanderplatz Abgabe des bisherigen Abschnittes D. Übergabe der Abschnitte A und B an der Ostfront. Befehlshaber A bisher Bärenfänger. Bärenfänger lehnt es ab, von Mummert Befehle für Abschnitt A entgegenzunehmen, da gleichzeitig Kampfkommandant von Berlin. Neuer Einblick in die völlige Verwirrung der Befehlsverhältnisse. General Mummert lehnt es ab, unter solchen Umständen die Führung der Abschnitte A und B zu übernehmen, besonders da er feststellt, dass Bärenfänger in dem Willen, seiner Ernennung zum Kampfkommandanten gerecht zu werden, falsche Erfolgsmeldungen an Hitler persönlich gibt. Die nach Bärenfänger noch gehaltenen Linien befinden sich schon seit 48 Stunden nicht

mehr in unserem Besitz. Bärenfänger setzt beim Führer durch, dass ihm Abschnitt A und B übertragen werden. Die Division baut am Alex wieder ab. Rückmarsch unter Fliegerangriffen zum Halleschen Tor. Schwere Verluste. An den Häuserwänden Aufschriften: „Die Stunde vor Sonnenaufgang ist die dunkelste Stunde", und „Wir gehen zurück, aber wir siegen". Erhängte und erschossene Deserteure. Unvergessliche Bilder auf dem Marsch. Die Brände im Osten und Süden dehnen sich schnell aus. Am Abend neue Aufrufe eines Freikorps Mohnke: Bringt Waffen, Ausrüstungsgegenstände und Lebensmittel mit. Jeder deutsche Mann wird gebraucht. Schwere Abwehrkämpfe in der Dirksenstrasse, Königstrasse, am Zentralmarkt und in der Börse. Erste Kämpfe in den S-Bahnschächten. Russen versuchen durch die Schächte in unseren Rücken zu kommen. Die Schächte selbst mit Zivilisten überfüllt.

26. April: Brandrote Nacht. Schweres Artilleriefeuer. Unheimliche Stille. Aus vielen Häusern wird auf uns geschossen. Wahrscheinlich ausländische Arbeiter. Aus dem Luftfahrtministerium die Nachricht, dass Bärenfänger als Kampfkommandant abgelöst wurde. Eine Stunde später ist General Weidling zum Kampfkommandant ernannt. General Mummert übernimmt das Panzerkorps. Gegen 5.30 Uhr von neuem furchtbares Trommelfeuer. Angriffe mit Panzern und Flammenwerfern. Rückzug zum Anhalter Bahnhof. Verteidigung Askanischer Platz, Saarlandstrasse und Wilhelmstrasse. In unserer Nähe Reste der Panzerdivision „Nordland". Dreimal im Laufe des Vormittags Anfrage nach der Armee Wenck. Ihre Spitzen sollen in Werder stehen. Unverständlich. Aus dem Propagandaministerium eine zuverlässige Nachricht, dass alle Truppen von der Elbe auf Berlin marschieren. Gegen 11 Uhr kommt L. mit strahlenden Augen aus dem Propagandaministerium. Er hat eine noch zuverlässigere Nachricht des Staatssekretärs Naumann. Es sind Verhandlungen mit den Westmächten geführt worden. Wir werden eine Anzahl Opfer bringen müssen, aber die Westmächte werden nicht Zusehen, dass die Russen weiter Vordringen und Berlin russisch wird. Ungeheurer Auf-

trieb. L. berichtet zuverlässig, dass jetzt wirklich nur noch 24, längstens 48 Stunden zu kämpfen sei.

Eine Ausgabe des „Angriffs", die bis zu uns kommt, mit einem Artikel von Kriegk. Man kann ihn nur als Bestätigung dessen auffassen, was L. berichtet. Es heisst: „Das taktische Verhalten der Bolschewisten zeigt, dass ihnen allmählich klar wird, in welchem Umfang sie mit einer westlichen Verstärkung der deutschen Abwehrkraft in allernächster Zeit zu rechnen haben. Die Schlacht um Berlin ist keineswegs eine Episode im letzten Ringen des deutschen Volkes gegen einen übermächtigen Feind. Diese Schlacht entscheidet über unser Schicksal. Sie entscheidet über Europa. Wenn wir diese Schlacht durchstehen und den Bolschewismus wieder so weit zurückwerfen, dass er nach einer weitgehenden Erschöpfung seiner Angriffsarmeen uns in den nächsten Monaten nicht wieder angreifen kann, und wenn sich die Kämpfe um den böhmisch-mährischen Raum ähnlich entwickeln, dann entsteht für uns eine sehr grosse Chance, die entscheidende Wende dieses Krieges dennoch herbeizuführen."

Trotzdem macht etwas stutzig. Denn es heisst: „Wenn wir den Ansturm des Bolschewismus auch nur an der Hauptkampflinie, die mitten durch Berlin geht, abschlagen, dann ist die Wende des Krieges da, ganz gleich, wie sich zunächst die USA und England zu dieser unabänderlichen Tatsache einstellen."

Neuer Gefechtsstand Anhalter Bahnhof. Bahnsteige und Schalterräume gleichen einem Heerlager. In Nischen und Winkeln drängen sich Frauen und Kinder. Andere sitzen auf ihren Klappstühlen. Sie horchen auf den Lärm der Kämpfe. Die Einschläge erschüttern die Tunneldecke. Betonstücke brechen herab. Pulvergeruch und Rauchschwaden in den Schächten. Lazarettzüge der S-Bahn, die langsam weiterrollen. Plötzlich eine Überraschung. Wasser spritzt in unseren Gefechtsstand. Schreie, Weinen, Flüche. Menschen, welche um die Leitern kämpfen, die durch die Luftschächte an die Oberfläche führen. Gurgelndes Wasser flutet durch die Schächte. Die Massen stürzen über die Schwellen. Lassen Kinder und Verwundete zurück. Menschen werden zertreten. Das Wasser

fasst nach ihnen. Es steigt einen Meter und mehr hoch, bis es sich langsam verläuft. Noch stundenlang entsetzliche Angst und Panik. Viele Ertrunkene. Ursache: Pioniere haben auf irgendwessen Befehl die Schottenkammer des Landwehrkanals zwischen Schöneberger und Möckern-Brücke gesprengt, um die Schächte gegen das unterirdische Vordringen des Feindes zu überfluten. Während der ganzen Zeit schwere Kämpfe über der Erde. Am Spätnachmittag zum Potsdamer Platz. Gefechtsstand in der 1. Etage, da untere Schächte noch hoch unter Wasser. Einschläge durch die Fahrdecke. Schwere Verluste unter Verwundeten und Zivilisten. Qualm dringt durch die Einschlagslöcher. Draussen explodieren Stapel von Panzerfäusten im russischen Feuer. Nach einem schweren Einschlag unterhalb des ersten Treppenabsatzes beim Bahnhofseingang beim Pschorrbräu grauenhafter Anblick: Männer, Soldaten, Frauen, Kinder kleben buchstäblich an den Wänden. Bei Einbruch der Nacht kurze Feuerpause.

27. April: In der Nacht anhaltende Angriffe. Russen versuchen Durchbruch zur Leipziger Strasse. Prinz-Albrecht-Strasse wird zurückgenommen. Ebenso die Köthener Strasse. Zunehmende Auflösungserscheinungen und Verzweiflung. Aber es hat keinen Sinn. Man darf nicht im letzten Augenblick kapitulieren und hinterher ein Leben lang bereuen, nicht durchgehalten zu haben. K. bringt Nachricht, dass amerikanische Panzerdivisionen unterwegs nach Berlin sind. Es heisst, in der Reichskanzlei sei man fester vom Endsieg überzeugt als je zuvor. Die Kampfgruppen sind jetzt fast alle ohne Nachrichtenverbindung, soweit es keine aktiven Bataillone mit Funkverbindung sind. Telefonkabel sind in kürzester Zeit zerschossen. Die körperliche Verfassung ist unbeschreiblich. Weder Ablösung noch Ruhe. Keine regelmässige Verpflegung. Kaum noch Brot. Nervenzusammenbrüche unter dem dauernden Artilleriefeuer. Wasser wird aus den Schächten und aus der Spree gepumpt und filtriert. Leichter Verwundete finden kaum noch irgendwo Aufnahme. Die Zivilisten fürchten sich, verwundete Soldaten und Offiziere im Keller aufzunehmen. Zu viele sind als echte oder vermeintliche Deserteure erhängt worden. Die

betreffenden Kellerbesatzungen werden von den Angehörigen der fliegenden Feld- und Standgerichte als Mithelfer rücksichtslos ausgeräuchert.

Fliegende Feldgerichte tauchen heute bei uns besonders häufig auf. Meistens ganz junge SS-Führer. Kaum eine Auszeichnung. Blind und fanatisch. Die Hoffnung auf Entsatz und gleichzeitig die Furcht vor den Gerichten rappelt die Männer immer auf.

General Mummert verbittet sich jedes weitere Auftauchen eines Feldgerichts in seinem Verteidigungsabschnitt. Eine Division, die die meisten Ritterkreuz- und Eichenlaubträger besitzt, verdient es nicht, von so jungen Kerlen verfolgt zu werden. Mummert ist entschlossen, ein Feldgericht, das bei ihm eingreift, persönlich niederzuschiessen.

Der Potsdamer Platz ist ein Trümmerfeld. Die Menge der zerschlagenen Fahrzeuge ist nicht zu übersehen. Die Verwundeten liegen noch in den zusammengeschossenen Sankas. Tote überall. Zum grossen Teil von Panzern und Lastwagen überfahren und grässlich verstümmelt.

Abends Versuch, zum Propagandaministerium durchzukommen, um in den Regierungsgebäuden irgendeine Nachricht über Wenck und die amerikanischen Divisionen zu erhalten. Gerüchte, dass auch die 9. Armee unterwegs nach Berlin ist. Im Westen ist ein allgemeiner Friedensschluss im Gange. Bei Einbruch der Nacht das schwerste Feuer auf die Innenstadt. Gleichzeitig Angriffe gegen unsere Stellung.

Wir können uns am Potsdamer Platz nicht mehr halten und verlegen gegen 4 Uhr morgens unterirdisch zum Nollendorf-Platz. Auf der Gegenfahrbahn marschiert der Russe durch den Schacht zum Potsdamer Platz."

In der Nacht vom 27. zum 28. April sah der Himmel über Berlin so aus, als sei er in Blut getaucht.

In dieser Nacht konzentrierte eine grosse Anzahl sowjetischer Batterien ihr Feuer aus nächster Nähe auf die Reichskanzlei. Einschlag folgte auf Einschlag. Der Bunker bebte. Der Kalk knisterte an den Wänden.

Die Insassen rechneten damit, dass plötzlich die so nahge-

rückte dünne Front der Verteidiger durchstossen werden könne und dass plötzlich russische Stosstrupps vor den Eingängen des Bunkers stünden.

Hitler verbrachte die Nachtstunden im Kreis seiner Umgebung. Er beschäftigte sich mit den Lagekarten, die sich unter seinen von krankhaftem Schweissfluss nassen Händen erweichten. Abwesend horchte er auf die Gespräche, die immer wieder feststellten, dass jeder der Anwesenden in dem Augenblick, in dem die ersten sowjetischen Soldaten in den Bunker drangen, Selbstmord begehen wolle. Um 3 Uhr nachts erhielt Krebs zum letzten Male eine längere telefonische Verbindung mit Keitel in Fürstenberg.

Es war nur ein Abglanz von Krebs' leichtfertig-lebensfroher Stimme, den Keitel noch vernahm. Krebs rief erregt, wenn ihnen nicht in den nächsten 24 bis spätestens 48 Stunden geholfen werde, sei es zu spät. Mehrmals fragte er nach dem Fortschreiten des Angriffs auf Oranienburg. Beschwörend klang seine Frage, wie es dort stünde und wie weit der Angriff gediehen sei. Er fragte im Auftrag Hitlers, ob Steiner in die Wüste geschickt sei und ob General Holste jetzt den Befehl übernommen habe.

Keitel besass immer noch nicht den Willen, den Mut oder den Weitblick, die wirkliche Lage einzugestehen. Er berichtete ausweichend, der Brückenkopf westlich Oranienburg sei noch nicht gross genug, um aus ihm heraus erfolgreich mit Panzern anzugreifen, und man habe die unterwegs befindlichen Verstärkungen für Steiner zur Unterstützung der 38. Panzerarmee in Marsch setzen müssen. Wenn dort die Russen völlig durchbrächen, gerieten sie in den Rücken von Steiner und machten dessen Angriff erst recht unmöglich. Aber man sei dabei, die Division „Schlageter" in den Raum nordwestlich Oranienburg zu überführen, und er werde selbst zu Steiner fahren.

Krebs drängte von neuem, Hitler habe zu Steiner kein Vertrauen mehr. Er wolle wissen, warum Holste nicht den Befehl übernommen habe.

Hitlers brennendes Misstrauen, zugleich aber das Misstrauen aller, die sozusagen blind unter der Reichskanzlei lebten und weniger Verbindung mit der Wirklichkeit hatten als je

zuvor, sprach aus jedem seiner Worte.

Keitel erwiderte ängstlich und verzweifelt, nichts Besseres sagen zu können, Holste befinde sich am Westflügel der riesig ausgedehnten Front. Er habe ihn noch nicht heranholen können. Im Augenblick sei aber auch nichts zu machen.

Krebs rief, Hitler erwarte schnellste Hilfe. Er wiederholte, es seien höchstens noch 48 Stunden Zeit. Dies lasse Hitler nochmals sagen.

Keitel versicherte, dass er Wenck und Busse mit äusserster Energie antreiben werde. Dort lägen die Chancen.

Dann war die Telefonverbindung plötzlich unterbrochen.

Die Blicke der Verlorenen richteten sich wieder nach Süden. Berichte Axmanns besagten, dass seine Hitlerjungen immer noch, wenn auch unter ausserordentlich schweren Verlusten, die Havelbrückenköpfe hielten, um die Armee Wenck aufzunehmen. Von Wenck selbst fehlte jede Nachricht. Hitler und seine Umgebung aber, klammerten sich weiter an diesen letzten Halm der Hoffnung.

Stundenweise nahm die Wucht des sowjetischen Artilleriefeuers ab, und die nicht mehr erträgliche Spannung im Bunker liess nach. Als aber die Nacht einem grauen wolkigen Himmel wich, setzte der Artilleriebeschuss wieder mit voller Kraft ein. Die aufzuckenden Blitze der Stalinorgeln erleuchteten den qualmverhangenen Morgen. Vom Süden her hatten die sowjetischen Sturmtruppen, rings um die Belle-Alliance-Strasse vordringend, das Hallesche Tor erreicht. Von Westen her schoben sie sich Stunde für Stunde weiter im Gebiet der Potsdamer Strasse vor. Im Norden leisteten noch einzelne deutsche Verbände auf der Ost-West-Achse am Reichstag und im Gebiet des Brandenburger Tores Widerstand.

Auf der Kuppel des Reichstages wehte bereits die sowjetische Fahne. Nach Osten zu wurde im Bereich der Wilhelmstrasse gekämpft. Die Innenstadt hallte wider vom Heulen der Granateinschläge, vom Brausen der tieffliegenden Flug-

zeuge, von den Abschüssen der Flak und vom Getöse zusammenstürzender Gebäude.

Die Morgenstunden des 28. April vergingen in bleierner Erwartung.

Mehrfach durchschlugen sowjetische Granaten oder Bomben die obersten Betondecken. Die Ventilatoren des Bunkers mussten abgestellt werden, weil sie Staub und giftige Gase in den Bunker saugten. Immer wieder wurde versucht, eine Telefonverbindung nach aussen zu erhalten. Aber es bestand nur noch Funkverbindung, die spärliche und widerspruchsvolle Nachrichten brachte.

Endlich, gegen Mittag, traf eine erste Meldung über den Vormarsch der Armee Wenck ein. Danach war es Wenck gelungen, bis in die Gegend von Ferch, südlich Potsdam, vorzudringen. Mehr besagte die Meldung nicht. Aber sie verbreitete sich mit Windeseile im Bunker.

Dann wurde es jedoch wieder still im Äther. Nur von den Kampfabschnitten in der Stadt gelangten Nachrichten in den Bunker. Eine war noch beängstigender als die andere. Zahlreiche Ordonnanzen fielen auf dem Wege zu den Kampfabschnitten oder wurden von stürzenden Trümmern begraben. Nur am Rande berichteten diejenigen, die durchkamen, von dem Elend der Zivilisten, für das überhaupt keine Steigerung mehr möglich schien.

Aber diese Berichte wollte niemand hören. Seit die Meldung über das Auftauchen der Armee Wenck bei Ferch eingetroffen war, glaubten sich alle Bunkerinsassen in einen Wettkampf zwischen dem Eintreffen der Armee Wenck und der Behauptung der Verteidigungsabschnitte in der Stadt eingespannt. Sie bewegte nur der Gedanke, ob und wie lange die Verteidigungsabschnitte noch hielten. Alles andere berührte sie, mit wenigen Ausnahmen, nicht.

Dr. Naumann begab sich, wie alltäglich, zum Propagandaministerium. Er wusste noch nicht, dass es das vorletzte Mal sein würde. Er trug die Nachricht von Wencks Anmarsch in den Keller des Ministeriums hinüber. Und wenn er in den letz-

ten 24 Stunden vielleicht im Verborgenen gezweifelt hatte, so glaubte er selbst wieder, was er sagte, weil er daran glauben wollte. Er riss die Insassen des Kellers noch einmal in einen Taumel der Hoffnung hinein, und er tat alles, was in seiner Macht stand, um die verlöschende Flamme der Hoffnung auch in den noch umkämpften Teilen der Stadt wieder zum Leben zu erwecken.

„Klärung des Kampfbildes in Kürze zu erwarten", verhiess die Zeitung „Der Panzerbär". „Die von aussen her in den Berliner Grossraum hineinstossenden deutschen Entsatztruppen haben sich dem Gegner bereits gefährlich genähert. Sie stören die feindlichen Nachschubbewegungen empfindlich und drükken immer stärker in unaufhaltsamem Vormarsch in den Rükken des Gegners. Es ist klar, dass die Sowjets in letzter Stunde mit aller Kraft versuchen, ihr Ziel, die Besetzung Berlins, zu erreichen, um nicht zwischen zwei Feuer zu geraten. Der Gegner drückt also mit aller Kraft auf den inneren Verteidigungsring. Er versucht, schwache Stellen unserer Verteidigung ausfindig zu machen, um hier durchzustossen, denn seine Kräfte reichen nicht aus, um überall in gleicher Stärke zum Sturm anzusetzen. Aus dieser Lage ergaben sich verschiedene Schwerpunkte des Kampfes, an denen es vorübergehend unübersichtliche und auch kritische Situationen gab, die aber dank des entschlossenen Einsatzes der Verteidiger zum Teil im Gegenstoss wieder geklärt wurden. Es kommt jetzt alles darauf an, dass die Verteidiger des inneren Berlin mit allen Kräften ihre Stellungen halten, damit die Operationen der von auswärts anrückenden Truppen voll zur Auswirkung kommen können und die Verbände des Gegners aufgespalten bleiben. Wenn weiter mit der gleichen Tapferkeit gekämpft wird, dann muss sich in Kürze das Bild auf dem Kampfplatz Berlin grundlegend wandeln ... Unsere Aufgabe ist klar. Wir stehen und halten. Bei uns ist der Führer. Wo aber der Führer ist, ist der Sieg."

Gleichzeitig meldete der Wehrmachtsbericht: „In dem heroischen Kampf der Stadt Berlin kommt noch einmal vor aller Welt der Schicksalskampf des deutschen Volkes gegen den

Bolschewismus zum Ausdruck. Während in einem in der Geschichte einmaligen grandiosen Ringen die Hauptstadt verteidigt wird, haben unsere Truppen an der Elbe den Amerikanern den Rücken gekehrt, um von aussen her im Angriff die Verteidiger von Berlin zu entlasten ... Die von Westen angesetzten Divisionen warfen den Feind im erbitterten Ringen auf breiter Front zurück und haben Ferch erreicht."

Wie im Bunker unter der Reichskanzlei, so wurde auch in der Stadt die winzige Meldung, dass Wenck Ferch erreicht habe, zum Mittelpunkt der von neuem aufflackernden Hoffnung und ebenso zum Mittelpunkt neuer Fiktionen und Kombinationen, so wie sie Naumanns wunschbestimmter Geist entwarf. Sie pflanzten sich für 24 Stunden fort, bis sie draussen in der Stadt in dem Übermass des Leidens wieder zu erlöschen begannen. Aber sie überdauerten die kleine Erfolgsmeldung, von der sie ausgegangen waren, denn diese wiederholte sich nicht, und sie sollte auch niemals eine Fortsetzung in neuen Meldungen über weitere Erfolge finden.

Von Mittag bis zum Abend horchten die Funker der Reichskanzlei vergeblich. Es gab keine Nachricht mehr über Wenck. Es gab keine Nachricht über Steiner. Es gab keine Nachricht über Busse. Es gab keine Nachricht über Holste.

Als der Abend unter dem unverminderten Getöse des Artilleriefeuers herabsank, war immer noch kein Funkspruch eingetroffen, der den durch die mittägliche Erfolgsmeldung über Wenck erhitzten Erwartungen Hitlers und seiner Umgebung entsprochen hätte.

Die Entfernung von Ferch nach Potsdam und Berlin schien so klein, dass sie den Männern, die auch jetzt noch in der Vorstellungswelt der deutschen Operationen und Vormärsche in den grossen Erfolgsjahren bis 1942 dachten, nicht in Tagen, sondern in Stunden überwindbar schien.

Als sie weiter Stunde um Stunde vergebens auf Erfolgsberichte von aussen warteten, wuchs wieder das Misstrauen.

Um acht Uhr abends liess Bormann einen Funkspruch ab-

setzen. Er wählte einen neuen Weg über den Admiral v. Puttkamer in Süddeutschland zu Dönitz. Sein Funkspruch zeigte, dass das Misstrauen sich jetzt auch gegen Jodl und Keitel zu richten begann, weil diese nicht die ersehnten Erfolge zu melden wussten.

Bormanns Funkspruch lautete: „Statt mit Befehl und Appell die Truppen, die uns freikämpfen sollten, anzufeuern, schweigen die massgeblichen Männer. Die Treue scheint vor der Untreue zu weichen. Wir bleiben hier. Reichskanzlei bereits Trümmerhaufen!"

Wenn je junge, unerfahrene Soldaten besondere Leistungen vollbracht hatten, so hatten es die Soldaten des XX. Korps der Armee Wenck getan.

Kaum motorisiert, unzureichend bewaffnet und mit unzulänglichen Führungsmitteln, aber getragen von dem ungebrochenen Glauben ihrer Jugend, hatten sie es – Wencks Befehlen folgend – fertig gebracht, ihre Front innerhalb von zwei Tagen von Westen nach Osten zu drehen und am Morgen des 25. April mit Front nach Osten bereit zu stehen.

Aber noch bevor Wenck zu dem geplanten Angriff in Richtung Jüterbog hatte schreiten können, war seine Front bereits in schwere Abwehrkämpfe verstrickt worden. Die überlegenen sowjetischen Verbände, die den Ring um die 9. Armee von Westen her geschlossen hatten, hatten sich aus ihren offenbar unerschöpflichen Reserven sehr schnell verstärkt. Vor allem ostwärts Wittenberg hatten starke sowjetische Kräfte aufgeschlossen, die pausenlos mit Panzerunterstützung nach Westen angriffen. Die Division „Ulrich von Hutten" setzte sich erbittert zur Wehr und hielt die sowjetischen Verbände auf. Aber südlich Niemegk zwischen dem noch offenen Nordflügel der Division „Ulrich von Hutten" und dem Südflügel der Division „Theodor Körner" sickerten starke sowjetische Kampfgruppen in die Wälder an der Autobahn ein.

Am Abend des 25. April hatte sich die Lage ständig weiter verschärft. Aus Fürstenberg kam die Nachricht, dass Berlin jetzt ganz eingeschlossen war und dass sich um die beiden schwachen Divisionen des Generals Reimann in Potsdam ein

besonderer Einschliessungsring legte. Köhlers drei Divisionen waren gezwungen, sich zuerst einem weiteren sowjetischen Vordringen entgegenzustemmen, bevor sie selbst zum Angriff nach Nordwesten schreiten konnten.

In den Tagen vom 26. bis 28. April kam es zu schweren Abwehrkämpfen im Raum Wittenberg-Niemegk. Es schien zeitweise überhaupt zweifelhaft, ob es noch gelingen würde, anzugreifen. Auf jeden Fall war es unmöglich, in der ursprünglich vorgesehenen Richtung, der 9. Armee entgegen, anzugreifen. Hier waren die sowjetischen Kräfte so stark, dass keine Erfolgschance gegeben war.

Wenck besass Funkverbindung mit Busse, dessen Kräfte bei den Versuchen, nach Westen durchzubrechen, mehr und mehr erlahmten. Busses Meldungen zeigten, dass selbst, wenn es ihm gelang, den sowjetischen Einschliessungsring zu durchbrechen und Verbindung mit Wenck zu bekommen, von den Resten seiner Armee keinerlei Verstärkung der Kampfkraft der 12. Armee mehr zu erwarten war. Der Gedanke, mit den vereinten Kräften der 9. und 12. Armee nach Berlin durchzubrechen, wurde endgültig illusorisch.

Wenck entschloss sich schliesslich, alle seine Angriffskräfte zu einem Stoss über Belzig in Richtung Beelitz-Ferch anzusetzen, weil dort die sowjetischen Kräfte am schwächsten schienen.

Aus der Meldung der 9. Armee am Morgen des 28. April schien hervorzugehen, dass die seit Tagen andauernden verzweifelten Versuche der noch marschfähigen Kampfgruppen dieser Armee, im Raum von Baruth nach Westen durchzustossen, gescheitert waren. Es hiess in der Meldung unter anderem: „Körperlicher und seelischer Zustand von Offizier und Mann, sowie die Munitions- und Betriebsstofflage gestattet weder erneuten planmässigen Durchbruchsangriff noch langes Durchhalten. Besonders belastend ist die erschütternde Not der im Kessel zusammengedrängten Zivilbevölkerung. Nur durch die von sämtlichen Generalen getroffenen Massnahmen ist es gelungen, die Haltung der Truppe bis jetzt zu gewährleisten. Haltung und Kampf der 9. Armee bis zum Letzten selbstverständlich."

Die Meldung besagte mehr als lange Berichte. Besonders die Tatsache, dass sie aus ihrer Nüchternheit heraustrat und die Leiden der Zivilbevölkerung erwähnte, liess Schlüsse auf deren tatsächlichen Zustand zu.

Gerade diese verzweifelte Situation trieb jedoch Wenck dazu, auch das letzte zu versuchen, das in seiner Kraft stand.

Am 28. April war die Umgruppierung und Bereitstellung der Divisionen zum Angriff in Richtung Belzig vollendet. Und in den frühen Morgenstunden trat das XX. Armeekorps zum Angriff nach Nordosten an.

Es stiess bald auf erbitterten örtlichen sowjetischen Widerstand.

Alles in allem zeigte sich jedoch, dass Wenck die Angriffsrichtung gut gewählt hatte. Es gelang seinen Divisionen, in einem wuchtigen, für den Gegner offenbar überraschenden Stoss bis zu der allgemeinen Linie Westrand Beelitz–Ferch–Petzow vorzudringen.

Dann war allerdings die Angriffskraft erschöpft. Und schon in der Nacht vom 28. auf den 29. April begannen überall sowjetische Kräfte mit Gegenangriffen, welche das XX. Armeekorps sehr schnell in die Verteidigung drängten.

An eine Fortsetzung des Angriffs war nicht mehr zu denken. Aber der Erfolg war nicht umsonst errungen. Wenck war jetzt so nahe an Potsdam herangekommen, dass sich die Möglichkeit bot, die eingeschlossene Besatzung von Potsdam aufzunehmen. Wenck erteilte Reimann die Weisung, sich mit seinen Leuten über die See-Enge Alt-Geltow, wo die besten Durchbruchsmöglichkeiten gegeben schienen, aus der Einschliessung herauszukämpfen und sich zu ihm durchzuschlagen. Für Teile der Besatzung bestand auch die Möglichkeit, in Booten über den Schwielower See überzusetzen.

Ausserdem hatte die 12. Armee in dem genommenen Gebiet eine ganze Reihe von Ortschaften mit Einwohnern und Flüchtlingen sowie Lazaretten und Heilstätten von der sowjetischen Besetzung befreit. Die panische Angst der Befreiten, nochmals in die Hände sowjetischer Truppen zu fallen, bewegte Wenck

von selbst dazu, alle ihm gegebenen Mittel auszunutzen, um Einwohner, Flüchtlinge und Verwundete in sein rückwärtiges Gebiet zu überführen. Sehr schnell kamen Trecks, Autokolonnen und improvisierte Pendelzüge in Bewegung. Wie weit der Abtransport gelingen würde, hing ausschliesslich davon ab, wie lange das XX. Korps den Einbruchskeil nach Nordosten behaupten konnte.

Davon aber hing es auch ab, ob die eigentliche Hauptaufgabe, die Wenck nach wie vor vor Augen hatte, die Rettung wenigstens eines Teiles der 9. Armee, Erfolg haben würde.

Wenck hatte Busse durch Funk darauf hingewiesen, dass im Gegensatz zu dem Raum um Jüterbog und Treuenbrietzen, wo die sowjetische Massierung am stärksten war, südlich Beelitz nur verhältnismässig schwache Kräfte auf weitem Raum verteilt stünden, und dass Busse dort doch noch der Durchbruch bis zu der vorgetriebenen Front der 12. Armee gelingen könne.

Seither hatte man bei der 9. Armee nochmals alle Kräfte zusammengerafft, um einen letzten Durchbruchsversuch in der angegebenen Richtung zu unternehmen. Ob dieser Durchbruch gelingen würde, war ungewiss. Auf jeden Fall aber war Wenck entschlossen, seine Aufnahmestellung für die 9. Armee solange wie irgend möglich zu behaupten.

Dies war jetzt Sinn und Aufgabe seines Kampfes. Am 29. April meldete er an das OKW nach Fürstenberg: „Die Armee und insbesondere das XX. Korps, welches zeitweilig die Verbindung mit der Besatzung von Potsdam hat hersteilen können, ist auf der gesamten Front so in die Abwehr gedrängt worden, dass der Angriff auf Berlin nicht mehr möglich ist. zumal auch mit Unterstützung durch die Kampfkraft der 9. Armee nicht mehr gerechnet werden kann."

Dies war die Sprache der Tatsachen bei der Armee Wenck. Um die gleiche Zeit aber zerbrachen auch im Norden und Nordwesten von Berlin die Illusionen über die von dort zu führenden Entsatzangriffe unter den erbarmungslosen Schlägen der Wirklichkeit.

Sie zerbrachen, auch wenn Keitel und Jodl sich mit gewollter Blindheit weiterhin der Wirklichkeit verschlossen.

Wenn irgend jemand recht behalten hatte, so war es Heinrici.

Der sowjetische Durchbruch durch die 3. Panzerarmee hatte von Stunde zu Stunde bedrohlichere Formen angenommen. In der Nacht vom 27. auf den 28. April drangen die sowjetischen Panzerspitzen in die Stadt Neubrandenburg ein. Weiter südlich tasteten sie gegen Neustrelitz vor. Im Norden erschienen sowjetische Panzerverbände im Raum südlich Anklam.

Der Durchbruch hatte eine neue Welle der Flucht und des panischen Entsetzens hervorgerufen. Und es gab später kein unverfänglicheres und überzeugenderes Zeugnis für die Gründe und die Berechtigung dieser Flucht, als der Bericht des amerikanischen Chaplain Francis Sampson, der sich zusammen mit anderen kriegsgefangenen Amerikanern, Franzosen, Italienern und Serben in dem deutschen Kriegsgefangenenlager Neubrandenburg befand, als am Abend des 27. April von Südosten her das Grollen der sowjetischen Artillerie laut wurde und die Strassen in der Nähe des Lagers von angsterfüllten Menschen überquollen, die nach Westen zu entkommen suchten.

Francis Sampson schrieb darüber einen Bericht, den er „Befreiung" nannte, und er schrieb: „Das dumpfe Wumpf-Wumpf der russischen Artillerie wurde immer lauter. Russische Flugzeuge flogen über die Stadt und warfen Tausende von Flugblättern ab, welche die Deutschen in Schrecken versetzten. Eines der Flugblätter erklärte in deutscher Sprache: ‚Rokossowski steht vor den Türen', und der Ruf, der den Rokossowskischen Armeen voranging, genügte, um die Deutschen in Neubrandenburg in panische Angst zu versetzen. Binnen kurzem waren die Strassen in der Stadt und nach Westen gestopft voll mit Wagen voller Habseligkeiten, voller Kinder und alter Leute. Die Deutschen wollten alles, nur nicht in die Hände der Russen fallen... Auch ein Teil unserer Lagerwache floh, während sich ein kleiner Rest und der Kommandant zunächst zu unserer Verfügung stellten.

Die deutsche Besatzung der Stadt befand sich in einer hoffnungslosen Lage. Wir selbst hoben Gräben aus, in denen wir Deckung nehmen wollten, sobald die russische Artillerie die Stadt beschoss. Die Ereignisse der dann folgenden Tage waren die fürchterlichsten, die mir je in meinem Leben begegnet sind.

Am 28. April um Mitternacht begannen die russischen Tanks, in die Stadt zu rollen. Ihr Lärmen war fürchterlich. Der deutsche Kommandant hatte sich erschossen, und die deutsche Garnison leistete keine Gegenwehr. Die russische Infanterie, die zu je fünfzehn oder zwanzig Mann auf den Tanks sass, machte den Eindruck von Wilden und schoss mit ihren Gewehren und Maschinenpistolen nach allen Seiten. Die meisten Infanteristen hatten asiatische Gesichter. Binnen einer Stunde war Neubrandenburg ein Meer von Flammen, das im Laufe der Nacht höher und höher hinaufschlug. Die Stadt brannte den ganzen folgenden Tag lang, und es blieb kaum ein Haus, das nicht bis auf den Grund ausbrannte. Die Hitze, welche die brennende Stadt ausströmte, war sengend, und das Lager war taghell erleuchtet.

Wir hielten uns im Lager zurück, während Franzosen, Italiener und Serben zum Plündern in die Stadt zogen. Die russischen Gefangenen waren merkwürdigerweise die einzigen unter uns, die nicht glücklich über ihre Befreiung schienen. Ein russischer Arzt und verschiedene andere russische Gefangene, die von Mitgefangenen beschuldigt wurden, mit den Deutschen zusammengearbeitet zu haben, wurden ohne weiteres erschossen. Die anderen erhielten ein Gewehr in die Hand gedrückt und wurden an die Front getrieben. Unser deutscher Lagerkommandant wurde auf einen Hügel geschleppt. Er wurde gezwungen, ein Loch zu graben und wurde erschossen und hineingeworfen.

Am 29. April besuchte uns ein russischer General, der unsere Rüstung lobte und uns sagte, dass die Russen nicht hätten durchhalten können, wenn die Amerikaner nicht ihre Armee ausgerüstet hätten. Fast alle Geräte, die wir bei den Russen sahen, stammten aus Amerika. Auch die russischen Flugzeuge,

die herumflogen, waren Bell-Airacobras. Danach besuchte uns ein Kommissar und sagte uns unseren baldigen Transport zu den amerikanischen Truppen zu. Aber die russischen Soldaten erhielten täglich eine Ration Wodka und hatten auch noch deutschen Schnaps gefunden, so dass die meisten ständig betrunken waren. In diesem Zustand raubten einige von ihnen den Amerikanern ihre Wertgegenstände, vor allem die Armbanduhren, und zwangen sie, ihnen Latrinen zu graben. Ich suchte den russischen Obersten, dem das Lager unterstand, auf, aber auch er war betrunken. Wir fühlten uns allmählich unter den Russen sehr viel weniger sicher, als wir uns unter den Deutschen gefühlt hatten, und wussten nicht recht, was wir da tun sollten.

Ein alter französischer Pfarrer, der als Gefangener unter uns war, bat mich am Nachmittag, mit ihm in die Stadt zu gehen. Er wollte sehen, wie es den deutschen Geistlichen und den Deutschen, die nicht hatten fliehen können, erging. Ich bewunderte den Mut des alten Mannes. Obwohl wir auf das Schlimmste gefasst waren, erschütterte uns das, was wir sahen, in einem Masse, das mit Worten nicht zu fassen ist. Wenige Meter von unserem Lager entfernt, im Wald, stiessen wir schon auf einen Anblick, den ich bis an das Ende meiner Tage nicht vergessen werde. Mehrere deutsche Mädchen waren hier geschändet und dann getötet worden. Und einige hatte man an den Füssen aufgehängt und ihre Leiber aufgeschlitzt. Kameraden hatten mir vorher schon Ähnliches berichtet, aber ich hatte es nicht glauben wollen. Wir hielten an und sprachen einige Gebete.

Als wir dort ankamen, wo ein paar Tage vorher noch die schöne kleine Stadt Neubrandenburg gestanden hatte, war mir, als blickte ich auf das Ende der Welt und auf das Jüngste Gericht. Die meisten Häuser brannten noch, und in den Strassen häuften sich die Trümmer herabgestürzter Mauern. Eine grosse Gruppe Deutscher, Männer, Frauen und Kinder, räumte die Hauptstrasse unter der Bewachung eines russischen Soldaten auf. Leichen, die in den Strassen lagen, wurden, soweit sie den Verkehr nicht behinderten, nicht beachtet, über einigen

Strassen lag ein unerträglicher Geruch verbrannten Fleisches. Der alte Priester sprach kein Wort, nur dann und wann, wenn wir auf neue Schrecken stiessen, hörte ich ihn seufzen. Wenn er seinen Mantel raffte und bei jedem Toten anhielt, um ein kurzes Gebet zu sprechen, erschien er mir wie ein Symbol der Kirche in einer zerstörten Welt.

Schliesslich kamen wir zu einem deutschen Pfarrhaus und gingen hinein. Das Haus war zum Teil vom Feuer zerstört und an vielen Stellen zusammengefallen. Die beiden Schwestern des Pfarrers sassen auf den kahlen Treppenstufen. Der Pfarrer selbst und sein Vater hockten daneben, und ihre fahlen Gesichter verrieten die äusserste Erschütterung, die Menschen überfallen kann. Drei Frauen kauerten auf einem Sofa. Eine der Schwestern sprach mit dem französischen Priester und sagte ihm, dass eine Horde Russen die drei Frauen geschändet und den Pfarrer und seinen Vater gezwungen hätte, dabei zuzusehen. Der französische Priester fragte sie, ob er irgend etwas für sie tun könne. Aber sie schüttelten den Kopf voller Hoffnungslosigkeit. Und ich sah, dass sie nahe daran waren, den Verstand zu verlieren. Sie befanden sich in einem Zustand, der schon jenseits der Angst lag, und ein Ausdruck von Mitgefühl erreichte sie gar nicht mehr. Ich war froh, als wir das Lager wieder erreichten, denn ich fürchtete, dass der alte französische Priester krank werden würde.

Am 22. Mai erschien endlich ein amerikanischer Oberst in unserem Lager. Er war über die Behandlung, die die Russen uns angedeihen liessen, erstaunt, und protestierte heftig. Doch erwartete man von den russischen Fronttruppen offenbar nichts Besseres. Auch die Lage unserer Kranken und Verwundeten wurde kritisch, weil die Russen in die Baracken eindrangen, in denen unsere Kranken lagen, und sie zwangen, mit ihnen Wodka zu trinken. Am 4. Mai kam dann ein amerikanischer Hauptmann, und der Oberst bat, mich mit zu den amerikanischen Linien zu nehmen, damit ich dort jemanden unsere Lage beschreiben konnte."

Am Morgen des 28. April, an dem gleichen Morgen, an dem nicht nur Neubrandenburg, sondern fast alle anderen Ortschaften im Bereich des sowjetischen Durchbruchs in Flammen standen, hatte sich Keitel abermals auf den Weg gemacht, um gemäss seinem Krebs gegebenen Versprechen Steiner aufzusuchen, und Steiner neue scharfe Anweisungen für den Entsatzangriff auf Berlin zu erteilen.

Gehetzt von seinen Treuekomplexen, erfüllt von der vermeintlichen ,,historischen und moralischen Bedeutung seiner Aufgabe", stellte er auf der Fahrt nach Süden überraschend fest, dass sich die 7. Panzerdivision, aber auch die 25. Panzergrenadierdivision auf dem Marsch in den Raum von Neustrelitz und Neubrandenburg befanden, um dort die Lücke in der Front der 3. Armee schliessen zu helfen.

Keitel wollte dies zuerst nicht wahrhaben. Aber es blieb kein Zweifel. Heinrici hatte sich über seine und Jodls strikte Befehle hinweggesetzt. Er hatte dem sinnlosen Versuch des Entlastungsangriffes auf Berlin von sich aus ein Ende gemacht. Er hatte dem aberwitzigen, aussichtslosen Plan, den Durchbruch der Russen durch einen Flankenangriff der kaum beweglichen 7. Panzerdivision von Süden her zum Stehen zu bringen und die Frontlinie an der Ucker wiederherzustellen, missachtet und war im Begriff, das einzig Mögliche und Vernünftige zu tun, nämlich seine Heeresgruppe ohne unnütze Kämpfe und Verluste mit soviel Zivilbevölkerung wie möglich nach Westen an die Elbe bzw. in den Raum zwischen Elbe und Ostsee zu führen.

Keitel brach erneut auf, um Heinrici zu stellen. Er bebte förmlich vor Wut und Empörung.

Heinrici befand sich nicht mehr in Prenzlau. Er war unterwegs nach den am schwersten gefährdeten Stellen der 3. Panzerarmee.

Hier traf ihn Keitel endlich auf einer Strasse zwischen Neustrelitz und Neubrandenburg. Heinrici befand sich in Begleitung des Generals v. Manteuffel.

Das Zusammentreffen ereignete sich inmitten vorbeiziehender Kolonnen verwundeter und waffenloser Soldaten sowie

umfangreicher Flüchtlingstrecks. Es kam zu einem schweren Zusammenstoss, in dem Keitel – dunkelroten Gesichts – von Heinrici Rechenschaft über die von Heinrici erteilten Befehle forderte. Er warf ihm Gehorsamsverweigerung, Verrat am Führer und Feigheit vor. Die Verwirrung seines Geistes ging so weit, dass er in diesen Mittagsstunden noch von Sabotage am Siege sprach. Er beschuldigte Heinrici schwächlicher Führung und schrie ihm ins Gesicht, wenn er so gehandelt hätte, wie Rendulic in Wien, wenn er, Heinrici, einige tausend Fahnenflüchtige erschossen oder an die Bäume gehängt hätte, wäre die Lage anders, dann befänden sich seine Armeen nicht auf der Flucht. Aber an Härte, Entschiedenheit und Brutalität habe es bei ihm von vornherein gefehlt. Nur deswegen sei es zu dem Desaster an der Oder gekommen.

v. Manteuffel blickte mit zombleichem Gesicht zu Heinrici hinüber. Er war, wie Heinrici, ein Mann der Front. Er hatte Keitel und Jodl gegenüber nie viel Vertrauen aufgebracht und in den letzten Tagen fast so etwas wie Verachtung gelernt. Dies war der Höhepunkt.

Aber Heinrici blickte mit eiserner Beherrschung zu Keitel hinauf. Er wusste, er war im Recht, und ihm gegenüber äusserte sich nur eine Geistesverfassung, die in wenigen Tagen von selbst vor dem Ende stehen würde, gleich, ob sie ihre Irrtümer erkennen wollte oder nicht. Er liess Keitels tobende Worte verklingen. Dann wies er auf eine der Marschkolonnen, die am Strassenrande daherzog, Soldaten mit Flüchtlingen vermischt, ohne Geschütze, ohne Munition, ohne Fahrzeuge, ohne Panzer, erschöpft, ohne Hoffnung, im Rücken mehr als fünfzehnfache Übermacht und das Grauen vor dem Osten, unfähig, noch eine Chance des Sieges zu sehen. Wozu sollten sie ermordet werden? Nur für das irrsinnige Phantom weniger Tage? Er blieb dabei. „Herr Feldmarschall", sagte Heinrici und wies mit der Hand auf die Kolonne, „wenn Sie die dort erschiessen wollen, dann bitte fangen Sie an."

Vielleicht fand Heinrici instinktiv die Antwort, die als einzige den Theoretiker entwaffnen konnte, der bis in diese Tage

hinein niemals die Unerbittlichkeit der Front, niemals Blut und auch niemals Exekutionskommandos in Tätigkeit gesehen hatte und der in dem gleichen Augenblick innerlich zurückschreckte, in dem er das tun sollte, was er bedenkenlos von anderen verlangte, weil er nicht persönlich zu empfinden und mitzuerleben brauchte, was sie erlebten.

Keitel blickte sich verwirrt um. Dann trat er plötzlich den Rückzug an. Es geschah unter erneuten Vorwürfen der Gehorsamsverweigerung und des Verrats. Es geschah mit der Forderung, die 25. Panzergrenadierdivision sofort wieder ihrem befohlenen Zweck zuzuführen, und mit der Androhung schärfster Gegenmassnahmen für jede weitere Verweigerung des Gehorsams.

Dann fuhr Keitel davon. Alle, die den Auftritt miterlebt hatten, verharrten einen Augenblick in ratlosem oder erbittertem Schweigen. Dann fragten sie Heinrici, weshalb er Keitel nicht einfach verhaftet habe. Heinrici gab keine Antwort. Der schmale Mann sah über den Augenblick hinaus und fragte: „Wozu?" Die Dinge rollten auch ohne Keitels Verhaftung so, wie sie nun einmal rollen mussten. Er hielt an seinen Entschlüssen und Befehlen fest. Er sah, dass trotz allen Zusammenbruchs und aller Zeichen der Erschöpfung seine Einheiten überall dort bereit waren, zu kämpfen und hinhaltenden Widerstand zu leisten, wo dieser Widerstand einen Sinn hatte. Es ging ihm um eine Sinngebung, die nicht mehr mit Illusionen und Phantomen arbeitete, sondern kurz und schlicht besagte, dass es darum gehe, den Rückmarsch von Heeresgruppe und Bevölkerung nach Westen so lange wie möglich zu sichern.

Am späten Nachmittag setzte sich Heinrici telefonisch mit Jodl in Verbindung. Er meldete, dass er auf Grund der Lage gezwungen sei, seinen rechten Flügel nunmehr hinter den Havel-Voss-Kanal-Verlauf der Havel zurückzunehmen, um noch weitere Kräfte nach Norden in den Einbruchsraum von Neubrandenburg–Friedland zu verschieben. Ausserdem beantrage er den Einsatz der Division „Schlageter" ebenfalls im Einbruchsraum westlich Neubrandenburg. Sonst sei es unmög-

lich, den sowjetischen Durchbruch zum Stehen zu bringen.

Jodl war bereits durch Keitel über die Geschehnisse informiert. Seine immer noch ungebrochene, eiskalte, alle Einflüsse der Wirklichkeit von sich weisende Konzentration auf das Phantom „Den Führer befreien", ausserdem sein jetzt schon pathologisches Voranstellen seiner Pflichterfüllung gegenüber Hitler vor die Pflichterfüllung gegenüber der Masse der Soldaten und der Masse der Deutschen, hatte auch ihn mit einem kalten Zorn und einer selbstgerechten Verachtung für den scheinbaren Verräter erfüllt. Sie kam nur deswegen nicht in seinen Worten voll und ganz zum Ausdruck, weil ihm das Temperament dazu fehlte.

Er war immer noch von dem Willen getragen, den im Gebiet von Oranienburg am weitesten gegen Berlin vorgeschobenen Frontabschnitt der Heeresgruppe Weichsel nicht zurückzunehmen. Wenn er schon, der äussersten Not gehorchend, darin eingewilligt hatte, dass der Angriff Steiners verschoben wurde, bis die 7. Panzerdivision den sowjetischen Durchbruch durch die 3. Panzerarmee durch einen Flankenstoss zum Halten bringen würde und bis an ihre Stelle die Division „Schlageter" im Befehlsbereich Steiners eingetroffen war, so wollte er auf keinen Fall endgültig anerkennen, dass die Wirklichkeit bereits über seine weltfremden Pläne hinweggeschritten war.

Wenn es von Norden überhaupt zu keinem Entsatzangriff auf Berlin kommen sollte, dann wollte er auf jeden Fall einen Brückenkopf in Richtung Berlin behaupten, um – ein neues Phantom – die Armee Wenck, nachdem sie Hitler in Berlin entsetzt haben würde, aus dem Raum von Berlin nach Norden zu ziehen und in diesem Brückenkopf aufzunehmen.

Die Nachricht, dass Wenck Ferch erreicht hatte, hatte seinen auf den Karten theoretisierenden Geist genau so beflügelt wie die Männer im Bunker der Reichskanzlei. Seine neue Idee über die Aufnahme von Wenck bedeutete bereits einen Rückzug gegenüber den ursprünglichen Plänen, die ein konzentrisches Treffen aller Entsatzarmeen in Berlin vorgesehen hatte. Und sie hatte sogar etwas Vernünftiges an sich.

Denn wenn Wenck tatsächlich stärker gewesen wäre, als er wirklich war, vor allem aber, wenn er zu dem Vabanquespiel eines Vorstosses nach Berlin ohne Rücksicht auf seine rückwärtigen Verbindungen und die moralischen Verpflichtungen, die er dort hatte, bereit gewesen wäre, so hätte er wirklich alle Zelte hinter sich abbrechen müssen. Und es wäre ihm schliesslich nur der Versuch übriggebleiben, von Berlin aus weiter nach Norden durchzubrechen. Auf diese Weise wäre dann das Widerstandszentrum im Norden zwischen Elbe und Oder entstanden, in dem nach Jodls Vorstellungen unter Hitlers Führung weiter „um politischen Zeitgewinn" gekämpft werden sollte. Sozusagen als Ersatz für das Widerstandszentrum im Süden, zu dessen Bildung es durch Hitlers Weigerung, nach Süden zu gehen, nicht gekommen war.

Aber diese neue These Jodls, die schon eine Rückzugsthese war, setzte voraus, dass Wenck ein Vabanquespieler war. Und sie übersah auch in der blindwütigen Ablehnung jedes Gedankens an eine Kapitulation, dass Wenck bei einer vernünftigen Ausdehnung seiner Operationsmöglichkeiten der Elbe und den Amerikanern nahe genug war, um ohne einen verzweifelten und aussichtslosen Durchbruchsversuch nach Norden seinem Kampf ein würdiges Ende zu setzen.

Jodls Stimme am Telefon war von eisiger Kälte. Er verbot Heinrici jede Zurücknahme seines rechten Flügels. Er befahl, dass der rechte Flügel, da er nicht angegriffen sei, stehen zu bleiben habe, wo er stehe. Die Division „Schlageter" sei nicht dem feindlichen Durchbruch vorzulegen, sondern sie sei, wie befohlen, dem rechten Flügel der Heeresgruppe zuzuführen. Von dort könne sie allenfalls an dem Flankenstoss der 7. Panzerdivision in den feindlichen Durchbruchsteil, welcher die Ostfront wieder hersteilen werde, teilnehmen.

Heinricis Gesicht wirkte schmal und klein, aber er bewahrte immer noch seine Beherrschung. Er meldete, dass er diesen Befehl nicht ausführen könne, ohne seine Armee und alle seine Soldaten der sicheren Vernichtung zu überantworten.

Jodl wiederholte seine Befehle. Er drohte, so wie Keitel schon gedroht hatte, Heinrici werde bis zur letzten Konsequenz die Verantwortung dafür zu tragen haben, wenn er die Befehle des Oberkommandos der Wehrmacht nicht ausführe.

Heinrici hängte ein. Der Blick, den er auf seinen Ia richtete, besagte alles. Er zweifelte an den Verstandeskräften Keitels und Jodls. Er verzweifelte für einen Augenblick an der Vernunft überhaupt. Er hatte zu viel über das Ende anderer Generale gehört und in den letzten Wochen zu viel Irrsinn erlebt, um nicht sein eigenes Ende vorausahnen zu können. Aber für ihn gab es kein Zurück mehr. Er hatte die notwendigen Bewegungen der Truppen bereits angeordnet und fiel ihnen nicht mehr in den Arm.

Die Abendstunden waren von einer unbeschreiblichen Spannung erfüllt. Heinrici hatte sich durch die immer dichteren Elendszüge der Flüchtlingstrecks zu seinem letzten Gefechtsstand auf einem Gut bei Waren begeben. Dort flackerten die Kerzen und erleuchteten schwach den Raum, in dem Heinrici und sein Stab arbeiteten, als der letzte Aufeinanderprall des Tages und damit auch das Ende Heinricis als Oberbefehlshaber der Heeresgruppe kam.

Gegen 10 Uhr abends wurde Heinrici gemeldet, dass Swinemünde jetzt von der völligen Einschliessung bedroht war. Gleichzeitig teilte der Kommandierende Admiral in Swinemünde mit, dass die Marine den Hafen für ihre Transportbewegungen nicht länger benötige. In Swinemünde befanden sich nur noch schlecht ausgerüstete Marinekräfte und eine Ersatzdivision, die flüchtig aus Siebzehnjährigen, nur noch zum Teil bewaffneten Rekruten zusammengesetzt war. Da jetzt die einzige an Swinemünde interessierte Stelle den Hafen freigab, entschloss sich Heinrici, Swinemünde zu räumen, bevor es abgeschnitten war und die Division einem völlig sinnlosen Kampf ausgeliefert wurde, der nur mit ihrer Vernichtung enden konnte.

Gegen 23.30 Uhr setzte sich Heinrici noch einmal telefonisch mit Fürstenberg in Verbindung. Er ahnte das kommende Unheil. Aber er ging ihm, gradlinig, wie er war, entgegen.

Am anderen Ende der Telefonleitung meldete sich Keitel. Er hatte inzwischen erfahren, dass Heinrici auch die Befehle Jodls nicht beachtet hatte. Jodl und Keitel hatten eine Reihe von Ordonnanzoffizieren in das Frontgebiet entsandt, um auf diese Weise zu überprüfen, ob ihre Befehle befolgt würden. Diese Ordonnanzoffiziere hatten berichtet, dass der rechte Flügel Heinricis sich bereits hinter dem Havel-Voss-Kanal abgesetzt habe. Als Heinrici jetzt seine Absicht, Swinemünde zu räumen, meldete, war Keitels Empörung noch uferloser als am Mittag. Er verlor jede Beherrschung und jedes Mass, und es war, als spreche aus seinem Munde Hitler mit seinem Hass gegen die Verräter, gegen Feigheit und Schwäche.

Heinricis persönlicher Bericht über diese letzte Stunde des 28. April ist nüchtern, zurückhaltend, von der Furcht diktiert, irgendwo zu sehr hervorzutreten oder voreilig über andere zu urteilen. Aber selbst dieser Bericht strahlt in all seiner Nüchternheit und Zurückhaltung etwas von der Masslosigkeit und Spannung jenes letzten Telefongesprächs aus.

„Keitel", so berichtet Heinrici, „beantwortete die Mitteilung des Oberbefehlshabers mit einem Schwall von Vorwürfen. Die Gründe für die Räumung Swinemündes interessierten ihn nicht. Die Stellungnahme des Kommandierenden Admirals in Swinemünde erklärte er für unmassgeblich. Er sagte, er könne es dem Führer gegenüber nicht vertreten, dass der letzte Stützpunkt im Gebiet der Oder freiwillig aufgegeben würde. Der Hinweis auf den Zustand der infanteristischen Besatzung fruchtete nichts. Als der Oberbefehlshaber es ablehnte, die Rekruten-Division in einem offensichtlich zwecklosen Festungskampf untergehen zu lassen, drohte Keitel mit Kriegsgericht und wies auf die Strafe hin, welche auf Verweigerung des Gehorsams vor dem Feinde stehe. Hier war nun allerdings das Mass voll. Aus der Antwort des Oberbefehlshabers konnte Keitel unmissverständlich erkennen, wie die Heeresgruppe über ihn und seine Anordnungen dachte. Als der Oberbefehlshaber erneut erklärte, dass er für seine Person den Befehl zur Verteidigung von Swinemünde nicht geben werde, erklärte Keitel ihn für abgesetzt.

Die Form, in der sich diese Absetzung vollzog, liess weitere Folgen befürchten. Als der Oberbefehlshaber der 3. Panzerarmee, v. Manteuffel, von dem Vorgang erfuhr, bot er dem abgesetzten Oberbefehlshaber eine Schutzwache an.

Es waren mehrfache und schwerwiegende Gründe, welche den Oberbefehlshaber der Heeresgruppe bestimmten, nicht gegen den Entscheid des Oberbefehlshabers Keitel aufzubegehren. Es schien ihm u. a. nicht vertretbar, in diesem Augenblick letzter Spannungen das OKW, das als letzte Instanz die Führung aller deutschen Kriegsschauplätze in seiner Hand vereinte, als einzige Führungsstelle ihre Verhältnisse übersah und daher noch allein in der Lage sein würde, die Beendigung des Krieges für alle gemeinsam herbeizuführen, zu beseitigen, ohne es ersetzen zu können. Daneben spielte aber auch das Wissen darum eine Rolle, dass keine Macht der Welt, kein Befehl auch der höchsten Stelle, mochte sie Hitler oder Keitel heissen, an dem weiteren Ablauf der Ereignisse etwas ändern konnte. Das ins Rollen gekommene Rad war nicht mehr aufzuhalten. Nicht Wunsch oder Wille eines einzelnen, sondern die Gewalt der Tatsachen hatte es in Bewegung gesetzt. So blieb denn auch der Eingriff des Feldmarschalls Keitel nicht nur für Swinemünde, sondern für den allgemeinen Ablauf der Dinge in Mecklenburg ohne Bedeutung."

Noch in der Nacht vom 28. auf den 29. April wurde der Generaloberst der Luftwaffe und bisherige Oberbefehlshaber der 1. Fallschirmarmee, Student, mit der Nachfolge Heinricis beauftragt. Er hatte sich durch die Eroberung Kretas 1941 einen Namen gemacht. Er war ein Mann, dem blinder Gehorsam bis zuletzt zuzutrauen war.

Da es jedoch in der allgemeinen Verwirrung einige Tage dauern musste, bis Student den Gefechtsstand der Heeresgruppe Weichsel erreichte, beauftragte Keitel General v. Manteuffel mit der einstweiligen Nachfolgerschaft Heinricis. Aber v. Manteuffel lehnte es ab, unter den gegebenen Umständen diese Nachfolge anzutreten. Daraufhin bewegte Keitel den

Oberbefehlshaber der 21. Armee, v. Tippeiskirch, die stellvertretende Führung der Heeresgruppe zu übernehmen.

v. Tippeiskirch hatte am 28. April mit dem aus Ostpreussen nach Deutschland zurückgeführten Reststab der ehemaligen 4. Armee den Auftrag erhalten, unter einem Armeeoberkommando 21 die Kampfgruppe Steiner und alle anderen am Südflügel der 3. Panzerarmee stehenden Kräfte zusammenzufassen, den Südflügel der 3. Panzerarmee sowie ihre tiefe Flanke nach Westen zu decken und den so heiss umstrittenen Brükkenkopf in Richtung auf Berlin zu behaupten.

Heinrici übergab ihm das Kommando in einem Ort in der Nähe der Müritz. Dann verabschiedete er sich kurz und fuhr davon, um sich bei Keitel oder Dönitz zu melden.

Aber Keitel und Jodl befanden sich nicht mehr in Fürstenberg. In der Nacht auf den 29. April hatte die Wirklichkeit an die Türen ihres Stabsquartiers geklopft. Hals über Kopf hatten sie ihre Quartiere vor anrückenden sowjetischen Panzern verlassen und waren auf Waldwegen nach Dobin in Südmecklenburg geeilt, um schon einen Tag später vor den schnell nachrückenden sowjetischen Verbänden von neuem weiter zu ziehen.

Vielleicht lag hierin Heinricis Rettung, denn Keitel war entschlossen, ihn zu verhaften und vor ein Kriegsgericht zu stellen. Er hatte auch an Dönitz für den Fall, dass Heinrici sich dort melden würde, eine entsprechende Aufforderung gerichtet. Aber zu ihrer Verwirklichung kam es nicht mehr.

Als Heinrici sich bei Dönitz meldete, war das Drama in Berlin zu Ende gegangen. Hitler war tot. Die Verblendung begann sich zu lösen, so, als scheine die Sonne plötzlich in absolute Dunkelheit, und Keitel und Jodl mussten sich – langsam zwar und widerwillig – der Wirklichkeit beugen.

Es kam so, wie Heinrici in seinem Bericht schrieb, Keitel änderte nichts an dem Ablauf der Dinge. Die sowjetische Übermacht zeigte innerhalb von 48 Stunden, dass alle Pläne des Oberkommandos der Wehrmacht Illusionen waren, dass es

kein Durchziehen der Armee Wenck nach Norden, keinen Flankenangriff gegen den sowjetischen Durchbruch bei Neubrandenburg, keine Behauptung eines Brückenkopfes gegenüber Berlin gab, sondern nur noch eines, den Rückzug an die Elbe.

Am Abend des 28. April verringerte sich zeitweise das schwere Artilleriefeuer, das auf dem Zentrum von Berlin lag. Und in einer Feuerpause, in der man nur das Prasseln von Steinen, das Rutschen von Schutt, das dünne Hämmern der Maschinengewehre und das dumpfe Knallen von Panzerkanonen hörte, eilte der Verbindungsmann zwischen Hitler und dem langjährigen Reichspressechef Dr. Dietrich, Lorenz, vom Propagandaministerium zum Bunker der Reichskanzlei hinüber. Als er den Bunker mit seiner Atmosphäre verzweifelten Wartens und neuerdings erwachten Misstrauens betrat, zeigte sein erregtes Gesicht, dass er eine Nachricht besonderer Art bei sich trug.

Aber er brachte keine Meldung über weitere Fortschritte der Armee Wenck oder über das Eintreffen der Spitzen Wencks an der Havel. Er brachte auch keine Meldung über erfolgreiche Fortschritte im Norden. Er brachte eine völlig andersgeartete Nachricht. Er trug die Aufnahme eines Reuter-Berichtes bei sich, in welchem über die Vorschläge berichtet wurde, die Himmler fünf Tage zuvor dem Grafen Bernadotte in Lübeck gemacht hatte. Und diese Nachricht bedeutete den Anfang vom Ende.

Am 22. April hatte die Tatsache, dass Steiner nicht angegriffen hatte, genügt, um die schützenden Wände der Selbsttäuschungen, die Hitler um sich aufgerichtet hatte, zum Einsturz zu bringen. Jetzt, in der von enttäuschten Erwartungen und Misstrauen gesättigten Atmosphäre am Abend des 28. April, war es die Meldung über Himmlers offenbaren Abfall, die in Hitler zunächst einen letzten Sturm der Auflehnung und Empörung und dann ein neues Absinken in die Selbstaufgabe und in die Vorbereitung des persönlichen Endes verursachte.

Noch einmal ergriff ihn eine hemmungslose Raserei, die sein Gesicht fast unkenntlich werden liess. Dann zog er sich

mit Bormann und Goebbels in seine privaten Räume zurück. Es folgte eine Konferenz, für die es keine Zeugen gibt. Aber es war leicht zu erraten, was Hitler bewegte.

Dass nach Göring nun auch noch Himmler von ihm abfiel, musste nicht nur sein Selbstbewusstsein tief treffen. Es musste zugleich auch seinen unnatürlichen Stolz neu steigern. Er hatte die schwachen Stimmen der Selbsterkenntnis eigener Fehler, die auch ihn nicht verschont hatten, immer dadurch kompensiert, dass er überall Feiglinge, Dummköpfe und Verräter sah, die seine Lehren missverstanden und seine richtigen Befehle halb oder gar nicht ausgeführt hatten. Himmlers Verrat musste für ihn zu einer neuen und endgültigen schmerzvoll-wohllüstigen Bestätigung für die These des Verrats allüberall und für die Unzulänglichkeit der Umwelt werden, die zu klein für ihn war und ihn verliess und verriet, weil er zu hoch über ihren erbärmlichen Schwächen stand.

Der Sturm der Empörung und der krankhaften Selbstbestätigung zitterte noch in ihm nach, als er das Konferenzzimmer verliess und den Befehl erteilte, dass Fegelein sofort scharf vernommen werde. Sein nach Verrat und Verrätern dürstender Geist war nun gänzlich von der Vorstellung einer Verschwörung erfüllt, die sich in dem undurchdringlichen Dunkel, das um Berlin lagerte, vollendete.

Er glaubte plötzlich zu wissen, weshalb der SS-Obergruppenführer Steiner nicht angegriffen hatte und nicht angriff. Fegelein erschien ihm als der verräterische Verbindungsmann zwischen Himmler und ihm, der Himmler lediglich über die Vorgänge im Bunker unterrichtet hatte und dann dabei ertappt worden war, wie er aus Berlin fliehen wollte, um sich wieder zu Himmler zu gesellen. Die gespenstische Illusion der Verschwörung, mit der er sich selbst erfüllte, griff auf den Bunker über und versetzte die Verlorenen in eine krankhafte Erregung, die sich bei manchen Frauen bis zu Weinkrämpfen steigerte. Fegelein wurde nach den Gerüchten, die in den Gängen des Bunkers von Mund zu Mund gingen, zu einer Bestie und

Himmler zu einem Ungeheuer, das den Westmächten versprochen hatte, ihnen im Falle von Hitlers Tod dessen Leichnam auszuliefern.

Ohne das Ergebnis einer genauen Untersuchung abzuwarten, gab Hitler unterdessen den Befehl, dass Fegelein in den Garten der Reichskanzlei geführt und dort erschossen wurde. Er sass, am ganzen Körper zitternd, in einem Stuhl im Konferenzzimmer, als ihm der Vollzug der Exekution gemeldet wurde.

Dann raffte er sich auf und begab sich zu v. Greim. Nach den tagelangen vergeblichen Versuchen war es am Abend des 28. April endlich einem Piloten gelungen, mit einem Schulflugzeug „Arado 96" von Rechlin aus nach Berlin durchzubrechen, im Schutz der Qualmwolken auf der Ost-West-Achse zu landen und sein Flugzeug zu verstecken. Greim hatte sich aber geweigert, Berlin zu verlassen. Er wollte zusammen mit Hanna Reitsch bei dem Beschluss verharren, an der Seite Hitlers zu siegen oder zu sterben.

Er beugte sich jedoch Hitlers Willen, als dieser mit düster leuchtenden Augen seinen Raum betrat und ihm in einem jäh aufsteigenden neuen Ausbruch zitternder Erregung befahl, noch in dieser Nacht zusammen mit Hanna Reitsch Berlin zu verlassen und unverzüglich nach Plön zu fliegen, Himmler zu verhaften und unter Anwendung jedes Mittels unschädlich zu machen. Er wiederholte mehrfach die Worte „unschädlich machen". Er erklärte, ihm dürfe kein Verräter als Führer folgen.

In der absoluten Wirrnis der Gefühle, die den Stürzenden erfüllte, trat noch einmal seine Selbstüberhebung, sein Glaube, als einziger deutsche Geschichte zu machen und deutsche Geschichte zu lenken, hervor.

Er wusste nicht, dass Himmlers Verhandlungen längst zur Aussichtslosigkeit verdammt waren. Fünf Tage waren seither vergangen. Die Umwelt lag im Dunkel da. Er war dazu verurteilt, blind umherzutappen. Er argwöhnte, dass Himmlers Verhandlungen schon zum Erfolge geführt hatten, ohne seinen Willen, ohne sein Wissen, über seinen Kopf hinweg. Das war vielleicht das Schlimmste, dass hier etwas geschah, das nicht

mehr seinem Willen unterworfen war, und dass, wenn es zu irgendwelchen Abmachungen mit den Westmächten kam, nicht mehr er im Mittelpunkt stand, sondern dass vielleicht über ihn hinweggeschritten würde, hinweggeschritten wie über ein Nichts.

Er beschwor v. Greim in fliegender Hast und mit zuckenden Lippen, nicht zu zögern, sondern sofort abzufliegen.

Der immer noch unbewegliche v. Greim wurde daraufhin in einem kleinen Panzerfahrzeug zu dem versteckten Flugzeug hinausgefahren. Hanna Reitsch begleitete ihn. Sie trug eine Reihe von Briefen an die Aussenwelt mit sich. Die Fahrt ging über Trümmer und an Granattrichtern vorbei. Der Himmel war wieder blutrot erleuchtet von den Bränden, die sich immer weiterfrassen. Das Maschinengewehrgehämmer war noch näher herangerückt.

Die Startbahn wies ebenfalls Trichter und Trümmer auf. Aber der Start gelang, obwohl die sowjetische Flakartillerie alles daransetzte, das Flugzeug abzuschiessen. Wahrscheinlich vermuteten die Russen darin Hitler, der die Reichshauptstadt verliess. Vielleicht sahen einzelne deutsche Soldaten und einzelne Zivilisten die aufsteigende Maschine. Hier und da befiel wohl auch sie der lähmende Gedanke, Hitler verlasse die Stadt und lasse sie im Stich. Aber in dieser Nacht hofften sie immer noch auf Wenck. Sie hofften immer noch auf Entsatz. Und wenn noch ein Glaube fest in ihnen verwurzelt war, dann war es der, dass Hitler sie nicht einfach verlassen würde, mochte aus seiner Umgebung auch fliehen, wer wollte.

v. Greim und Hanna Reitsch landeten wirklich in Rechlin. Von dort begaben sie sich weiter nach Norden, um Himmler zu stellen. Aber als sie in Dönitz’ Stab eintrafen, hatte Himmler bereits alles abgeleugnet, und er blieb bei seinem Leugnen. Einen Tag später aber hatten sich die Verhältnisse bereits gewandelt. Hitler hatte seinem Leben ein Ende gemacht.

Als v. Greim und Hanna Reitsch in der Dunkelheit verschwunden waren, zog sich Hitler für eine Weile zurück. Als

er für seine Umgebung wieder sichtbar wurde, hatte sich eine Änderung in ihm vollzogen.

Die furchtbare Erregung war von ihm abgefallen. Es war, als habe ihn eine neue, diesmal letzte Phase der Resignation erfasst. Auch diese Wandlung schien unnatürlich, und sie wirkte auf seine Umgebung genau so erregend, wie der vorangegangene Sturm. Denn alle gewannen den Eindruck, dass er sich jetzt unter dem Eindruck von Himmlers Verrat endgültig selbst aufgegeben habe und sein Ende vorbereite.

Wahrscheinlich begriffen sie nicht, dass gerade die Nachricht über Himmlers Verrat ihm in einem Punkte die absolute Selbstgewissheit gegeben hatte, die er in seinem Stolz und seiner Hybris brauchte, um aus dem Leben scheiden zu können und seines Rufes in der Nachwelt sicher zu sein. Er war seines verratenen Prophetentums gewiss. Eine Stunde nach Mitternacht vollzog er plötzlich jene merkwürdige Zeremonie, welche auch seine Umgebung überraschte. Er liess sich mit der Frau trauen, die Jahre hindurch seine sorgfältig verborgene Freundin gewesen war, jene weit jüngere Frau namens Eva Braun, ein hübsches, aber geistig unbedeutendes Wesen, das ihm in einer aufrichtigen Treue und Bewunderung ergeben war.

Eva Braun war erst am 15. April, von Süddeutschland kommend, in den Bunker übergesiedelt. Sie hatte sich geweigert, Hitler zu verlassen. Sie wollte in den Stunden des Endes, die sie bei aller geistigen Beschränktheit und bei aller Beeinflussung durch die Siegesphantome der Umwelt mit natürlichem Instinkt herannahen fühlte, bei Hitler sein. Sie war geblieben, sozusagen eine schattenhafte Figur am Rande der Geschichte, ein Teil jener kleinbürgerlichen Sphäre, die immer ihren Platz in Hitlers ungewöhnlicher, widerspruchsvoller Natur behauptet hatte.

Kein Zeuge überlebte die Nacht vom 28. auf den 29. April, der über die Gründe dieser späten Trauung hätte Auskunft geben können.

Aber zweifellos hing sie mit der Art zusammen, mit der Hitler sich in das beruhigende Bewusstsein des Verratenen hineinversenkte und sich in einer Art Rückzug von der bösen Um-

welt mit der Frau verband, deren Treue ihm am tiefsten schien und deren Treue wahrscheinlich auch am unkompliziertesten und tiefsten war.

Nach der Trauung kam es zu einem düster gedämpften Trauungsmahl. Hitler sass schweigend da. Aber wenn er sprach, kreisten seine Worte immer wieder um die Feststellung, er warte jetzt nur noch auf das Ende. Der Tod sei für ihn eine Erlösung, da er von seinen besten Freunden betrogen und verraten worden sei.

Später zog er sich dann zurück und diktierte sein Testament. Er diktierte ein persönliches Testament, das für die Nachwelt ohne Bedeutung war. Aber dann liess er, während über den Bunker wieder eine Welle von Feuerüberfällen dahinrollte und sich in den Gängen draussen wieder die Angst verbreitete, die ersten sowjetischen Stosstrupps könnten plötzlich vor den Eingängen stehen, sein politisches Testament folgen.

Es spiegelte seine Gefühle und Gedanken in dieser Nacht mit aller Deutlichkeit wider, seine ungebrochene Selbstüberzeugung, sein Gefühl, recht zu haben und recht zu behalten, und die Überzeugung des verratenen Propheten. Alles in allem den unbeugsamen Stolz, der keinen persönlichen Fehler und kein Beugen vor der gegnerischen Übermacht, keine Kapitulation und keine Niederlage anerkennen wollte, sondern über sein Ende hinaus den besinnungslosen Kampf bis zum letzten Blutstropfen verlangte.

Er rechtfertigte sich für den Ausbruch des Krieges und diktierte, es sei unwahr, dass er den Krieg in Deutschland im Jahre 1939 gewollt habe. Der Krieg sei ausschliesslich von jenen internationalen Staatsmännern angestiftet worden, die entweder jüdischer Herkunft gewesen seien oder aber für jüdische Interessen gearbeitet hätten. Die Nachwelt werde nicht für alle Ewigkeiten seine vielen Angebote zur Rüstungsbeschränkung hinwegleugnen können. Dann fuhr er fort, nach einem sechsjährigen Kampf, der trotz aller Rückschläge als ruhmreichste und tapferste Bekundung des Lebenswillens eines Volkes in

die Geschichte eingehen werde, könne er sich nicht von der Hauptstadt des Reiches trennen. Da die Kräfte zu gering seien, um dem feindlichen Ansturm an dieser Stelle noch länger standzuhalten und da der eigene Widerstand durch ebenso verblendete wie charakterlose Subjekte allmählich entwertet werde, wolle er sein Schicksal mit den Einwohnern der Stadt teilen. Ausserdem wolle er nicht dem Feind in die Hände fallen, der zur Belustigung seiner verhetzten Massen ein neues, von Juden arrangiertes Schauspiel benötige. Er habe sich daher entschlossen, in dem Augenblick den Tod zu wählen, in dem er glaube, dass der Sitz des Führers und Kanzlers nicht mehr gehalten werden könne. Dann wandte er sich an die Wehrmacht. Er entschuldigte die Luftwaffe und belastete Göring mit der Schuld an ihrem Niedergang. Er pries die einfachen Soldaten des Heeres, die ihm vertraut hätten und ihm gefolgt wären, und er verdammte die Generale, die dieses Heer schlecht geführt, sich seiner Strategie widersetzt und sich gegen ihn zu diesem bitteren Ende verschworen hätten. Noch einmal glühte sein Hass gegen den Generalstab auf und gegen die Untreue und gegen den Verrat, die ihn daran gehindert hatten, Deutschland zum Siege zu führen. Nur der Marine zollte er schrankenlose Anerkennung, indem er schrieb, es möge dereinst zum Ehrbegriff des deutschen Offiziers gehören – so wie dies in der Marine schon der Fall sei –, dass die Übergabe einer Landschaft oder einer Stadt unmöglich sei und dass vor allem die Führer mit leuchtendem Beispiel voranzugehen hätten in treuester Pflichterfüllung bis in den Tod. Der Gedanke des Verrats verliess ihn nicht. Er glühte in den Worten: „Ich stosse vor meinem Tode den früheren Reichsmarschall Hermann Göring aus der Partei aus und entziehe ihm alle Rechte, die sich aus dem Erlass vom 29. Juni 1941 sowie aus meiner Reichstagserklärung vom 1. September 1939 ergeben könnten. Ich ernenne an Stelle dessen den Grossadmiral Dönitz zum Reichspräsidenten und Obersten Befehlshaber der Wehrmacht.

Ich stosse vor meinem Tode den früheren Reichsführer SS und Reichsminister des Innern Heinrich Himmler aus der Par-

tei sowie aus allen Staatsämtern aus. Ich ernenne an seiner Stelle den Gauleiter Hanke zum Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei, den Gauleiter Paul Giessler zum Reichsminister des Innern.

Göring und Himmler haben durch geheime Verhandlungen mit dem Feinde, die sie ohne mein Wissen und gegen meinen Willen abhielten, sowie durch den Versuch, entgegen dem Gesetz die Macht im Staate an sich zu reissen, dem Lande und dem gesamten Volke unabsehbaren Schaden zugefügt, gänzlich abgesehen von der Treulosigkeit gegenüber meiner Person."

Dann fuhr er fort, um dem deutschen Volk eine aus ehrenhaften Männern zusammengesetzte Regierung zu geben, welche die Verpflichtung erfülle, den Krieg mit allen Mitteln weiter fortzusetzen, ernenne er Dönitz für den Fall seines Ablebens zu seinem Nachfolger mit dem Titel des Reichspräsidenten. Er ernenne ferner Dr. Goebbels zum Reichskanzler, Bormann zum Parteiminister, Seyss-Inquart zum Aussenminister, Saur zum Rüstungsminister, Feldmarschall Schörner zum Oberbefehlshaber des Heeres. Er liess noch einige weitere Namen folgen, die ohne Bedeutung waren, und er schloss schliesslich: „Von allen Deutschen, allen Nationalsozialisten, Männern und Frauen und allen Soldaten der Wehrmacht verlange ich, dass sie der neuen Regierung und dem Präsidenten gehorsam sein werden bis in den Tod. Vor allem verpflichte ich die Führung der Nation und die Gefolgschaft zur peinlichen Einhaltung der Rassegesetze und zum unbarmherzigen Widerstand gegen den Weltvergifter aller Völker, das internationale Judentum."

Als er sein Testament unterzeichnete und als Goebbels, Bormann, Burgdorf und Krebs als Zeugen ihre Unterschriften folgen liessen, war es 4 Uhr, und draussen rüttelten gerade wieder die Einschläge der sowjetischen Salven wie Riesenfäuste an den Bunkerdecken.

Auch das Testament gehörte in die merkwürdige Sphäre jener letzten Wochen und Tage, in der sich, – wie z. B. in der Behauptung, dass er den Krieg im Jahre 1939 nicht gewollt –

unendlich viel Falsches mit Spuren des Richtigen vermischten. Niemand blickte in den Nachtstunden, in denen es geschrieben wurde, in Hitlers verdüsterte, von Trotz umklammerte Seele. Niemand wusste, ob ihm in diesen Stunden in den verborgensten Tiefen seines Innern nicht eine Stimme vorhielt, welche fürchterlichen Irrwege er begangen hatte, die ihn und das deutsche Volk in den Abgrund rissen.

Aber es war auch niemand da, der ihn durchschauen und richtig über ihn hätte urteilen können, nicht nur in der Verlorenheit des Bunkers, sondern in der ganzen Welt ringsum. Diejenigen, die ihm noch ergeben waren, sahen bestenfalls die halbe Wahrheit. Diejenigen, die noch an ihn glaubten, erkannten ebenfalls im besten Falle die halbe Wahrheit, und diejenigen, die ihn aus tausend Motiven, würdigen aber auch unwürdigen, hassten, sahen auch nur die halbe Wahrheit eines versinkenden Lebens, in dem sich von Anfang an das Genie mit dem Sumpf, das Richtige mit dem Unrichtigen, das Vertretbare mit teuflischer Hemmungslosigkeit und den Fesseln einer engstirnigen, weltfremden Ideologie im Kampf befunden hatte und in dem nicht nur durch den eigenen Charakter, sondern auch durch die Unzulänglichkeit der Umwelt, durch Schuld und Verhängnis die finsteren Seiten den Sieg errungen und alles, was diesem Leben an grossen Chancen geschenkt worden war, in ihren zerstörerischen Bann geschlagen hatten.

Es blieb auch kein Zeuge am Leben, der mit Sicherheit hätte sagen können, weshalb der Grossadmiral Dönitz in dieser Nacht der Nachfolgerschaft Hitlers für würdig befunden wurde.

Seit Hitler sich zum Bleiben in Berlin und zum Selbstmord in letzter Stunde entschlossen hatte, war in dem engen gespenstischen Kreis der Umgebung, über dessen Konferenzen Speer einmal berichtet hatte, von Goebbels und Naumann einige Male – wiederum mit jener typischen, vorsichtigen Unverbindlichkeit – die Frage der Nachfolgerschaft angeschnitten worden. Sicherlich hatte auch der Botschafter Hewel an diesen Beratungen teilgenommen, und er und Naumann hatten wahrscheinlich – so wie es ihrer um die Verständigung mit dem

Westen kreisenden Gedankenwelt entsprach – den Namen Dönitz in die Debatte geworfen. Es ging ihnen um einen Mann, der in der westlichen Welt akzeptiert werden könne, und sie glaubten, dass von denen, die sie Hitler überhaupt vorschlagen konnten, Dönitz als Seemann diesen Forderungen am nächsten komme.

Aber es blieb unwahrscheinlich, dass Hitler auf Grund ihrer vorsichtig tastenden Vorschläge handelte. Sicherer schien, dass er auch hier nach Treue und Untreue mass, so wie er auch bei den übrigen Männern der Regierung, die er seinem Nachfolger aufoktroyierte, von der vorhandenen echten oder vermeintlichen Treue ihm gegenüber ausging. So ersetzte er Speer durch Saur. Nur eines deutete darauf hin, dass Hewel und Naumann und vielleicht auch Goebbels doch von Einfluss gewesen waren, denn stillschweigend fiel auch Ribbentrop, dem solange und auf eine so verhängnisvolle Weise Hitlers Vertrauen gehört hatte.

Als der Morgen des 29. April anbrach, standen sowjetische Panzer diesseits des Anhalter-Bahnhofs, über den Potsdamer Platz und die Hermann-Göring-Strasse fegten die Garben der sowjetischen Maschinengewehre, und Granate auf Granate fiel in die Trümmerzone um die Reichskanzlei. Der Frontkreis des Brigadeführers Mohnke, der sich um die Reste der Innenstadt schloss, hatte sich weiter verengt. In der Gegend des grossen Zoobunkers hatte der Kreis noch eine schmale Verbindung mit dem wesentlich grösseren Frontkreis, der die noch verteidigten Stadtteile des Berliner Westens bis nach Steglitz und Spandau umschloss.

Der Geländestreifen, der die beiden Kreise verband, war kaum noch tausend Meter breit. In seinem Mittelpunkt stand der gewaltige Zoobunker, in dessen drangvoller Enge immer noch Menschen Zuflucht suchten. Dort lag, hockte und stand Frau neben Frau, Mann neben Mann und Kind neben Kind. Dort starben Kranke und Verwundete. Aber inmitten dieser Zusammenballung von Schmerz und Tod und Angst, Ver-

zweiflung und langsam verlöschender Hoffnung suchten die Greifkommandos noch nach Männern und versprengten Soldaten, um die Kampfeinheiten aufzufüllen oder Futter für die Maschinerie der Schnellgerichte zu finden.

Im Bereich des Zoobunkers griffen die sowjetischen Sturmkolonnen mit geringen Unterbrechungen an, um die beiden Frontkreise voneinander zu trennen. Und gleichzeitig stürmten sie immer wieder gegen die dünne Front im Bereich der Reichskanzlei. Noch immer fehlte jede weitere Nachricht über Wenck, jede Nachricht über Steiner oder Holste.

Morgens um 8 Uhr erhielten Hitlers Heeres-Adjutant, Major Johannmeyer, der SS-Standartenführer Zander sowie der Verbindungsmann zum Reichspressechef, Lorenz, den Befehl, drei Abschriften des Testaments aus Berlin herauszubringen, um es danach zu Dönitz bzw. zu Schörner zu schaffen. Es wurden Funksprüche an Schörner und Dönitz abgesetzt, in denen diese aufgefordert wurden, Wasserflugzeuge zum Wannsee zu schicken, um dort wichtige Nachrichten aufzunehmen.

Lorenz, Zander und Johannmeyer verliessen gegen Mittag in einer Feuerpause den Bunker, um zunächst einen Weg nach Westen, nach Pichelsdorf, zu suchen. Ihr weiteres Schicksal blieb im Bunker unbekannt. Niemand erfuhr, dass sie bis zur Pfaueninsel in der Havel gelangten und dort auf die Flugzeuge warteten. Es gelang jedoch keinem, Verbindung zu den Flugzeugen zu bekommen. Sie suchten daher schliesslich zu Fuss ihren Weg weiter nach Westen und tauchten irgendwo für längere oder kürzere Zeit unter.

Als am Mittag im Bunker der Reichskanzlei wiederum keine Nachrichten von der Aussenwelt eintrafen, Krebs dagegen melden musste, dass die Russen am Anhalter Bahnhof weiter vorgerückt waren und dass die Munition immer knapper wurde, erhielten drei weitere Insassen des Bunkers die Erlaubnis, auszubrechen.

Es handelte sich um den Adjutanten des Generals Krebs, Freytag-Loringhoven, seinen Adjutanten Boldt und den Adjutanten Burgdorfs, Weiss. Sie hatten von sich aus den Vor-

schlag gemacht, persönliche Verbindung mit Wenck aufnehmen und ihn zur Eile anzutreiben. In ihrem Herzen brannte dabei der Wunsch, dem sicheren Untergang zu entrinnen.

Hitler erteilte ihnen die Erlaubnis zum Ausbruch in der Stimmung absoluter Apathie, die ihn seit der Nacht nicht mehr verliess. Es war ungewiss, ob er selbst noch irgendwelche Hoffnungen auf Wenck hatte. Am Nachmittag wurde auch noch einem vierten Offizier, dem Luftwaffen-Adjutanten, Oberst v. Below, die Erlaubnis zum Ausbruch erteilt. Er erhielt einen Brief von Krebs an Jodl, in dem Krebs schrieb, der Widerstand in Berlin könne nur noch wenige Tage dauern. Der Führer erwarte, dass die anderen Fronten bis zum letzten Mann weiterkämpften. Ferner wurde ihm eine persönliche Nachschrift Hitlers zu seinem Testament übergeben. Sie enthielt Abschiedsworte an die deutsche Wehrmacht. Sie spiegelte nochmals die Stimmung dessen wider, der im Gefühl des Verratenseins seinem Ende entgegenging. Noch einmal meldete sich der unerbittliche Trotz, wenn Hitler am Schluss seines Schreibens erklärte, es müsse weiter das Ziel bleiben, dem deutschen Volk Raum im Osten zu gewinnen.

Die vier Offiziere verabschiedeten sich und verschwanden in den Kellern, Schächten und Ruinen der brennenden Stadt. Sie gelangten alle bis zur Havel. Bis auf Weiss gelangten sie in den nächsten Tagen über die Elbe nach Westen, um sich dort ebenfalls zu zerstreuen. Keiner erreichte das – wenigstens äusserlich – gesteckte Ziel.

Am Abend um 10 Uhr versammelte Hitler zum letztenmal seine engere Umgebung. Auch General Weidling erschien. Er wirkte bleich, erschöpft und am Ende seiner Kraft.

Er meldete, dass die Russen in der Wilhelmstrasse fast bis zum Luftfahrtministerium vorgerückt seien. Sie standen in der Saarland-Strasse. Im Westen Berlins wurde zwischen Bismarck- und Kantstrasse gekämpft. Im Süden verlief die Front im Norden des Grunewalds und des Reichssportfeldes. Im Havelbrückenkopf von Pichelsdorf kämpfte noch in einer ebenso

beispiellosen wie tragischen Treue ein Hitlerjugend-Bataillon, dessen Kräfte aber auch in Kürze erschöpft sein mussten. Weidling stellte fest, dass die sowjetischen Angreifer spätestens am 1. Mai vor den Eingängen des Bunkers erscheinen müssten.

Dann raffte er sich zu einem letzten verzweifelten Versuch auf, seine noch kämpfenden Truppen zu retten. Er schlug vor, jetzt in letzter Stunde aus Berlin auszubrechen. Er versicherte, dass es noch möglich sein würde, den sowjetischen Ring nach Südwesten zu durchbrechen und Wenck entgegenzumarschieren. Er verpflichtete sich, Hitler sicher aus Berlin herauszubringen. Auch Axmann meldete sich zu Wort und übernahm für seine Hitlerjungen die gleiche Verpflichtung Hitler gegenüber.

Aber Hitler lehnte ab. Obwohl Weidling ihn beschwor, ihm und seinen Soldaten zu vertrauen und ihm zu glauben, dass diese die letzte Kraft aus sich herausholen würden, sobald ihnen das Ziel gesteckt würde, sich aus Berlin nach Westen durchzukämpfen.

Hitler blieb bei seiner Ablehnung. Wenn es nicht seine Apathie war, die ihn bewegte, so war es die Tatsache, dass er sich durch sein Testament unwiderruflich festgelegt hatte, in Berlin zu bleiben.

Als Krebs eine halbe Stunde später einen Funkspruch an Jodl absetzen liess, der folgenden Inhalt hatte: ,,Es ist mir sofort zu melden, erstens, wo sind die Spitzen von Wenck? Zweitens, wann greifen sie weiter an? Drittens, wo ist die 9. Armee? Viertens, wohin bricht die 9. Armee durch? Fünftens, wo sind die Spitzen von Holste?" wurde dieser Funkspruch im Namen Hitlers abgesetzt. Aber es mochte zweifelhaft sein, ob diese neue verzweifelte Anfrage nach dem Ausbleiben der Entsatzarmeen von Hitler stammte oder ob sie aus einer Anwandlung von Lebenshunger bei Krebs selbst geboren worden war. Es sei denn, Hitler wäre, wie jeder andere Mensch, vor seinem Ende noch einmal von einem Funken der Hoffnung berührt worden.

In der Nacht auf den 30. April um ein Uhr, während die Innenstadt wieder unter einem Feuerorkan dalag, traf endlich

noch einmal eine Nachricht von Jodl bzw. Keitel ein. Es war die Antwort auf Krebs' Anfrage. Sie liess etwas von der beginnenden Erkenntnis der Wirklichkeit ahnen, die sich unter dem Druck der Lage in Mecklenburg ankündigte. Sie gebrauchte zum ersten Male keine Beschönigungen, sondern stellte kurz und hilflos fest: „1. Spitze Wenck liegt südlich Schwielowsee fest. 2. 12. Armee kann daher Angriff auf Berlin nicht fortsetzen. 3. 9. Armee mit Masse eingeschlossen. 4. Korps Holste in die Abwehr gedrängt."

Das war das Ende, auch wenn Bormann sich in seinem Lebenshunger dagegen auflehnte und kurz darauf ein Telegramm absandte, das er über den Gauleiter von Mecklenburg an Dönitz richten liess. Es verriet nicht nur seine persönliche Gier nach Weiterleben. Es verriet auch das ganze Ausmass des dumpfen Misstrauens und der Verkennung der Wirklichkeit, die von ihm ausstrahlte. Er funkte: „Dönitz! Nach unseren immer klareren Eindrücken treten die Divisionen des Kampfraumes Berlin seit vielen Tagen auf der Stelle, anstatt Führer herauszuhauen. Wir bekommen nur Nachrichten, die von Keitel kontrolliert, unterdrückt oder gefärbt werden. Wir können im allgemeinen nur über Keitel senden. Führer befiehlt, dass Sie schnellstens und rücksichtslos gegen alle Verräter vorgehen."

Bormann lehnte sich gegen die Wahrheit von Keitels Feststellungen auf. Aber seine Auflehnung entsprach keiner Auflehnung Hitlers mehr.

Gegen 4 Uhr am Morgen verabschiedete sich Hitler von dem weiteren Kreis seiner Umgebung und zog sich mit Eva Braun in seine privaten Räume zurück. Er wirkte müde und gebrochen. Erst gegen Mittag, als sowjetische Sturmtrupps im U-Bahnschacht in der Friedrichstrasse kämpften und auch bereits in den Schacht unter der Vossstrasse eingedrungen waren, erteilte Hitler einen seiner letzten Befehle.

Er war an seinen Kraftfahrer Kempka gerichtet und wies diesen an, zweihundert Liter Benzin in Kanistern in den Garten der Reichskanzlei zu bringen.

Hitler ass zu Mittag. Danach versammelte er noch einmal den engeren Kreis seiner Mitarbeiter um sich, Burgdorf,

Krebs, Hewel, Goebbels, Bormann, Naumann, Voss, die Sekretärinnen und seine Köchin. Er verabschiedete sich von ihnen und zog sich dann wieder in seine privaten Räume zurück.

Es war gegen halb vier am Nachmittag, als ein einzelner Schuss hörbar wurde. Als die Angehörigen seiner engsten Umgebung etwas später Hitlers private Räume betraten, fanden sie ihn tot vor. Er hatte sich in den Mund geschossen. Eva Braun lag neben ihm. Sie hatte Gift genommen.

Beide wurden – Hitler in eine Decke gehüllt – durch Bormann, Kempka und einige SS-Offiziere in den Garten hinausgetragen.

Das sowjetische Feuer hatte sich gerade vermindert, aber immer noch schlugen einzelne Granaten in der Umgebung ein. Man legte die Leichen nebeneinander, übergoss sie mit Benzin und zündete das Benzin an. Die Flammen schlugen empor, während Bormann und die anderen wieder in den Schutz der Bunkertüren zurücksprangen und mit düsteren Gesichtern dem Spiel der Flammen zusahen.

Keine Nachricht, kaum ein Gerücht über Hitlers Ende drang in die noch umkämpften Teile der Stadt, die jetzt unter einer riesigen schwarzgelben Wolke dalag. Niemand weiss, wieviel Herzen diese Nachricht in den düsteren Nachmittagsstunden des 30. April noch angerührt hätte. Sicherlich hätte sie alle jene Fanatiker getroffen, die sich immer noch mit einer Besessenheit, die einmalig in der Geschichte war, weigerten, an das Ende zu glauben. Vielleicht auch alle diejenigen, die glaubten, dass Hitler, wenn schon das Ende unwiderruflich sei, nicht einfach in den Tod fliehen werde?

Aber die Massen? Die Massen in all ihrer Pein und ihrer Not, die Massen, deren Denken und Fühlen sich in den letzten 24 oder 48 Stunden mehr und mehr von den letzten hoffnungsvollen Perspektiven, die man ihnen bis zum 28. und 29. April vorgegaukelt hatte, entfernte? Die Massen, deren Fühlen und Denken immer mehr auf die Angst und den Kampf der Kreatur um das nackte Leben zusammengeschrumpft war? Die Mas-

sen, die in ihrer unsagbaren Erschöpfung und Müdigkeit kaum noch fähig waren, Glauben oder Hass zu empfinden, es sei denn einen Rest erbitterter Empörung gegen die Mächte im Westen, die an der Elbe so tatenlos zuzusehen schienen, wie Berlin in seinem „Kampf gegen den Bolschewismus" endgültig in Schutt und Asche sank?

Diese Massen konnte die Nachricht von Hitlers Tod nicht mehr wirklich erschüttern oder bewegen.

Da war etwas erloschen, das an diesem Tage schon ausserhalb der Hoffnungen und Gefühle eines grossen Teiles der Massen lag. Ein Leben war erloschen, dessen Fortbestand in den letzten Tagen selbst für den engsten Kreis um Hitler zuweilen wie ein Alpdruck wirkte. Auch das Denken und Fühlen dieses Kreises war endgültig zusammengeschrumpft auf die Sorge um die eigene Existenz. Die imaginären Schatten des Siegeswillens, die Täuschungen des Schicksalsglaubens, der Druck des Gehorsams, der Rivalitäten und des Treuekomplexes – das schien mit Hitler plötzlich ausgelöscht. Alle, die im Bunker Hitlers Tod überdauert hatten, dachten nur noch an ihr eigenes Schicksal. Oder besser, sie verbargen nicht mehr, dass sie in der Mehrzahl schon lange nur daran gedacht hatten.

Kurz nach 17 Uhr hatte Bormann auf dem einzigen noch vorhandenen funktelegrafischen Wege zu der Aussenwelt einen Spruch an Grossadmiral Dönitz absetzen lassen. Er lautete: „Grossadmiral Dönitz. Anstelle des bisherigen Reichsmarschalls Göring setzt der Führer Sie, Herr Grossadmiral, als seinen Nachfolger ein. Schriftliche Vollmacht unterwegs. Ab sofort sollen Sie sämtliche Massnahmen verfügen, die sich aus der gegenwärtigen Lage ergeben."

Der Spruch bewies, dass Bormanns beschränkter, darum aber um so zäherer Wille nach Leben und Macht auch nach Hitlers Tod ungebrochen war. Mit Hitlers Tod war seine bisherige Macht dahingesunken. Er wusste nicht, ob Dönitz ihn als Parteiminister bestätigen würde. Aber er war bereit, um seine Macht zu kämpfen – und sei es auch nur, um für wenige Stunden oder Tage das alte Machtgefühl zu empfinden.

Bormann verschwieg daher in seinem Funkspruch, dass

Hitler bereits tot war. Mit der dumpfen Verschlagenheit, die ihn an die Macht gebracht hatte, suchte er nach einem Weg, der ihm diese Macht auch in der Regierung Dönitz' verschaffen konnte. Sein Mangel an Wissen und an Erkenntnissen, welche über die Maulwurfsgänge seiner internen Macht hinausreichten, hinderte ihn zu erkennen, dass es für ihn überhaupt keine Zukunft mehr gab. Er sagte sich nur, dass er aus Berlin herauskommen und in den Umkreis von Dönitz gelangen müsse, um sich dort eine neue Position zu sichern.

Während neue Feuerüberfälle aus nächster Nähe das unwiderrufliche Ende ankündigten, versammelten sich Goebbels, Bormann, Burgdorf und Krebs zur Beratung über die Möglichkeiten, die ihnen noch offen stünden. Bormann machte sich zum Fürsprecher eines allgemeinen Ausbruches der Überlebenden durch die russischen Linien nach Norden oder Westen. Die Verwirklichung dieses Planes schien fast aussichtslos. Sie war auf jeden Fall mit aussergewöhnlichen Mühen und Gefahren verbunden. Da erfand Bormann einen anderen Ausweg. Er schlug vor, mit den Russen zu verhandeln und ihnen Waffenstillstand und Kapitulation anzubieten. Er wollte den Russen erklären, dass sich die deutsche Regierung, die allein über die endgültige Kapitulation entscheiden könne, nicht mehr in Berlin befinde, sondern in Schleswig-Holstein, und dass sich daher unter dem Schutz einer vorübergehenden Waffenruhe eine Delegation aus Berlin nach Schleswig-Holstein begeben müsse, um dort die endgültige Zustimmung zur Kapitulation vor der Roten Armee einzuholen. Er hoffte zu dieser Delegation zu gehören und auf diese Weise mit Zustimmung der Russen aus Berlin entweichen zu können.

Goebbels stimmte dem Vorschlag zu. Sein intellektueller Scharfsinn wurde noch einmal wach. Er schlug vor, die Russen im äussersten Notfälle darauf hinzuweisen, dass Himmler sich bereits in Verhandlungen mit den Westmächten befände und dass die Gefahr bestehe, dass Dönitz sich ganz auf die Seite der Westmächte gegen die Sowjetunion stellen werde,

wenn es nicht gelänge, ihn von Berlin aus anders zu beeinflussen.

In Bormanns Augen glomm ein dunkles Licht auf. Es wird für immer unbekannt bleiben, was in diesem Augenblick in seinem Gehirn vorging. Er hatte in den letzten Jahren, ohne dies laut werden zu lassen, häufig genug festgestellt, dass zwischen seiner Art der Parteihierarchie und der Parteiführung und der sowjetischen Art eine nahe Verwandtschaft bestand. Mehr als ein Mann aus seinem Umkreis wollte wissen, dass er, dem die Parteimacht alles bedeutete und die Ideologie nichts, mehr als einmal daran gedacht hatte, sich notfalls mit dem Sowjetsystem zu verbrüdern und sein Parteisystem dem sowjetischen anzugliedern. Niemand sah am Abend des 30. April in Bormanns Herz. Niemand sah auch in Goebbels Herz. Auch Goebbels hatte sich oft der sowjetischen Art, einen Staat zu lenken und die öffentliche Meinung zu machen, verwandt gefühlt. Oft hatte er das sowjetische Beispiel der Härte, der Rücksichtslosigkeit, der weltanschaulichen Disziplin gepriesen und die Sowjetunion insgeheim um diese Werte, die ihr den Sieg zu verbürgen schienen, beneidet. Auf jeden Fall hatte er sich ihnen näher gefühlt als der „Dekadenz der westlichen Demokratien", und mit seinem wachsenden Hass gegen die Verständnislosigkeit der westlichen Welt hatte ihn häufig die ebenso hasserfüllte Versuchung befallen, die gleich ihm noch viele mitleidlos an die Sowjetunion ausgelieferte Soldaten befallen sollte, sich Arm in Arm mit den Sowjets am Westen zu rächen.

Goebbels hatte sich darauf festgelegt, dass er sterben werde. Aber auch er war nur ein Mensch, der bis zur letzten Sekunde seines Lebens nicht ganz ohne Hoffnung sein konnte. Regte sich an diesem Abend, als er eifrig Bormanns Vorschlägen zustimmte, noch einmal ein Funke der Hoffnung in ihm? Sahen sowohl er als auch Bormann in dem Hinweis auf Himmlers und Dönitz' westlichen Kurs nicht nur eine taktische Finesse, sondern einen letzten Köder der Verzweiflung, einen letzten Versuch, ein irres Greifen nach einer fast unwahrscheinlichen Möglichkeit?

Niemand weiss es. Niemand wird es jemals wissen. Aber es

war alles möglich in der düsteren Atmosphäre des Unwirklichen und der Täuschungen bis zuletzt.

Man beschloss, General Krebs wegen seiner einstigen Tätigkeit in Moskau und wegen seiner russischen Sprachkenntnisse als Unterhändler zu entsenden. Für ihn wurde ein Schreiben an Marschall Shukow aufgesetzt. Es war von Goebbels und Bormann unterzeichnet. Sie machten darin Mitteilung über Hitlers Tod. Sie wiesen auf die Stellungen hin, die ihnen durch Hitlers Testament in der Regierung Dönitz vorbehalten seien. Und sie bevollmächtigten General Krebs, über einen Waffenstillstand oder über eine Kampfpause zu verhandeln, während welcher sie die Einwilligung von Grossadmiral Dönitz zur Kapitulation einholen wollten.

Der Oberbefehlshaber der sowjetischen Angriffsverbände in Berlin, Generaloberst Tschuikow, hatte am Abend des 30. April einen Gefechtsstand in einem Hause der Immelmann-Strasse bezogen. Tschuikow – nicht zu verwechseln mit Marschall Shukow – hielt sich, den Uniformmantel um die Schultern gehängt, im Speisezimmer des Hauses auf. Auf der Anrichte standen die Feldtelefone. Den Esstisch bedeckte ein Stadtplan von Berlin. Das Fenster war ohne Glas. Ein scharfer Wind, der von draussen eindrang, bewegte den durchlöcherten Verdunklungsvorhang. Das gleiche tat der Luftdruck der Salven, welche die Rohre einer draussenstehenden Batterie verliessen.

Bis in das Zimmer hinein hörte man die gutturale Stimme eines Artillerieoffiziers, der seine Feuerbefehle gab. Hinter den Löchern in der Verdunklung glühte das furchtbare Rot der Brände, das den Himmel über der Innenstadt von Berlin färbte.

Es ging auf 12 Uhr, als sich ein Verbindungsoffizier meldete. Er kam von der Hauptkampflinie am Ufer des Landwehrkanals. Er meldete, dass vor zehn Minuten im Abschnitt eines der dort kämpfenden Garderegimenter ein deutscher Oberst mit weisser Flagge die Frontlinie überschritten habe. Der Oberst trug eine von Bormann unterzeichnete Vollmacht bei sich. Er bat darum, das sowjetische Oberkommando möge ei-

nen Ort bestimmen, an dem der Chef des Generalstabes des deutschen Heeres, General der Infanterie Krebs, die Frontlinie passieren könne, um dem sowjetischen Oberkommando eine Botschaft von höchster Wichtigkeit zu übermitteln.

Tschuikow fragte im Hauptquartier Shukows an. Dann erklärte er sich bereit, Krebs zu empfangen.

Um 3 Uhr morgens wurde telefonisch gemeldet, dass Krebs im Stabe eines sowjetischen Bataillons eingetroffen sei. Zehn Minuten später hatte er einen Divisionsstab erreicht und dort ausgesagt, Goebbels habe ihm eine Geheimbotschaft von ganz besonderer Wichtigkeit anvertraut. Abermals zehn Minuten später wurde Krebs in das Zimmer Tschuikows geführt. Man sah seiner Uniform den ungewohnten Marsch über die Trümmer Berlins an. Sein Gesicht war gelblich-weiss. Die Narben darin, die noch von dem Luftangriff auf Zossen herrührten, wirkten unnatürlich rot. Seine Augen blickten unstet umher. Hinter ihm betraten drei weitere deutsche Offiziere, ein Oberst, ein Major, der als Dolmetscher vorgestellt wurde, und ein einfacher Soldat, der die weisse Fahne getragen hatte, den Gefechtsstand. Der Soldat blieb mit verstörtem Gesicht im Vorzimmer zurück.

Krebs nahm Tschuikow gegenüber Platz und blickte zu den übrigen sowjetischen Offizieren hinüber. „Der General der Infanterie bittet", übersetzte Krebs' Dolmetscher, „die Unterredung unter vier Augen führen zu dürfen."

Tschuikow erwiderte: „Teilen Sie dem General mit, dass hier lediglich mein Kriegsrat zugegen ist."

„Ich wiederhole", erklärte Krebs mit undeutlicher Stimme, „dass meine Botschaft ausserordentlich wichtig und besonders vertraulichen Charakters sein wird." Er horchte auf die Übersetzung des Majors.

Tschuikow antwortete: „Ich bin bevollmächtigt, Sie anzuhören."

Krebs blickte sich noch einmal im Kreise um. Dann raffte er sich auf und erklärte: „Am 30. April, gestern nachmittag, hat Adolf Hitler Selbstmord begangen. Unsere Truppen wissen noch nichts davon."

Er horchte wieder auf die Übersetzung und blickte mit ei-

nem Gesicht, das seine ausserordentliche innere Spannung verriet, zu Tschuikows kräftiger Gestalt hinüber. Er erwartete irgendeine Reaktion. Er war überzeugt, den Russen eine Neuigkeit mitzuteilen, die für sie von besonderer Tragweite sein müsse. Es blieb unbekannt, ob er den Russen wirklich eine Neuigkeit mitteilte oder ob sie durch einen ihrer Agenten wirklich schon über das Ende Hitlers informiert waren. Tschuikow blieb jedenfalls unbewegt.

„Wir sind darüber bereits informiert", erklärte er lediglich, und auch in den übrigen sowjetischen Gesichtern war nicht zu lesen, ob sie etwas Neues erfahren hatten oder nicht. Krebs blickte sich einige Sekunden ratlos um. Dann legte er mit einem leichten Achselzucken das von Goebbels und Bormann unterzeichnete Schreiben vor. Diesmal las ein sowjetischer Dolmetscher das deutsche Schreiben und trug seinen Inhalt dann in russischer Sprache Tschuikow vor. Tschuikow schwieg eine Weile. Dann sah er Krebs an und liess zwei Fragen an ihn richten. Die erste lautete, ob Krebs bevollmächtigt sei, die bedingungslose Kapitulation anzubieten. Die zweite Frage lautete, ob sich das gleiche Angebot auch an die Verbündeten der Sowjetunion richte.

Krebs versuchte, den Inhalt des Schreibens genauer zu erklären. Aber er war erregt und machte dem Dolmetscher die Arbeit nicht leicht. Er sagte, die Frage nach dem Kapitulationsangebot auch an die Verbündeten könne er nicht eindeutig beantworten, da er und seine Auftraggeber in Berlin eingekesselt seien und keine Möglichkeit besässen, mit Engländern und Amerikanern in Verbindung zu treten. Es sei ja der Zweck seines Hierseins, einen vorübergehenden Waffenstillstand herbeizuführen, der es Goebbels, Bormann oder ihm ermöglichen werde, mit dem neuen Regierungschef Dönitz die Frage einer allgemeinen Kapitulation zu klären.

Krebs war immer recht wortreich gewesen. Aber sein Wortreichtum wirkte jetzt eher verwirrend als klärend. Tschuikow liess ihn unterbrechen und ihm mitteilen, wenn über eine Kapitulation gesprochen werde, so könne es sich nur um eine be-

Dingungslose Kapitulation vor den drei verbündeten Mächten handeln, vor der Sowjetunion, den Vereinigten Staaten und England.

Krebs hatte bisher zu verbergen versucht, dass er Russisch verstand und Russisch sprach. Er wusste, dass die Zeit, die der Dolmetscher zum übersetzen brauchte, eine Frist zum Nachdenken bot. Aber jetzt überwältigte ihn die Erregung und das Gefühl, dass Tschuikow ihn nicht zu verstehen schien. Er begann plötzlich – gebrochen, aber verständlich – russisch zu sprechen. „Dafür“, rief er heisser, „gerade dafür, für die Durchführung weiterer Unterhandlungen bitte ich ja um eine zeitweilige Unterbrechung der Kriegshandlungen. Die deutsche Regierung ist nicht mehr in Berlin. Ihr Chef ist nicht in Berlin. Nur einige Minister sind in Berlin; sie können nicht ohne den Chef entscheiden.“

Das Gespräch erhielt schnell eine dramatischere Note. Krebs sprach abwechselnd deutsch und russisch. Er wollte nicht begreifen, dass er gegen eine Wand sprach. Er wollte in seiner Art, die Dinge leicht und optimistisch zu nehmen, nicht verstehen, dass er nichts zu bieten hatte, was der Gegner nicht bereits besass oder spätestens in wenigen Tagen besitzen würde. Auch er lebte noch in der unnatürlichen wirklichkeitsfremden Atmosphäre des Bunkers, in der zumindest bis zum 30. April der Eindruck erhalten geblieben war, als werde von hier noch Politik gemacht, als werde von hier noch eine Wehrmacht kommandiert, als werde von hier noch ein Staat gelenkt. Er verstand nicht oder wollte nicht verstehen, dass die ihm gegenübersitzenden sowjetischen Offiziere ihn betrachteten wie einen Mann, der aus einer fremden, unverständlichen Welt kam.

Er begriff nicht oder wollte nicht begreifen, dass sie, die den Sieg fest in der Hand hielten und spätestens in wenigen Tagen ganz Berlin besetzt haben würden, an den Verstandeskräften eines Mannes zweifeln mussten, der von ihnen einen Waffenstillstand verlangte, um Verhandlungen mit einer ebenfalls schon zum Tode verurteilten Regierung über die Bereitschaft zu einer Kapitulation zu führen, deren Vollzug mit oder ohne diese Bereitschaft längst sicher war.

Krebs stellte fest, dass Tschuikow den Auftrag gab, über sein Eintreffen und seine merkwürdigen Forderungen nach Moskau zu berichten. Er schöpfte daraus unsinnige Hoffnungen, obwohl er als einstiger Gehilfe des Generals Köstring in Moskau hätte wissen müssen, dass diese Meldung nach Moskau für Tschuikow eine selbstverständliche Pflicht war und dass sie wenig zu bedeuten hatte.

Krebs entfaltete eine immer stärkere Beredsamkeit, obwohl Tschuikow ihm nur schweigend zuhörte, und obwohl er wiederum hätte wissen müssen, dass Tschuikows schweigende Geduld nichts anderes bedeutete als eine Überbrückung der Zeit, die bis zum Eintreffen der Entscheidungen aus Moskau notwendig war. Es vergingen nahezu zwei Stunden. In regelmässigen Abständen schleuderte der Luftdruck die Verdunkelungsblende ins Zimmer und brüllten die Rohre der Batterie in der Strasse auf. Etwas von dem glühend roten Licht über der Stadt drang in das Zimmer. Die Lichter flackerten gespenstisch.

Tschuikows Dolmetscher unterbrach nur in grösseren Abständen Krebs hektischen Redefluss. Er wiederholte jedesmal den Hinweis, dass nur eine vollständige Kapitulation vor der Sowjetunion und den Verbündeten in Frage komme. Nach Ablauf von zwei Stunden betrat eine Ordonnanz das Zimmer und überreichte Tschuikow eine Meldung. Krebs begriff, dass es die Entscheidung aus Moskau war. Er presste für einen Augenblick seine blassen Lippen zusammen. Dann hörte er Tschuikows tiefe Stimme, die ihm kurz und scharf mitteilte, er möge sich jetzt endgültig zu der Frage: Bedingungslose Kapitulation vor allen Verbündeten oder nicht mit „Ja“ oder „Nein“ äussern.

Krebs Augen flackerten. Er zögerte einen Augenblick. Dann begann er plötzlich von neuem zu sprechen. Er schlug jetzt den Weg ein, den Goebbels erfunden hatte. Er erklärte Tschuikow, dass Himmler schon zu Hitlers Lebzeiten Sonderverhandlungen mit den Westmächten aufgenommen habe. Erregung und Verzweiflung beflügelten seine Phantasie. Er sagte, dass Himmler dabei sei, eine Gegenregierung zu bilden. Er sagte, dass Goebbels sich mit Himmler entzweit habe, dass

Goebbels und Bormann immer die dekadente Welt des westlichen Kapitalismus bekämpft hätten, dass es eine Gemeinsamkeit des Sozialismus zwischen Deutschland und der Sowjetunion gäbe und dass Goebbels und Bormann vor der Sowjetunion kapitulieren und jeden Vertrag mit der Sowjetunion schliessen würden. Dazu aber sei es notwendig, eine kurze Waffenruhe herbeizuführen und Goebbels und Bormann zu Dönitz zu entsenden, um auch diesen zu überzeugen, dass es nur Schulter an Schulter mit der Sowjetunion ein erträgliches Leben für Deutschland geben könne. Diese Dinge aber eilten ausserordentlich, wenn man Himmler noch zuvorkommen wolle.

Wieder begriff Krebs nicht, dass er gegen eine Wand sprach, dass er Angebote machte, die nur in der irren Welt des Bunkers noch einen Schein der Ernsthaftigkeit hatten haben können. Er wusste nicht, dass die westlichen Alliierten es nicht versäumt hatten, Moskau über Himmlers Angebot und seine Ablehnung zu informieren. Das Gelb in seinem Gesicht wurde noch trüber, als Tschuikows tiefe, unberührte Stimme ihn unterbrach und ihm zum letzten Male erklärte, jedes weitere Wort sei überflüssig, er möge erklären, ob er kraft seiner Vollmacht eine allgemeine Kapitulation aller Berliner Streitkräfte gegenüber den Verbündeten vollziehen wolle oder nicht.

Aber Krebs wollte immer noch nicht alle Hoffnungen begraben. Er erklärte mit heiserer Stimme, das überschreite seinen Auftrag. Man möge ihm erlauben, den ihn begleitenden Obersten in die Reichskanzlei zurückzuschicken, um Goebbels die sowjetische Forderung nach bedingungsloser Kapitulation zu unterbreiten und seine Entscheidung einzuholen. Tschuikow zögerte einen Augenblick. Dann entschied er, dass der Oberst in Begleitung eines sowjetischen Stabsoffiziers zur Hauptkampflinie zurückgehen könne. Auch der deutsche Dolmetscher könne ihn begleiten. Krebs möge dem Obersten seine Aufträge für Goebbels mitteilen. Krebs selbst müsse bleiben und die Antwort abwarten.

Nachdem der Oberst mit Begleitung gegangen war, versuchte Krebs, das Gespräch wieder aufzunehmen. Er wurde je-

doch in das Vorzimmer geführt. Hier bemühte er sich, mit den dort wartenden sowjetischen Offizieren in ein Gespräch zu kommen. Er sprach jetzt nur noch russisch. Und er offenbarte in diesen Stunden der letzten Entscheidung, über die er sich vorher wahrscheinlich so häufig mit dem leichtfertigen Gedanken an den Freitod hinweggetäuscht hatte, auf eine aufdringlich unangenehme Weise jene innere Schwäche und Neigung zur Servilität, die ihn in den letzten Wochen noch bis zum Generalstabschef empor getragen hatte.

„Heute ist der 1. Mai", sagte er, „ein grosser Feiertag für unsere beiden Länder."

Er überhörte die Ablehnung und den Stolz des Siegers, der in der unwilligen Antwort lag: „Wir haben heute einen grossen Feiertag. Wie es bei Ihnen drüben aussieht, ist schwer zu sagen."

Er unternahm immer neue Versuche, ein Gespräch anzuknüpfen und wenigstens im Vorzimmer eine Verbindung mit den sowjetischen Offizieren zu gewinnen.

Es war ein bitter-würdeloses Spiel. Es wurde erst unterbrochen, als Krebs' Dolmetscher schmutzbedeckt mit von Gewehrkugeln zerfetztem Mantel zurückkam. Er berichtete, dass der sowjetische Major gefallen sei, dass es aber dem Oberst gelungen sein könnte, die Front zu überschreiten. Er wisse es nicht genau. Krebs schwieg eine Weile. Sowohl er als auch der Major warteten darauf, wie man sowjetischerseits auf den Tod des sowjetischen Majors reagieren würde.

Es geschah jedoch nichts. Man beachtete die Deutschen nicht.

Quälend vergingen die Viertelstunden und dann die Stunden. Das Tageslicht kroch herauf. Immer noch feuerte die Batterie. Die lohende Glut über Berlin nahm einen helleren Ton an. Krebs versuchte noch einige Male, in ein Gespräch mit einem der sowjetischen Offiziere zu kommen. Aber es gelang ihm nicht mehr. Schliesslich schwieg er müde und resigniert.

Er war schon bereit, die Hoffnung auf die Rückkehr des Obersten aufzugeben, als dieser plötzlich in Tschuikows Vorzimmer erschien. Es war am 1. Mai mittags gegen 12 Uhr.

Der Oberst brachte die Nachricht, dass Goebbels Krebs selbst sprechen wolle, bevor er sich endgültig entscheide. Krebs wurde noch einmal zu Tschuikow geführt. Man las in seinen Augen die Spannung, ob man ihn noch einmal gehen lassen würde. Seine Augen waren rot unterlaufen und wirkten fremd und unheimlich in dem gelben Gesicht.

Aber Tschuikow erteilte Krebs die Erlaubnis, zur Reichskanzlei zurückzukehren. Er tat es mit dem unberührten Gesicht des Siegers, der doch wusste, dass niemand ihm entrinnen würde. Krebs bat, so, als werde noch einmal ein letzter Funke von Hoffnung in ihm wach, – um eine nochmalige Formulierung der unwiderruflichen und endgültigen sowjetischen Bedingungen.

Aber diese Bedingungen hatten sich nicht geändert. Sie lauteten auf vollständige und bedingungslose Kapitulation nach allen Seiten.

Krebs und der Oberst wurden auf die Strasse geführt. Sie blinzelten aus entzündeten Augen in das Sonnenlicht, dessen Strahlen durch die Wolken von Qualm und Staub über der Stadt hindurchdrangen.

Sie wurden aufgefordert, sich in einen Panzerwagen zu setzen.

Dieser brachte sie zum Landwehrkanal zurück.

Voller Spannung hatten Goebbels, Bormann und die anderen, die sich noch im Bunker aufhielten, auf die Rückkehr von Krebs gewartet. Sie hatten auch nach dem Eintreffen des Obersten noch darauf gehofft, dass Krebs eine Einigung über eine Kampfpause oder sogar mehr, irgendeine imaginäre Verbrüderung mit der Sowjetunion gegen den Westen, erreichen würde.

Als Krebs am Vormittag des 1. Mai noch nicht zurückgekehrt war, sah sich Bormann genötigt, Dönitz nicht noch länger in Unklarheit über Hitlers Tod zu halten.

Er liess daher funken: „Grossadmiral Dönitz. Testament in Kraft. Ich werde so rasch wie möglich zu Ihnen kommen. Bis dahin meines Erachtens Veröffentlichung zurückstellen. Bormann."

Er verriet mit diesem Funkspruch deutlich, dass ihn die Gier nach der Erhaltung seiner Macht und nach einer neuen Möglichkeit, Macht auszuüben, erfüllte. Der Funkspruch zeigte darüber hinaus, dass Bormann fest entschlossen war, so oder so zu überleben und, falls Krebs nicht irgendeinen Bescheid über eine bereitwillige Haltung der Sowjetunion mitbrächte, nach Westen auszubrechen.

Als Krebs gegen 1 Uhr zurückkehrte, stürzten alle Hoffnungen in sich zusammen – die offen geäusserten Hoffnungen auf eine Waffenruhe sowohl als auch die verborgenen geheimen Hoffnungen auf ein Bündnis mit den Sowjets.

Eine neue Konferenz begann. Sie fand statt, während draussen Stunde um Stunde weiter Tausende von Soldaten und Zivilisten starben. Man entschied sich, noch einmal einen Parlamentär über die Linie zu schicken und Tschuikow mitzuteilen, dass man die sowjetischen Bedingungen nicht annehmen könne. Für alle, die auch nach dem Zusammenbruch dieser letzten, irren Hoffnung den Willen zum Weiterleben behielten, gab es jetzt keine Alternative mehr. Es gab nur noch den Ausbruch, den Bormann zuerst vorgeschlagen hatte.

Man entschied, dass Dönitz jetzt endgültig Gewissheit über Hitlers Tod gegeben werden müsse. Um 15.15 Uhr wurde daher ein letzter Funkspruch an Dönitz gesendet.

Er lautete: „Führer gestern 15.30 Uhr verschieden. Testament vom 29. April überträgt Ihnen das Amt des Reichspräsidenten, Reichsminister Dr. Goebbels das Amt des Reichskanzlers, Reichsleiter Bormann das Amt des Parteiministers, Reichsminister Seyss-Inquart das Amt des Reichsaussenministers. Das Testament wurde auf Anordnung des Führers an Sie, an Feldmarschall Schörner und zur Sicherstellung für die Öffentlichkeit aus Berlin herausgebracht. Reichsleiter Bormann versucht, noch heute zu Ihnen zu kommen, um Sie über die Lage aufzuklären. Form und Zeitpunkt der Bekanntgabe an Truppe und Öffentlichkeit bleibt Ihnen überlassen. Eingang bestätigen. Goebbels – Bormann."

Es war die letzte Unterschrift, die Goebbels gab. Im Gegensatz zu Bormann hatte er jetzt den letzten, vielleicht noch aufflackernden Funken einer irren Hoffnung begraben. Er gab sich auf. Er zog sich zu seiner Frau und den Kindern zurück. Einige Freunde folgten ihm, um Abschied zu nehmen. Sie fanden ihn gefasst und ganz von dem Gedanken erfüllt, dem er in seinem Nachlass zu Hitlers Testament Ausdruck verliehen hatte, von dem Gedanken an die Nachwelt, die ihm einmal recht geben und in ihm ein Vorbild sehen würde. Arglos tranken seine Kinder das Gift, das ihnen in einem süssen Getränk gereicht wurde. Goebbels rief danach seinen Adjutanten zu sich und verpflichtete ihn, seinen Körper zu verbrennen, sobald er sich entleibt habe.

Etwas später, gegen 8.30 Uhr abends, begab er sich mit seiner Frau in einer Feuerpause in den Garten hinauf. Er erschoss sich nicht selbst, sondern befahl einem SS-Posten, dies zu tun. Sein Adjutant hatte am Fuss der Bunkertreppe gewartet, bis die Schüsse fielen. Als er in den Garten hinaufeilte, fand er Goebbels und Frau Goebbels tot.

Er übergoss die Toten flüchtig mit Benzin und zündete sie an. Dann lief er in den Bunker zurück. Kaum jemand fragte ihn danach, was geschehen sei. Im Gang wimmelte es von erregten Menschen, denen Bormann mitgeteilt hatte, dass es jetzt nur noch einen Weg der Rettung gab: den Ausbruch nach Westen. Jeder dachte nur noch an sich selbst. Sie horchten auf das Feuer draussen. Sie fragten zum hundertsten Male, wie weit die russische Front noch entfernt sei.

Niemand wusste es. Man konnte bereits das Tackern der Maschinengewehre hören, während Bormann ihnen mit gepresster dunkler Stimme mitteilte, dass um 21 Uhr der Ausbruch beginnen werde. Man werde in mehreren Gruppen durch die Keller und U-Bahnschächte bis zum Wilhelmsplatz gehen, von dort bis zur Station Friedrichstrasse. Dort werde man sich mit noch kampffähigen Einheiten des Brigadeführers Mohnke vereinigen und versuchen, über die Spree durch die sowjetische Front im Schutze der Nacht nach Nordwesten zu gelangen.

Die Qual nahm kein Ende. Wie ein Pesthauch lag es über der Innenstadt von Berlin und über den westlichen Bezirken, um die am Abend des 1. Mai unentwegt gekämpft wurde.

Keiner der kämpfenden Soldaten wusste, dass Hitler tot war. Noch regten sich letzte Hoffnungen auf Hilfe und Entsatz in letzter Sekunde.

Auch ein Mann wie Fritzsche, der sich immer noch im Bereich des Propagandaministeriums aufhielt, wusste nicht, dass Hitler seinem Leben ein Ende gemacht hatte. Er hatte nur einige Gerüchte gehört, die von der Wilhelmstrasse herübergesickert waren. Er wartete seit zwei Tagen vergebens darauf, dass Naumann, so wie an allen Tagen vorher, herüberkam, um über die Lage und über das Ergebnis der ständigen Konferenzen im Bunker zu berichten.

Naumann kam nicht mehr, und mit seinem Ausbleiben erstarben die Nachrichten über die politischen Chancen im Westen und über den heranrückenden Entsatz, die Naumann Tag für Tag wieder zum Leben erweckt hatten.

Der Kampflärm grollte. Von allen Seiten kamen mündliche Berichte über den beispiellosen Jammer der Ungezählten, die sich noch in den U-Bahnschächten und den Kellern der Innenstadt zusammendrängten. Aber aus der Reichskanzlei kam nichts.

Fritzsche fühlte sich an den 22. April erinnert, an dem er zum ersten Male eine absolute Führungslosigkeit empfunden hatte. Er hatte sich gegen Mittag auf die Suche nach General Weidling gemacht, ohne seinen Gefechtsstand zu finden. Er hatte Verbindung mit dem Oberbürgermeister von Berlin, Steeg, gesucht, um ihm angesichts der offenbaren Führungslosigkeit die Beendigung des sinnlosen Kampfes vorzuschlagen. Er erfuhr erst später, dass Steeg sich zu dieser Zeit bereits auf der sowjetischen Seite der Front, in Wilmersdorf, befunden hatte.

Er hatte sich dann zu verschiedenen Kampfgruppen in dem Viertel zwischen Gendarmenmarkt, Reichstag, Bahnhof Friedrichstrasse und dem Luftfahrtministerium begeben. Er war von

Ruine zu Ruine gekrochen, hatte zwischen vor Angst zitternden Menschen in Kellern Schutz gesucht. Er war über Tote und Sterbende hinweggestiegen. Er hatte hier und da, unbekümmert um das gegnerische Feuer, Männer und Frauen, halbe Kinder darunter getroffen, die sich noch einmal in einer wilden Lebensgier zusammenfanden. Er hatte einige Majore und schliesslich einen Oberst in irgendwelchen Gefechtsständen hinter Trümmern gefunden, verdreckt, verwundet, abgezehrt und müde. In ihren Augen mischten sich Hoffnungslosigkeit mit richtungslosem Fanatismus oder dem quälenden Bewusstsein eines Pflichtgefühls, dem sie nicht entrinnen konnten. Selbst die Hoffnungslosen lehnten jede Eigenmächtigkeit ab. Sie wünschten Befehle.

Fritzsche war schliesslich zu dem Keller des Propagandaministeriums zurückgekehrt. Dort hatte er endlich eine Meldung vorgefunden, dass Naumann kommen werde, um Informationen über die Lage zu geben. Aber Stunden vergingen.

Die sowjetischen Salvengeschütze feuerten.

Die Nacht sank.

Da endlich erschien Naumann. Sein Gesicht und sein Wesen hatten sich verändert. Das klare Bewusstsein des Endes sprach jetzt aus den Augen, die wenige Tage zuvor Hoffnung, Hoffnung, Hoffnung ausgestrahlt hatten. Einige Dutzend Menschen drängten sich um Naumann zusammen. Sie erwarteten von ihm, der so viel Hoffnungen erweckt hatte, ganz selbstverständlich eine neue Hoffnung, eine Gewissheit, einen Ausweg.

Aber er kam nur noch aus der Gruft des Bunkers, und er hatte nur noch den Zusammenbruch mitzuteilen. Er sprach hastig, fast so, als empfinde er den peinlichen Gegensatz zwischen seinen letzten Worten vor zwei Tagen und dem unausgesprochenen Eingeständnis, dass alles Täuschung und Illusion gewesen war.

Naumann erklärte gehetzt: „Adolf Hitler hat gestern nachmittag Selbstmord begangen. Dr. Goebbels liegt im Sterben. Die ganze in der Reichskanzlei liegende Kampftruppe macht um 21 Uhr einen Ausbruchversuch. Dieser steht unter der Führung von Bormann.

Die noch vorhandenen Panzer fahren voraus. Ich empfehle allen, auch den Frauen, sich diesem Ausbruch anzuschliessen. Abmarsch Punkt 21 Uhr!"

Dann verabschiedete Naumann alle, mit Ausnahme seines Vertreters. Er sprach kein Wort über die Diskrepanz der Lüge und der Wirklichkeit. Fritzsche blieb vor ihm stehen und sagte: „Dieser Ausbruch ist Wahnsinn."

Naumann antwortete, danach könne er nicht mehr fragen.

Es war die Antwort des Gehetzten, der jetzt in erbarmungsloser Erkenntnis der Wirklichkeit vielleicht vor seinem besseren Wissen und Gewissen floh, aber nicht bereit war, an der Stätte zu bleiben, an der er seine Täuschungen ausgestrahlt hatte, sowie bei der Masse derjenigen, die ihm Glauben geschenkt hatte.

„Seit wann haben Sie, Goebbels und Hitler uns sehenden Auges in diesen Abgrund geführt?" rief Fritzsche. „Warum dann noch das Berliner Blutbad? Haben Sie vergessen, dass Goebbels mir oft in Ihrer Anwesenheit schwor, dieser Kampf werde kein Kampf wie der der letzten Goten am Vesuv?"

Naumann stand da in der Qual dessen, der vielleicht erkannte, dass seine Augen nicht gesehen hatten, sondern blind gewesen waren, dass dies aber kaum eine Entschuldigung sein würde für das blutige Vabanque-Spiel bis zuletzt. Er rief: „Ich habe jetzt keine Zeit zu diskutieren."

Dann werde er, sagte Fritzsche zurück, als Zivilist und wahrscheinlich höchster Beamter in der Stadt die Kapitulation aussprechen. Soldaten und Offiziere würden ihm folgen, wenn er ihnen erkläre, was wirklich geschehen sei.

„Lassen Sie uns Zeit zum Ausbruch", atmete Naumann.

Daraufhin erwiderte Fritzsche, sofern man seinem eigenen Bericht über diese Stunde glauben darf, und es hat sich später kein Grund ergeben, dies nicht zu tun: „Nur, wenn Bormann als Chef des Werwolfs den Befehl gibt, dass keine Aktion des Werwolfs mehr ausgeführt werden darf, denn auch die Kosten dieses Kamp-

fes müsste das Volk tragen, das nun Ihre falschen Hoffnungen auf den Westen bezahlt."

Naumann erklärte sich bereit, dies für die nächsten drei Monate zuzugestehen. Aber Fritzsche forderte, dass dieses Zugeständnis für immer gelten müsse und dass er Bormanns persönliche Zustimmung benötige. Daraufhin forderte Naumann ihn auf, mit zur Reichskanzlei hinüber zu gehen.

Es herrschte gerade eine Feuerpause. Fritzsche sah noch einen Brand im Garten der Reichskanzlei. Wahrscheinlich war es jener Brand, der Goebbels' Körper verzehrte.

Sie fanden Bormann in einer Mauerlücke an der Rückfront der Reichskanzlei. Er trug SS-Uniform und hatte zum ersten Male in seinem Leben eine Maschinenpistole umgehängt. Seine Augen blickten dunkel und gehetzt. Es kam zu einem kurzen Gespräch. Vielleicht dachte Bormann einen Augenblick daran, Fritzsche niederzuschiessen, aber dann entschied er sich für den einfacheren Weg.

Er rief einige Männer in SS-Uniform und in Zivil herbei und erklärte ihnen: ,,Sämtliche Werwolfaktionen sind einzustellen. Auch die Vollstreckung von Todesurteilen. Der Werwolf ist aufgelöst." Was bedeutete schon eine solche Zusage? Was bedeutete sie, wenn es ihm gelang, nach Westen zu entkommen?

Aber Fritzsche gab sich damit zufrieden. Er warf noch einen Blick auf diejenigen, die jetzt offenbar darauf warteten, den Ausbruch zu versuchen. Dann lief er zum Keller des Propagandaministeriums zurück.

Hunderte von Menschen hatten sich inzwischen dort versammelt. Sie stürmten auf ihn ein. Sie schrien ihm Fragen der Verzweiflung entgegen. Sie schrien: „Was ist los?" – „Wo ist die Armee Wenck?" – „Was ist mit Schörner?" – „Hat sich Hitler gedrückt?" – „Sollen wir den Ausbruch mitmachen?" – „Was werden Sie tun?"

Mit Mühe verschaffte sich Fritzsche Gehör. Er sagte, dass er dem Ausbruchsversuch keine Chance gäbe, zumindest nicht einem Massenausbruch.

Dann erklärte er, er werde bleiben und dem sowjetischen Oberbefehlshaber als Zivilist und als höchster zurückgebliebener

Reichsbeamter die Kapitulation anbieten, da offenbar keine andere Autorität vorhanden oder bereit war, dies zu tun. Er erwarte für sich nichts Gutes. Aber er glaube, dass diejenigen, die bei ihm blieben, gleich in die Hand eines höheren sowjetischen Stabes kämen und damit vielleicht doch der schlimmsten Hemmungslosigkeit entgingen. Er hoffe, dass die meisten der Soldaten, Polizisten und Volkssturmmänner, die noch in der inneren Stadt kämpften, folgen würden, wenn er ihnen die Wahrheit mitteile.

Man mochte und konnte Fritzsche sehr viel Verantwortung für das, was geschehen war und geschah, vor allem aber für das Meer des Glaubens und der Illusionen, das doch so viel zu diesem Geschehen beigetragen hatte, aufbürden. Und in dem Augenblick, in dem er Naumann gefragt hatte, wann Goebbels und Hitler „uns" sehenden Auges in den Abgrund geführt hätten, in dem Augenblick, in dem er sich in dieses „uns“ miteinschloss, hatte er der menschlichen Regung nachgegeben, sich selbst aus dieser Mitverantwortung hinauszumanövrieren. Aber als er sich jetzt endgültig dazu bekannte, zu bleiben, diejenigen, zu deren Täuschungen er beigetragen hatte, nicht zu verlassen und für seine Verantwortung und sein Tun einzustehen, tat er etwas, das nur wenige Beispiele hatte und nur wenige Nachahmer fand.

Während sich immer mehr Menschen unter den niedrigen, glühend heissen Kellerdecken des Ministeriums versammelten, während ein Teil zur Reichskanzlei hinüberlief, um sich doch dem Ausbruchsversuch Bormanns anzuschliessen und die anderen apathisch oder weinend oder gefasst dem Kommenden entgegensahen, schloss Fritzsche sich mit dem Dolmetscher Junius und einem Rundfunktechniker in ein Zimmer ein und schrieb einen Brief an Marschall Shukow, in dem er sich bereit erklärte, für die Kapitulation der Innenstadt einzustehen. Junius sollte dann den Brief übersetzen und ihn zu den Russen hinüber bringen.

Aber es war noch nicht so weit. Fritzsche schrieb noch, als plötzlich stürmisch geklopft wurde. Als er öffnete, drängte sich General

Burgdorf schwankend, mit glasigen Augen und rotem Trinkergesicht in den Raum. Er vermochte sich kaum aufrecht zu halten. Er gröhlte Fritzsche mit heiserer Stimme entgegen: „Sie wollen kapitulieren?"

Als Fritzsche bejahte, griff er zur Pistolentasche und keuchte: „Dann muss ich Sie niederschiessen. Der Führer hat in seinem Testament jede Kapitulation verboten. Es muss bis zum letzten Mann gekämpft werden."

Fritzsche blickte zu seinem Techniker hinüber, der in eine der Sprechzellen des Raumes getreten war. Burgdorf stützte sich gegen den Türrahmen. Es war offenbar, dass er sinnlos betrunken war.

„Auch bis zur letzten Frau?" fragte Fritzsche. Burgdorf schwankte. Er wollte die Waffe heben. Aber es war für den Techniker hinter ihm ein leichtes, seinen Arm in die Höhe zu stossen.

Der Schuss ging in die Decke. Dann führte der Techniker Burgdorf hinaus. Es war das letzte Auftreten des Mannes, der – ebenfalls beschränkt, schwach und hörig – als Chef des Heerespersonalamtes so viel dazu beigetragen hatte, das deutsche Heer zum willenlosen Werkzeug zu machen. Er jagte sich auf dem Rückweg aus einer zweiten Pistole eine Kugel durch den Kopf.

Zu dieser Zeit suchten die Gruppen aus der Reichskanzlei, die den Ausbruch wagen wollten, ihren nächtlichen Weg durch die brennenden, immer von neuem durch das Artilleriefeuer umgewühlten Ruinen der Stadt.

Alle, die zuletzt in der Reichskanzlei gewesen waren, hatten sich gegen 23 Uhr auf den Weg gemacht. Nur Burgdorf, Krebs und der SS-Hauptsturmführer Schedle, der wegen einer Verwundung nicht gehen konnte, waren zurückgeblieben. Die beiden ersteren hatten nun gleich Goebbels resigniert. Sie blieben zechend zurück, bereit, ihrem Leben selbst ein Ende zu machen.

Die Gruppen brachen einzeln auf. In der ersten Gruppe befanden sich der Brigadeführer Mohnke, der Botschafter Hewel, der Admi-

ral Voss, Hitlers Flugzeugführer Bauer sowie einige Frauen. Dann folgten noch fünf andere Gruppen.

Mit der dritten Gruppe verliess Bormann das Trümmerfeld der Reichskanzlei. Der ersten Gruppe gelang es, durch Trümmer und Brand, über Leichen von Menschen und Tieren hinweg die Spree zu erreichen und sie in der Nähe der Weidendammer Brücke zu überqueren. Die anderen Gruppen waren schon am Bahnhof Friedrichstrasse auseinandergeraten. Nur einzeln hatten ihre Mitglieder das Gebiet der Weidendammer Brücke erreicht. Dort aber stiessen sie auf sowjetische Panzersperren. Sie warteten dann auf deutsche Panzer, die einen Durchbruch versuchen wollten, und sammelten sich schliesslich um diese Panzerwagen. Dabei fanden sich Bormann, Naumann, Axmann, Dr. Stumpfegger, Hitlers zweiter Flugzeugführer Beetz und einige andere nochmals zusammen. Sie folgten einem Panzer, der jedoch von einer Panzerfaust getroffen wurde und explodierte. Einige wurden verwundet oder zu Boden geworfen. Darunter auch Bormann. Aber sie fanden sich abermals zusammen. Bormann, Naumann, Axmann, Dr. Stumpfegger und einige andere gelangten bis zum Lehrter Bahnhof.

Dort gerieten sie auseinander. Bormann und Stumpfegger schlugen die Richtung zum Stettiner Bahnhof ein. Die meisten anderen versuchten, nach Westen zu entkommen. Dabei gelang es Naumann tatsächlich, Berlin zu verlassen. Axmann musste noch einmal umkehren und arbeitete sich jetzt ebenfalls in der Richtung vor, in der Bormann und Stumpfegger verschwunden waren. In der Invalidenstrasse sah er beide – offenbar tot – daliegen. Sie waren gut zu erkennen, denn der Mond beschien ihre Gesichter. Ausserdem erleuchteten die Brände den Platz. Auch Axmann gelang es danach, sich nach Westen durchzuschlagen.

Währenddessen war die erste Gruppe, der es gelungen war, die Spree zu überqueren, über die Chausseestrasse nach Norden weiter gekroöhen. In der Nähe der Maikäfer -Kaserne hatte Admiral Voss die Verbindung verloren und war offenbar von den Russen gefan-

gen worden. Die übrigen krochen und sprangen noch weiter durch den Irrgarten der Trümmer und machten schliesslich erschöpft in einem Keller halt. Hier waren Mohnke, Hewel und Bauer noch beieinander. Sie versteckten sich bis zum Nachmittag des 2. Mai. Dann erschienen russische Soldaten vor den Kellern.

Sie liessen die Frauen schliesslich entkommen. Die Männer blieben zurück. Sie riefen den Frauen noch zu, sie würden ihrem Leben selbst ein Ende machen. Das war das Ende derer, die bis zuletzt im Umkreis von Hitler gelebt und gewirkt hatten.

Vor Mitternacht, kurz nachdem eine Folge von Raketensalven die Trümmer der Innenstadt noch einmal durchwühlte, hatten Fritzsches Parlamentäre den Keller des Propagandaministeriums verlassen.

Die Stunden vergingen. Immer neue Menschen, Männer, Frauen und Kinder suchten Zuflucht unter der niederen Decke, über der die Schuttmassen schwelten. Fritzsche liess die vorhandene Verpflegung verteilen. Er liess den vorhandenen Alkohol vernichten, weil er immer wieder gehört hatte, dass die sowjetischen Soldaten ihre schlimmsten Hemmungslosigkeiten begingen, wenn sie Alkohollager erbeuteten.

Eine Stunde nach Mitternacht kam eine Anzahl derjenigen zurück, die an dem Ausbruchsversuch teilgenommen hatten. Sie berichteten von dem Sturm an der Weidendammer Brücke, in dem zahlreiche Menschen zugrunde gegangen waren. Durch überfüllte U-Bahnschächte, in denen hilflose Verwundete nach einem Gnadentod schrien, durch ein wirres Durcheinander von deutschen Kampfgruppen und sowjetischen Stosstrupps, durch Feuerüberfälle und Bombenexplosionen hatten sie sich zurückgearbeitet.

Wieder vergingen die Stunden. Endlich im Morgendämmer des 2. Mai kamen überraschend die beiden Parlamentäre zurück. Ein entschlossener deutscher Oberst hatte sich ihnen angeschlossen. So waren sie über die Linien gelangt. Sie hatten ihre Botschaft an Marschall Shukow befördern können. In einem sowjetischen Stab hatte

man ihnen mitgeteilt, dass Fritzsche erwartet werde, und ihnen einen sowjetischen Oberstleutnant zur Begleitung mitgegeben.

Fritzsche verabschiedete sich von den wenigen Mitarbeitern, die noch bei ihm waren. Dann machte er sich auf den Weg.

Zusammen mit dem deutschen Oberst, dem sowjetischen Oberstleutnant, den beiden Parlamentären und einem Soldaten, der die weisse Fahne trug. Schliesslich schloss sich ihm noch ein Mann an, der bis vor wenigen Tagen unentwegt Hoffnungen und Illusionen ausgebreitet hatte und der jetzt wenigstens auch den Mut fand, persönliche Verantwortung zu tragen und nicht aus dem Leben oder aus Berlin zu fliehen, Dr. Kriegk.

Die kleine Gruppe zog durch das fürchterliche Trümmerfeld der Innenstadt zum Gendarmenmarkt. Dann arbeitete sie sich durch die Leipziger Strasse zurück zum Luftfahrtministerium. Dort stiess sie auf zahlreiche, noch gut ausgerüstete junge Soldaten. Irgendwoher hatten sie von Fritzsches Absicht, zu kapitulieren, gehört. Sie weigerten sich, so, wie die Fanatiker in Königsberg oder Breslau oder irgendwo sonst, an die Unwiderruflichkeit des Endes zu glauben. Sie glaubten auch nicht an Hitlers Tod. Sie blickten mit finsteren Gesichtern auf Fritzsche und hoben ihre Waffen. Erst nach längerer Debatte gelang es dem deutschen Oberst, den Weg für den Weitermarsch frei zu machen.

Die Gruppe gelangte dann zum Anhalter Bahnhof. Sie benötigte Stunden, um eine Strecke zurückzulegen, die man früher in Minuten hinter sich gebracht hatte.

Fritzsche und seine Begleiter schlossen häufig die Augen, weil sie das Übermass der Verwüstungen, den Anblick der toten Frauen und Kinder, die grauen Gesichter, die aus Kellerlöchern hervorstarrten, nicht mehr ertragen konnten. Vielleicht empfanden sie den Anblick als quälende Mahnung an ihre wortreiche Vergangenheit.

In der Nähe des Anhalter Bahnhofs überschritten sie die Kampflinie und erreichten schliesslich in der Dessauer Strasse einen sow-

jetischen Wagen, der sie nach Tempelhof brachte. Sie fuhren durch ein Meer der Zerstörung, an glühenden Ruinenhaufen, an achtlos aufgeworfenen Haufen gefallener Soldaten, an langen Reihen zerstörter und ausgebrannter Fahrzeuge und wüsten Ansammlungen zerschlagenen Hausrats vorüber.

Sie sahen die zusammengekrümmten Leiber von Frauen, die aus den Fenstern ihrer Häuser gesprungen waren, um denen, die nach ihnen jagten, zu entgehen. Sie lasen aus den Gesichtern der Toten vor den grossen Kellern und Bunkern, wieviel Entsetzliches sich dort ereignet hatte. Vielleicht erhob sich hinter ihnen der Schatten ihres Gewissens zu drückender Grösse.

Der Wagen hielt schliesslich vor einem vornehmen Mietshaus gegenüber dem Eingang des Flughafens Tempelhof. Dort wurde Fritzsche, zusammen mit dem Dolmetscher Junius, in ein Zimmer geführt, in dem rund 30 sowjetische Offiziere rings um einen grossen Tisch auf ihn warteten. Es war in der 6. Morgenstunde. Immer noch hörte man in der Ferne der Innenstadt Explosionen und Artilleriefeuer.

Ein Offizier mit grossen silbernen Schulterstücken begann Fritzsche zu befragen. Fritzsche erklärte ihm, dass er gekommen sei, um die Kapitulation für die Innenstadt anzubieten und dass er nach erfolgter Vereinbarung sich unter Einsatz seiner Person und seines Namens an alle diejenigen wenden wolle, die dort noch kämpften.

Es kam jedoch zu keinen weiteren Verhandlungen. Denn während Fritzsche noch sprach, wurde der Offizier mit den silbernen Schulterstücken aus dem Zimmer gebeten. Es geschah, weil sich eben der letzte Kampfkommandant von Berlin, General Weidling, gefangen gegeben hatte und bereit war, die Kapitulation zu vollziehen.

Kurz nach Mitternacht nahmen gleichzeitig mehrere sowjetische Funkstellen im Gebiet des Anhalter Bahnhofes und weiter östlich und nördlich einen Funkspruch auf, den General Weidling durch eine Funkstelle des LVII. Panzerkorps, dessen Reste er bis vor wenigen Tagen befehligt hatte, senden liess. Er lautete: „Hier LVII,

deutsches Panzerkorps, LVII. deutsches Panzerkorps. Wir bitten, das Feuer einzustellen. Um 12.50 Uhr Berliner Zeit entsenden wir Parlamentäre auf die Potsdamer Brücke. Erkennungszeichen weisse Flagge vor rotem Licht. Wir bitten um Antwort. Wir warten. Hier LVII. deutsches Panzerkorps."

Der Spruch wurde fünfmal nacheinander gesendet. Er wurde ebenso, wie der Brief Fritzsches, dessen Parlamentäre eine Stunde früher die Linien überschritten hatten, an Generaloberst Tschuikow weitergereicht. Tschuikow gab nach Rückfrage bei Shukow Befehl, die Parlamentäre aufzunehmen. Weidling hatte zum Parlamentär jenen Oberst ausersehen, der bereits einmal zusammen mit Krebs die sowjetischen Linien überschritten hatte.

Der Oberst erschien jetzt und teilte mit, dass Weidling sich, nachdem Hitler die in Berlin kämpfenden Truppen im Stich gelassen habe, entschlossen habe, die Waffen zu strecken. Gegen 5 Uhr fuhr der Oberst, begleitet von sowjetischen Offizieren, zur Vossstrasse zurück.

Um 5.30 Uhr hob sich die Betondecke über dem letzten Gefechtsstand Weidlings. Die Russen sahen zu, wie ein Soldat mit weissem Tuch am aufgepflanzten Bajonett die Treppe hinaufstieg. Ihm folgten die Generale Weidling, Wetasch und Schmidt-Danckwart.

Erschöpft, mit aschgrauen Gesichtern, gingen sie zu dem sowjetischen Panzerwagen hinüber, der auf sie wartete. Nachdem sich die Tür hinter ihnen geschlossen hatte, rollte der Wagen mit heiser blökenden Signalen durch die Saarlandstrasse an den schauerlichen Skeletten des Potsdamer und Anhalter Bahnhofs vorüber, durch das Hallesche Tor und über die Belle-Alliance-Strasse nach Tempelhof. Schliesslich hielt er vor dem Hause, in das am 30. April Krebs geführt worden war.

Tschuikow wartete. Weidling hob die Hand zur Mütze. Dann setzte er sich auf denselben Stuhl, auf dem Krebs gesessen hatte. Aus seinen Augen sprach alles, was er in den letzten Wochen und Tagen erlebt und was ihn als Soldaten voller Tradition, voller fest-

umrissener Gehorsams- und Ehrbegriffe am schwersten getroffen und ihn abseits von all dem Leid und der grenzenlosen Not in Berlin dazu bewogen hatte, ein Ende zu machen. Er war seinen anerzogenen Begriffen von Treue und Gehorsam bis zu dem Augenblick gefolgt, in dem Hitler sich ohne ein Wort des Abschieds an seine Soldaten, ohne ein Wort der Erklärung für all jene Täuschungen mit Entsatzarmeen und politischen Wendungen im Westen, an die auch Weidling geglaubt hatte, aus dem Leben und aus der Verantwortung gestohlen hatte.

Weidling sprach mit einer leeren Greisenstimme. Er sagte nicht viel. Er überlas den Inhalt einer Kapitulationsurkunde, die ihm vorgelegt wurde. Er unterzeichnete sie mit einer Hand, deren Zittern nur mühsam beherrscht war. Er überflog ein zweites Blatt, das ihm zur Unterschrift vorgelegt wurde. Er las:

,,Berlin, den 2. Mai 1945. Am 30. April hat der Führer uns, die wir ihm die Treue geschworen hatten, im Stich gelassen. Auf Befehl des Führers glaubt Ihr noch immer, um Berlin kämpfen zu müssen, obwohl der Mangel an schweren Waffen, an Munition und die Gesamtlage den Kampf als sinnlos erscheinen lassen.

Jede Stunde, die Ihr weiterkämpft, verlängert die entsetzlichen Leiden der Zivilbevölkerung Berlins und unserer Verwundeten. Im Einvernehmen mit dem Oberkommando der Sowjetischen Truppen fordere ich Euch daher auf, sofort den Kampf einzustellen.

Weidling, General der Artillerie und Befehlshaber des Verteidigungsbereichs Berlin."

Weidling zögerte einen Augenblick, aber dann unterzeichnete er auch dies.

Die Erbitterung dessen, in dem plötzlich eine ganze Vorstellungs weit zusammengebrochen war, führte seine Feder.

Dann erhob er sich. Man führte in wieder auf die Strasse und zu dem Panzerspähwagen hinaus. Der Wagen fuhr ihn nach Johannisthal hinaus. Weidling sass schweigend da. Er blickte auf die endlos marschierenden Kolonnen der Rotarmisten, auf die Rudel von Panzern, auf die Batterien der sowjetischen Artillerie, auf die geduckten Gestalten der Deutschen, die hier und dort aus einem

Haus hervorhuschten, und auf die grauen trostlosen Haufen seiner eigenen Soldaten, die schon in Gefangenschaft geraten waren und an den Strassenrändern zwischen Ruinen auf ihr dunkles Schicksal warteten.

In Johannisthal hielt der Wagen vor einem einstigen Filmatelier. Weidling tat müde und hoffnungslos das gleiche, was General Lasch in Königsberg, General Mattem in Posen getan hatten und was General Niehoff in Breslau wenige Tage später noch tun würde. Er vollzog noch einmal die Geste der Kapitulation vor den Kameras der sowjetischen Wochenschau und sprach den Befehl an seine Truppen, den er in Tschuikows Zimmer unterzeichnet hatte, in ein Mikrophon. Als er sprach, verlor seine Stimme für einen Augenblick ihre greisenhafte Müdigkeit und füllte sich mit scharfer Bitterkeit, die vielleicht vergass, dass den Täuschungen Hitlers seine eigene Kurzsichtigkeit gegenübergestanden war. Dann nahm der Wagen den General wieder auf und brachte ihn in die Ungewissheit der Gefangenschaft.

Russische Lautsprecher und russische Flugblätter trugen den Text von Weidlings Aufruf durch Trümmer und Brand und den Lärm der Gefechte zu den deutschen Gruppen, die sich noch in den Ruinen der Innenstadt und im Berliner Westen mit der Kraft der Verzweiflung zur Wehr setzten, oder aber sich tödlich ermattet und hoffnungslos in irgendwelche Schächte und Keller zurückgezogen hatten und dort vermischt mit der Zivilbevölkerung und den auf ihre Befreiung wartenden Ausländern dem Ende entgegensahen.

In der Stadtmitte folgten die meisten Kampfgruppen Weidlings Kapitulationsaufforderung. Andere aber setzten sich weiter zur Wehr oder versuchten, zwischen den Zivilisten unterzutauchen oder sich im Schutz der nächsten Nacht durch das unbeschreibliche Gewirr der Fronten nach Westen durchzuschlagen. In Halensee wurde buchstäblich bis zum letzten Mann gekämpft. Der Kampf endete in Trunkenheit und Mord. Eine in Pankow stehende stärkere Kampfeinheit versuchte einen geschlossenen Ausbruch

nach Westen. Sie zerflatterte in wilden erbarmungslosen Kämpfen Mann gegen Mann.

Im Berliner Westen versuchten mehrere Gruppen, der so grausam gefürchteten sowjetischen Gefangenschaft durch geschlossene Ausbruchsversuche zu entkommen. Überall schlossen sich ihnen Frauen und Kinder an. Frauen stürmten, ihre Kinder auf dem Arm, mit in der vordersten Linie und gingen im Feuer zugrunde. Einer dieser Ausbruchsversuche wurde von den dezimierten Resten der Division ,,Müncheberg", zusammen mit anderen Kampfgruppentrümmern, die sich ihnen gleiche Ordonnanzoffizier, der über die Kämpfe des schliesslich angeschlossen hatten, unternommen. Der LVII. Panzerkorps und der Division ,,Müncheberg" in den Strassen Berlins einen tagebuchartigen Bericht geschrieben hatte, schrieb auch in diesen letzten Tagen der Verzweiflung. Er schrieb über diesen letzten Versuch, dem übermächtigen Schicksal zu entgehen:

„1. Mai 1945. Wir liegen jetzt im ‚Aquarium'. Ringsum breitet sich Trichter an Trichter. Die Strassen scheinen zu dampfen. Der Leichengeruch wird zeitweise unerträglich. In der letzten Nacht haben in einer Etage über uns trotz des ununterbrochenen schweren Artilleriefeuers Polizeioffiziere und Polizeisoldaten Abschied vom Leben gefeiert. Männer und Frauen liegen am Morgen betrunken und eng umschlungen auf den Treppen. Auf der Strasse blickt man durch die gähnenden Einschlagslöcher in den Strassendecken in die U-Bahnschächte hinab. Man hat den Eindruck, als ob dort unten Menschen in Schichten aufeinander lägen. Es gibt keine Verbindung mehr unter den Verteidigungsabschnitten. Jeder in unserem Gefechtsstand, einschliesslich General Mummert, ist in den letzten Tagen zum zweiten- oder drittenmal verwundet worden. Der General trägt den rechten Arm in der Schlinge. Wir alle kennen nur noch zwei oder drei Stunden Schlaf am Tag und gleichen wandelnden Skeletten. Die Funker horchen hinaus. Aber es gibt keine Meldungen und keine Nachrichten. Nur ein Gerücht besagt, Hitler sei gefallen. Die Hoffnungen erlöschen. Nur noch von

einem wird gesprochen, sich nicht gefangen zu geben, sondern, falls Hitler wirklich tot ist, irgendwohin nach Westen durchzubrechen. In den Augen der Zivilisten gibt es auch keine Hoffnungen mehr. Niemand spricht mehr von Wenck. Den ganzen Vormittag über dröhnt die Erde. Sprühend steigen Feuersäulen auf, und weit und breit platzen die Geschosse von Granatwerfern und Stalinorgeln. Unsere Flak auf dem Zoobunker schiesst ununterbrochen. K. wagt gegen Mittag einen Sprung über die Strasse, um im Hotel ‚Eden' irgendeine Nachricht aufzulesen. Aber er erreicht nichts. Von neuem an Schulter und Kopf verwundet, fällt er in den Keller des ‚Aquariums' zurück. Die Russen haben sich im Kleinen Haus des Staatstheaters festgesetzt.

Nach Mittag müssen wir zurück. Maschinengewehrfeuer bestreicht unseren Keller. Wir bringen unsere Verwundeten in den letzten Schützenpanzerwagen in die Heereskleiderkasse. Dann folgen wir nach.

Die Division hat alles in allem noch fünf Panzer und vier Geschütze. Ein Teil kämpft jetzt vor dem Zoobunker, in dem Tausende dem Ersticken nah sein müssen. Die Gedächtniskirche wird von den Russen genommen. Am späten Nachmittag neue Gerüchte, dass Hitler gefallen sei und dass Kapitulationsverhandlungen im Gange sind. Das ist alles. Zivilisten fragen uns, ob wir ausbrechen werden.

Sie wollen sich uns anschliessen. Ihre Gesichter, seit Wochen kaum noch gewaschen, bleiben unvergesslich. Einzelne Stützpunkte halten sich in der Nähe des Savignyplatzes. Die Russen verfolgen immer wieder ihre Taktik des unterirdischen Vorgehens. Plötzlich steigen sie irgendwo in unserem Rücken aus den Schächten herauf. Unten hört man während der Feuerpausen das Geschrei der Zivilisten, die auf den Bahnkörpern liegen. Vor Einbruch der Dunkelheit gelingt es einem Spähtrupp, über die Spandauer Brücke vorzustossen und in Spandau nur schwächere russische Kräfte festzustellen. Gleich darauf neue Kapitulationsgerüchte. Es entsteht der Plan, über Spandau nach Westen auszubrechen.

Der russische Druck aus der Budapester Strasse ist nicht mehr länger aufzuhalten. Wir müssen weiter zurück. Verwundete

schreien in den Kellern. Es gibt keine Mittel mehr, ihre Schmerzen zu lindern. Hier und da stürzen Frauen trotz des Feuers, die Fäuste an die Ohren gepresst, aus den halbverschütteten Kellereingängen, weil sie das Schreien nicht länger ertragen können.

2. Mai. Es gibt keinen Augenblick Ruhe. Fast ununterbrochen zittert der Boden. Nachtflieger sind unterwegs. Man hört, wenn sie tief herunterschiessen und ihre heimtückischen Splitterbomben werfen. Endlich Verbindung mit einer übriggebliebenen Gruppe der 18. Panzergrenadierdivision. Anfrage, ob sie sich einem Ausbruchsversuch anschliessen will. Sie lehnt ab, solange kein höherer Befehl vorliegt.

„Müncheberg" bezieht auf engem Raum neue Riegelstellung und entsendet Spähtrupps zur Erkundung des Ausbruchswegs. Alles fiebert nach Westen. Am Nachmittag Kapitulationsflugblätter. Sowjetische Lautsprecher, die einen angeblichen oder tatsächlichen Kapitulationsaufruf Weidlings zu uns herüberschreien. Die Flak auf dem Zoobunker feuert immer noch. Ein paar abgehetzte Landser und Zivilisten, die schon hinter der sowjetischen Front gewesen sind, schlagen sich zu uns durch. Sie sind ohne Ausnahme verwundet, auch die Frauen. Sie sind schweigsam. Sie deuten nur mit wenigen Worten an, was sie drüben gesehen und erlebt haben. Die 18. Panzergrenadierdivision meldet sich. Teile von ihr wollen sich jetzt unserem Ausbruch anschliessen.

3. Mai. Im Morgengrauen Angriff auf die Havelbrücke bei Spandau, die nach Spandau-West führt. Die nahe Zitadelle ist in russischer Hand. Die Brücke liegt dauernd unter schwerem Feuer. Die Opfer der letzten Tage liegen überall herum, sterbende Verwundete warten unbeachtet auf ihr Ende. Die Brücke wird genommen. Sie ist nur im Sprung zu überqueren. Aber die Verzweiflung treibt eine Masse von Flüchtlingen jeden Alters darauf zu. Sie fallen reihenweise. Die letzten Panzer und Fahrzeuge, die noch einsatzbereit sind, bahnen sich einen entsetzlichen Weg durch wirre Haufen von menschlichen Körpern. Die Brücke schwimmt in Blut, als wir darüber hinwegspringen. Die Nachhuten halten nicht

mehr. Sie fiebern nach Westen. Sie wollen nicht im letzen Augenblick fallen. Die Führung zerflattert. General Mummert wird beim weiteren Angriff auf den Flugplatz Staaken vermisst. Der erste Angriff auf Staaken gelingt nicht. Erst der zweite Angriff gelingt. Schwere Verluste. Hilflos zurückbleibende Verwundete. Immer noch versuchen Zivilisten, mit durchzubrechen.

3. Mai. Hinter uns brennt Berlin. Ausser uns müssen noch viele andere Gruppen kämpfen. Der Himmel glüht in einem hellen Rot, das von hellen Blitzen durchzuckt wird. Rings um unsere Gruppe das Feuer sowjetischer Panzerkanonen und ununterbrochenes Maschinengewehrfeuer. Erbitterte Nahkämpfe um den weiteren Durchbruch. Wir kämpfen uns an Fort Hahneberg vorbei. Immer wieder stossen wir auf Flüchtlingskolonnen, die ziellos umherirren. Sie bitten weinend um Führung und Hilfe. Aber wir selbst sind am Ende. Im Morgengrauen erreichen einzelne Kolonnen den Truppenübungsplatz Döberitz. Hier stossen wir auf weit überlegene Russen. Unsere Munition geht zu Ende. Stundenlange erbitterte Kämpfe. Wir werden völlig aufgesplittert. In kleinen Gruppen versuchen wir uns weiter durchzuschlagen. Wir erreichen den Beetzsee und verstecken uns im Schilf, um in der Nacht weiter zu marschieren. In der Ferne grollen unentwegt Geschütze und die Feuerwolke – jetzt hellrosa vom Licht des Tages – liegt breit und flach über Berlin."

Das war das Ende einer Division, die in Berlin gekämpft hatte.

Es entsprach dem Ende aller anderen, die in letzter Stunde versuchten, dem Debakel zu entrinnen. Es gelang nur einzelnen.

Die Masse derer, die in Berlin als Soldaten und Zivilisten eingeschlossen worden waren und die Schlacht überlebt hatten, gab sich in die Hand der Sieger.

Ausgebrannt, verwahrlost, mit apathischen, von Müdigkeit, Enttäuschung, Verbitterung oder der ersten Ahnung einer zu spät erkannten Wirklichkeit gezeichneten Gesichtern, stiegen die überlebenden Soldaten und Volkssturmmänner aus den Kellern, Höh-

len und Schächten. Sie sammelten sich, wie in allen anderen verlorenen Städten des Ostens, in den Ruinenfeldern zu verlorenen trüben Haufen. Sie sahen in die fremden, so häufig mongolischen Gesichter der Sieger. Sie formierten sich zu endlosen Zügen, die dann den Marsch aus Berlin nach Osten antraten.

Sie liessen die Berliner Bevölkerung zurück, die nun jenes Schicksal der Besiegten erlebte, das der Bevölkerung Ostdeutschlands in den vorangegangenen Monaten schon zuteil geworden war – um Nuancen abgeschwächt, weil die Gier und der Hass in jenen vorangegangenen Monaten schon so viel Möglichkeiten gefunden hatten, sich zu erfüllen. Aber das Schicksal blieb düster genug.

Als die Nacht vom 30. April zum 1. Mai über dem Gebiet von Beelitz, Ferch, Petzow hereinbrach, wussten Wencks schwer kämpfende Divisionen und Divisionsreste nichts vom Ende des Dramas, das sich gerade in Berlin vollzog.

Der Druck der sowjetischen Übermacht wurde von Stunde zu Stunde stärker. Aber die jungen Soldaten krallten sich förmlich in den Boden. Ihre Verluste waren schwer und nahmen an Schwere noch ständig zu. Aber sie behaupteten den Keil, in dem sie vorgestossen waren.

Während die letzten Teile der Potsdamer Besatzung in Ruderbooten über den Schwielower See kamen und aufgenommen wurden, rollten hinter den Frontabschnitten immer noch Trecks der Bevölkerung und Verwundetenkolonnen aus den zurückgenommenen Lazaretten nach Westen der Elbe zu. Die noch einmal in Gang gesetzten Pendelzüge rollten trotz dauernder Luftangriffe hin und her. Sie brachten allein aus Beelitz dreitausend Verwundete an die Elbe. Mit den Deutschen wurden Angehörige der aus Berlin geflohenen schweizerischen Gesandtschaft, Teile der Schweizer Kolonie von Berlin und Angehörige der Dänischen Gesandtschaft an die Elbe bei Tangermünde gebracht.

Wenck selbst war von Frontabschnitt zu Frontabschnitt unterwegs. Er sah die zunehmende Erschöpfung. Aber er sagte seinen

Soldaten, weshalb sie aushalten müssten, weshalb sie so viele Opfer auf sich nehmen müssten, weshalb es darum ging, zwar nicht weiter anzugreifen, aber sich noch einige Tage zu behaupten.

Die Nacht verging unter schweren, erbitterten Kämpfen.

In den frühen Morgenstunden stiegen gegenüber den vorderen Linien zwischen Treuenbrietzen und Beelitz Leuchtkugeln hoch. Sie zeigten an, dass die Angriffsspitzen der 9. Armee dicht vor der deutschen Front standen. Wenige Stunden später, nach mehrfachem Hin und Her von Angriff und Gegenangriff, vereinten sich Busses Spitzen mit der 12. Armee.

Noch bis zum Abend des 1. Mai dauerten die Kämpfe an der Aufnahmestelle an. Von allen Seiten drängten überlegene sowjetische Einheiten. Flieger griffen an. Aber als die Nacht zum 2. Mai heranbrach, befanden sich die Reste der 9. Armee nach ihrem fürchterlichen Weg aus ihrem Einschliessungsraum westlich der Oder bis nach Beelitz hinter der deutschen Front. Wenn es aber irgend etwas gab, das die wirklichkeitsfremden Vorstellungen, mit denen Keitel und Jodl bis in die letzten Apriltage hinein operiert hatten, beleuchtete, so waren es diese Reste der 9. Armee.

Es waren vielleicht noch dreissigtausend Mann, die sich um General Busse, der mit ihnen durchgebrochen war, scharten. Dazu einzelne Haufen von Zivilisten, die sich an die Kampftruppen geklammert hatten. Busses Stabschef, General Hölz, war in den Kämpfen gefallen. Eine unübersehbare Zahl von Soldaten und Zivilisten war vor Ermattung zurückgeblieben, war unterwegs zusammengebrochen oder gefallen oder in Gefangenschaft geraten. Nur der Wille, sich nach Westen zu retten, hatte die ausgebrannten Schlacken einstiger Divisionen und Regimenter mit einer Handvoll noch fahrbereiter Panzer immer wieder vorwärtsgetrieben. Auch hier waren zahlreiche Frauen, ihre Kinder auf dem Arm, mit den Panzern vorgegangen.

Einzelne waren durchgekommen. Die Masse war unterwegs geblieben.

In dem Augenblick, in dem sich die Linien der 12. Armee für

die todmüden Haufen öffneten, brach die kolossale Überspannung ihres Lebenswillens zusammen.

Sie sanken plötzlich an den Strassen hin. Sie brachen zusammen. Sie waren am Ende. Welche Konstruktion ins Leere hinein war es gewesen, diese „Armee“ nach der Vereinigung mit der 12. Armee zur Befreiung nach Berlin marschieren zu lassen?

Kein noch so scharfer Befehl, keine Drohung mit Strafen, kein Hinweis darauf, dass die schwachen Kräfte der 12. Armee sich selbst nur noch kurze Zeit halten konnten, waren in der Lage, die in sich zusammenfallenden Haufen wieder in Bewegung zu bringen. Sie konnten nicht mehr. Sie konnten nicht einmal mehr marschieren.

Wenck blieb nichts anderes übrig, als fast die gesamten Transportmittel, die ihm noch zur Verfügung standen, für den Transport der Reste der 9. Armee an die Elbe einzusetzen. Das übrige taten die Pendelbahnen.

Wenck verlangte noch einmal Übermenschliches von seinen Divisionen, die selbst in den letzten Tagen zusammengebrannt waren. Aber sie hielten.

Nur im Norden durchbrachen die weit überlegenen sowjetischen Panzerkolonnen in der Frühe des 2. Mai die lückenhafte Front Holstes und stiessen bis Havelberg an der Elbe vor. Das XX. Armeekorps war gezwungen, Kräfte an seinen Nordflügel zu werfen und den Russen ein Vordringen nach Süden, an der Elbe entlang, zu verwehren. Aber auch das gelang.

Als die Abtransporte der 9. Armee rollten, begannen am 3. Mai die Rückzugskämpfe an der gesamten Front. Wencks Armee bildete jetzt, mit dem Rücken gegen die immer noch untätig abwartende Elbefront der Amerikaner stehend, einen Brückenkopf, der aus dem Gebiet südlich Havelberg mit der weit vorgetriebenen Spitze gegen Beelitz bis in das Gebiet nördlich Wittenberg reichte. Die Amerikaner verhinderten immer noch jeden Versuch der am Ostufer der Elbe aufgestauten Massen von zivilen Flüchtlingen, den Fluss zu überschreiten. Nur kleineren Gruppen war dies im Schutz der Nacht gelungen. Ferner war es durch die Vermittlung einiger zufällig anwesender Vertreter des Internationalen Roten

Kreuzes gelungen, an der Front des Brückenkopfes Barby die Überführung deutscher Verwundetentransporte an das Westufer der Elbe in Gang zu bringen. Die Situation forderte jetzt nach einer Entscheidung.

Wenck hatte bisher gezögert, den Amerikanern die Kapitulation seiner Armee anzubieten. Von Hitlers Tod hatte er am 2. Mai durch Radiomeldung erfahren. Danach hatte er eine Anweisung von Dönitz an die Heeresgruppe „Weichsel" aufgenommen, die Möglichkeit einer Einzelkapitulation gegenüber westalliierten Truppen auszunützen, wo sie sich bot. Solange die Aufnahme der 9. Armee nicht abgeschlossen, der Verlauf seines Rückzuges auf die Elbe nicht klar war, war er jedoch nicht in der Lage gewesen, seinerseits bindende Zusicherungen bezüglich der Übergangsstellen und der Überführung seiner Armee in amerikanische Kriegsgefangenschaft zu machen. Jetzt, wo die Rückzugskämpfe im Gange waren, wo die Verwundeten, die Erschöpften der 9. Armee und die rückwärtigen Dienste am Ostufer der Elbe warteten oder auf das Ufer zurollten, entschloss er sich zum Angebot der Kapitulation.

Am 4. Mai überquerten seine Parlamentäre, geführt durch den Freiherrn v. Edelsheim, die Elbe. Sie wurden von der ruhig daliegenden amerikanischen Front aufgenommen. Ein amerikanischer Wagen brachte sie nach Stendal. Dort wurden sie in das Rathaus geführt, in dem die 9. amerikanische Armee ihr Hauptquartier aufgeschlagen hatte.

v. Edelsheim trug ein schriftlich niedergelegtes Kapitulationsangebot bei sich, das er dem amerikanischen Armeekommando übergab. Es enthielt im Wesentlichen folgende Punkte:

Die deutsche 12. Armee hat den Kampf gegen ihren bisherigen Gegner im Westen eingestellt.

Die deutsche 12. Armee wird den Abwehrkampf gegen die von Osten vordringende russische Armee bis zur letzten Patrone fortsetzen.

Die deutsche 12. Armee ersucht den Oberbefehlshaber der amerikanischen 9. Armee, ihr, dem zahlreichen waffenlosen Gefolge und der heimatlosen, vor den Russen fliehenden Zivilbevölkerung

einen kampflosen Übergang über die Elbe sowie eine ehrenvolle Übergabe zu gewähren.
Insbesondere bittet das Oberkommando der deutschen 12. Armee um:

a) Übernahme der Verwundeten und Kranken, sofortige Gewährung des Übergangs der deutschen Zivilflüchtlinge aus dem Osten, meist Frauen und Greise und Kinder, über die Elbe, sowie um Zuweisung von Sammelräumen für die Flüchtlinge,
Gewährung des Übergangs der Truppen der 12. Armee an folgenden Stellen: bei Stendal, Tangermünde und Ferchland,
Gewährung des Übergangs in folgender Reihenfolge: Verwundete und Sanitätsversorgungsdienste, Waffenlose (meist Angehörige der 9. deutschen Armee), Wehrmachtsgefolge und Versorgungstruppen, Kampftruppen der 12. Armee mit Handwaffen,
Gewährung einer Hilfeleistung beim Übergang durch Brückengeräte und Pioniere.

Während v. Edelsheim im Rathaus zu Stendal auf die amerikanische Entscheidung wartete, lagen die Divisionen „Hutten", „Jahn", „Körner" und „Scharnhorst" immer noch in schweren verlustreichen Abwehrkämpfen. Fast ohne schwere Waffen, mit versiegender Munition behaupteten sie den Zusammenhalt ihrer langsam zurückweichenden Brückenkopf-Front.

An der Elbe selbst warteten die unter freiem Himmel lagernden Flüchtlinge zusammen mit den Resten der 9. Armee und den anrollenden rückwärtigen Diensten auf die Nachrichten, die von der anderen Seite der Elbe kommen sollten.

Sie konnten drüben die amerikanischen Postierungen erkennen, die darauf achteten, dass keine Flüchtlinge den Strom überschritten. Im Osten hörten sie das Grollen der sowjetischen Artillerie. Sie sahen zum Himmel hinauf, besorgt um die sowjetischen Tiefflieger, die immer wieder die Strassen angriffen und Tote, Verwundete und zerstörte Wagen zurückliessen.

Nach mehreren Stunden kam v. Edelsheim zurück. Er meldete,

dass er korrekt empfangen und behandelt worden sei und dass das Oberkommando der 9. amerikanischen Armee bereit sei, die Kapitulation der Armee Wenck anzunehmen und Wencks Bedingungen mit zwei Ausnahmen anzuerkennen. Die Amerikaner lehnten jede personelle oder materielle Unterstützung beim Übergang über die Elbe ab. Sie lehnten ferner ab: jeglichen Übergang von Zivilpersonen und Flüchtlingen, gleich welcher Art.

Wenck liess sich über die letztere Ablehnung zweimal berichten. Er verstand sie nicht. Er verstand nicht, dass man seiner Armee den Weg nach Westen öffnen wollte, während man die hilflosen Flüchtlinge dazu verdammte, doch noch in die Hand derer zu fallen, vor denen sie zum Teil über Hunderte von Kilometern durch Eis und Schnee und tausend Nöte und Gefahren geflohen waren.

Aber man hatte v. Edelsheim nur Entscheidungen, keine Gründe mitgeteilt. Sowohl er als auch Wenck wussten zu dieser Stunde noch nicht, weshalb die Amerikaner tatenlos an der Elbe stehen geblieben waren und zusahen, wie die sowjetischen Armeen immer weiter nach Westen marschierten. Wenck wusste aus der Zeit seiner Zusammenarbeit mit Guderian etwas über Casablanca und etwas über Teheran. Er wusste aber nichts über die Entscheidungen in Jalta. Er kannte nicht die Illusionen, welche die westliche Welt über ihren sowjetischen Verbündeten erfüllten, und er wusste auch nichts von Eisenhowers starrem Kreuzzugsgeist, der sich gerade in diesen letzten Tagen an den Demarkationslinien zwischen Ost und West enthüllen sollte.

Wenck würde auch ohne materielle Unterstützung der Amerikaner seine Armee über die Elbe bringen. Aber die Flüchtlinge, jene Massen, die bisher zu ihm aufgesehen hatten und die jenseits der Elbe Rettung erhofften? Wenck horchte lange in sich hinein.

Er gab den Kampf noch nicht auf. v. Edelsheim überquerte nochmals die Elbe, um besonders über das Schicksal der Zivilisten zu verhandeln. Aber er erfuhr nochmals höfliche, hier und da vielleicht etwas mitleidige, auf jeden Fall aber klare Ablehnung. Als er jetzt darauf hinwies, weshalb all jene Flüchtlinge

seit Wochen ihre Heimat verlassen hatten, als ***et*** etwas von jenem ungeheuren Sturm der Schrecken und des Entsetzens zu berichten versuchte, der in den letzten Monaten über Ostdeutschland hinweggebraust war, sah er nur ungläubige Gesichter. Man sagte ihm mit aufkommendem Misstrauen und aufkommender Kälte, Versuche, in letzter Stunde noch Zwietracht zwischen der Sowjetunion und den westlichen Allierten zu säen, seien hoffnungslos.

Mehr erfuhr er nicht. Mehr erfuhren die Unterhändler anderer deutscher Armeen und des Grossadmirals Dönitz, die um die gleiche Zeit oder später den Versuch unternahmen, zu kapitulieren und der Masse deutscher Soldaten und Zivilisten aus dem Osten den Weg nach Westen zu öffnen, auch nicht. Aber v. Edelsheim begann zu begreifen, dass es in der sowjetischen Frage und der Frage der Flucht aus dem Osten und auch des ganzen Kampfes im Osten keine Gemeinsamkeit und keine Basis der Verständigung mit denen gab, die ihm in Stendal gegenüber sassen.

Es wäre sinnlos gewesen, zu erklären, dass die 12. deutsche Armee nur dann vor den Amerikanern kapitulieren werde, wenn diese auch den Flüchtlingen den Weg nach Westen öffneten. Die Haltung seiner Gegenüber liess bei aller Korrektheit und Höflichkeit kaum einen Zweifel daran, dass man dann auf die Kapitulation verzichten und die Armee dem unvermeidlichen Schicksal, im Verlauf von spätestens acht Tagen östlich der Elbe von sowjetischer Übermacht vernichtet zu werden, oder aber vor dieser sowjetischen Übermacht zu kapitulieren, überlassen würde.

Das Schicksal der Flüchtlinge wurde durch das Opfer der Armee um keine Nuancen gebessert. Wenn es zum Kampf bis zum Letzten kam, würde es nur noch verschlimmert werden. Auch die Flüchtlinge würden in den Strudel des letzten Verzweiflungskampfes hineingerissen werden.

v. Edelsheim kehrte wieder zu Wencks Gefechtsstand zurück. Wenn er unterwegs an wartenden Flüchtlingen vorüberfuhr, empfand er schmerzlich und peinigend die Sicherheit über ihr Schicksal, die er mit sich trug, während sie noch voller

Hoffnung waren. Er berichtete Wenck, dass es keinen Ausweg gab, es sei denn den einen, gegen den Willen der Amerikaner, mit den Truppen vermischt, und sozusagen im Schatten der Truppen sowie der Verwundetentransporte soviel Flüchtlinge wie möglich über die Elbe zu bringen.

Wenck stimmte zu.

In der Nacht zum 5. Mai begann der Transport der Verwundeten, der Waffenlosen, der rückwärtigen Dienste über den Strom. Wenck selbst begab sich zu den Übergangsstellen und erteilte seinen Truppen mündliche Anweisung, unter Ausnutzung aller gegebenen Möglichkeiten Flüchtlinge mit über die Elbe zu nehmen. Das übersetzen geschah reibungslos, während die Kampftruppen sich langsam absetzten.

Der Lärm der Front rückte immer näher. Sowjetischerseits griffen immer weitere Verbände an, so, als wolle man die 12. deutsche Armee vernichten, bevor es ihr gelang, endgültig die Elbe zu überschreiten.

Bis zum Abend des 6. Mai gelang es überall, den Zusammenhalt an der Brückenkopf-Front zu wahren. Dann aber ging die Munition zu Ende. Es gab Einbrüche, die nur mühsam abgeriegelt werden konnten.

Wenck erteilte daher den Kommandanten der Elbübergänge den Befehl, den Übergang der nichtkämpfenden Truppen und der Zivilisten bis zum Morgen des 7. Mai zu beschleunigen und zu beenden und dann die Stege und Fähren für die zurückgehenden Frontverbände freizuhalten.

Das Absetzen bis an das Ostufer der Elbe gelang an fast allen Stellen, auch wenn bis zum letzten Augenblick gekämpft wurde.

Als Wenck selbst in den Abendstunden des 7. Mai im Schlauchboot über die Elbe fuhr, geschah es im Feuer sowjetischer Maschinengewehre, die schon dicht am Ostufer Stellung bezogen hatten. Er landete auf dem Westufer in dem Bewusstsein, dass rund hunderttausend seiner Soldaten und der Soldaten der 9. Armee zwischen Havelberg und Ferchland über die Elbe in amerikanische Gefangenschaft gelangt waren, und dass es darüber hinaus gelungen war, im Schatten dieser Masse von Soldaten einige Zehntausend Flüchtlinge über den Strom zu

bringen. Er wusste nicht, wie viele noch hatten Zurückbleiben müssen, für wie viele es keinen schützenden Schatten und keine Überfahrt gegeben hatte. Diese unbekannte Zahl verfolgte ihn. Aber er wusste, dass alles geschehen war, was in seiner Macht gelegen hatte, und dass es nichts mehr in seiner Macht gab, das das Schicksal der nun Zurückbleibenden hätte ändern können, – nichts, auch nicht das eigene Opfer.

Auf eigene Faust versuchten noch Tausende, den rettenden Strom zu überqueren; auf Flössen, an Balken geklammert und auf Fässern sitzend. Manche fanden auch noch ein Boot, das die Soldaten bewusst zurückgelassen hatten. Sehr viele stiessen auch auf dem westlichen Ufer auf amerikanische Soldaten, die nicht verstanden, weshalb sie diesen Gehetzten, denen Not und Angst aus den Augen sprach, den Weg verwehren sollten. Aber die meisten wurden zurückgewiesen, von Soldaten, deren Vorstellungswelt zu fremd und ebenfalls zu einseitig beeinflusst war, um verstehen zu können, was jenseits der Elbe geschehen war und noch geschah.

Ais der Grossadmiral Dönitz am Nachmittag des 30. April kurz nach 18 Uhr den ersten Funkspruch Bormanns über seine Ernennung zum Nachfolger Hitlers erhielt, befand er sich mit einem kleinen Stabe in dem sogenannten Lager „Forelle" bei Plön in Holstein.

Als Shukow die Oderfront durchbrochen und den Marsch nach Berlin angetreten hatte, war Dönitz nur durch einen glücklichen Zufall der Gefahr der Gefangennahme in seinem damaligen Hauptquartier, dem sogenannten Lager „Koralle" bei Bernau nördlich von Berlin, entronnen.

Die erwartete Vorwarnung des Generalstabes des Heeres hatte am 22. April nicht funktioniert. Dönitz war nur durch ein plötzliches Unsicherheitsgefühl in sich selbst dazu bewogen worden, „Koralle" wenige Stunden vor dem Eintreffen der Russen zu verlassen.

Er hatte sich noch für einen Tag nach Berlin begeben. Er hatte noch einmal Hitler gesehen und war dann am frühen Morgen des 23. April inmitten der Flut gehetzter Menschen,

die das schon halbeingeschlossene Berlin nach Nordwesten verliessen, nach Eutin gefahren. Ein gepanzerter Mercedes und eine Handvoll anderer Kraftwagen brachten ihn, seine Familie, seinen Chef des Stabes Davidson, die Admirale Wagner und Mächens, den Chef des Marinepersonalamtes, Baltser, den Amtsrat Lehmann, die Kapitänleutnants Jäger und Weitmann, die Sekretärin Fräulein v. Ostrowski sowie einige weitere Personen in das kleine Barackenlager, das den Namen „Forelle" trug.

Da Keitel und Jodl selbst nach Mecklenburg übergesiedelt waren, kam Dönitz zunächst nicht dazu, das Amt des „Oberbefehlshabers Nord" zu übernehmen. Ihm blieb keine andere Tätigkeit als die Führung der immer mehr zusammenschrumpfenden und erlahmenden Kräfte der Kriegsmarine und im Übrigen ein quälendes Abwarten der Dinge, die sich in und um Berlin vollziehen würden.

Dönitz' besonderes Schicksal lag in seinem Aufstieg begründet. Er war ein ausgezeichneter U-Boot-Fachmann, mit Phantasie, Tatkraft und Beweglichkeit. Er besass ursprünglich einen bestimmten menschlichen Charme. Er war mit der Fähigkeit begabt, ein festes Vertrauensverhältnis zu seinen Untergebenen und zu der Masse seiner U-Boot-Fahrer zu gewinnen, das selbst die fürchterlichen Krisenzeiten der Jahre 1943 und 1944 überdauerte.

Er war keine geistige Persönlichkeit, wie sie Raeder bei allen Schwächen, bei seiner Neigung zur Unentschlossenheit und zur Beeinflussbarkeit durch die kleine Gruppe seiner Umgebung, gewesen war. Politisch war er ohne jede Erfahrung, ohne Kenntnisse und ohne Instinkt. Aber er war keineswegs immer der bedenkenlose Gefolgsmann Hitlers gewesen, als der er in den Jahren 1943 bis 1945 in zunehmendem Masse auftrat. Vor seiner Ernennung zum Oberbefehlshaber der Kriegsmarine hatte er nach der Rückkehr von einer Meldung bei Hitler seinem Stabe erklärt, der liebe Gott möge verhüten, dass Hitler sich einmal in die Führung der U-Boot-Waffe einmische, denn dann werde Hitler mit jedem einzelnen U-Boot spielen wie mit Schiffchen in der Badewanne. Und auch in den

ersten Monaten nach seiner Ernennung hatte er seiner Umgebung mehr als einmal erklärt, er danke Gott, dass er sich wieder für einige Tage vom Führerhauptquartier entfernen und frische Luft atmen könne, um die Klarheit der Gedanken zurückzugewinnen. Aber dann war er mehr und mehr ein Gefangener der Maschine geworden, in die er infolge seiner Ernennung hineingeworfen worden war.

Dönitz wäre kraft seiner Persönlichkeit nie bis zum Range eines Grossadmirals emporgestiegen, wenn ihn nicht die ungewöhnlichen Verhältnisse gefördert hätten. In einer Flotte, deren schwache Überwasserkräfte bald erschöpft waren und deren einzige bedeutende Kampfkraft schliesslich in der U-Boot-Waffe lag, musste deren Befehlshaber von selbst zur leitenden Position emporsteigen, als Hitler 1943 die Verschrottung der in seinen Augen nutzlosen Überwasserflotte verlangte und Raeder über dieser Forderung – müde und resigniert – zurücktrat. Er musste dies um so mehr, wenn er unter den beiden Persönlichkeiten, die Raeder für seine Nachfolgerschaft vorgeschlagen hatte, nämlich den Admiral Carls und ihn, der jüngere war. Und wenn er ferner das unbedenkliche Draufgängertum eines geistig unkomplizierten Frontsoldaten verkörperte, das Hitlers wirklichkeitsfremd gewordenen Forderungen leichter folgte als die unbequeme Skepsis weitblickender Denker wie Raeder oder Carls.

Vielleicht hätte der schnelle Aufstieg im Verein mit einem immer sichtbareren brennenden Ehrgeiz nicht genügt, um Dönitz bis zu Hitlers Tod zu einem Ja-Sager und zu einem oft peinlich fanatischen Verfechter der Grösse Hitlers, des Siegeswillens und der Siegessicherheit zu machen. Es kam noch etwas anderes hinzu. Das war der Zusammenbruch des U-Boot-Krieges, kurz nachdem Dönitz Oberbefehlshaber der Kriegsmarine geworden war. Einmal hineingezogen in die Rivalitäts- und Machtkämpfe rings um Hitler, infolge seiner vorangegangenen zweifellos ungewöhnlichen Erfolge mit ebenso ungewöhnlichem Vertrauen und ungewöhnlichen Erwartungen aufgenommen, sah Dönitz sich gezwungen, entweder wieder von

der Höhe, die er erklommen hatte, zu stürzen oder aber durch Beflissenheit, durch stete Bekundung seines Glaubens an den Sieg, durch Versprechungen und schliesslich durch Täuschungen über den Stand der Neuentwicklung der U-Boot-Waffe sowie durch den tragischen, menschenmordenden Einsatz behelfsmässiger Kleinkampfmittel die Basis zu ersetzen, die ihm durch die feindlichen Radargeräte entrissen worden war.

Es hatte auch dann noch Stunden gegeben, in denen er in seinem eigenen Kreis klaren Blick bewies. Diese Klarheit war jedoch verloren, sobald er von einer Lagebesprechung bei Hitler zurückkehrte. Die Art, Seeleute und ganz junge unerfahrene Menschen auf überstürzt hergestellten Torpedos und Klein-U-Booten hinauszuschicken und Hitler gegenüber mit frisierten Meldungen über ihre Erfolge die Notwendigkeit der Kriegsmarine und auch die Bedeutung der eigenen Position zu beweisen, während sich der Einsatz neuer U-Boote immer weiter und weiter verzögerte, gehörte schon in den Bereich bedenkenloser Gewissenlosigkeit. Und doch war dieses Gewissen in Dönitz nicht tot. Doch war Dönitz ein Mann geblieben, der nicht, wie Hitler oder Bormann oder Himmler, Keitel, Burgdorf, Goebbels und viele andere die innere Herzensverbindung zu der Masse ihres Volkes und zu derem menschlichen Leid verloren hatte. Die Macht des Apparates, in dessen Mittelpunkt Hitler stand, hatte sich nur als stärker erwiesen. Die Hybris der abstrakten Ideen von der Gewalt des Willens, von der Herrschaft des Stärkeren, von der Berechtigung jedes Opfers für die Zukunft des deutschen Volkes, von der Nichtswürdigkeit unterlegener Rassen, von der Brutalität als Grundlage des Überlebens hatte Dönitz nicht verschont und seine Seele gespalten. Dass dem so war, zeigte sich von dem Augenblick an, in dem der Bann Hitlers ihn freigab.

Die Macht des toten Hitler und die Macht seiner Ideenwelt wirkte auch dann noch bis in die Phraseologie hinein in Dönitz nach. Aber man vermochte fast von Tag zu Tag zu verfolgen, wie sein ursprünglich einfacher, gesunder Menschenverstand wieder Besitz von ihm ergriff und wie er, wenn auch unter Irr-

tümern und Illusionen ohne langes Zögern das tat, was den leidenden Millionen in letzter Stunde helfen konnte – den leidenden Millionen, nicht aber dem Regime, seinen Angehörigen oder einer heroischen Untergangslegende.

Die aufeinanderfolgenden Telegramme Bormanns bzw. Goebbels' und Bormanns, welche die Nachfolgerschaft Dönitz' immer mehr präzisierten, kamen für Dönitz nicht völlig überraschend. Seit dem grossen Auszug aus Berlin hielten sich in dem nahegelegenen Eutin mehrere Minister der Reichsregierung auf. Unter ihnen befand sich neben Ribbentrop, Rosenberg, Seldte, Dorpmüller und Speer der Finanzminister Schwerin v. Krosigk, der ebenso wie Seldte in einer gewissen Abseitigkeit alle Wechselfälle der Hitlerschen Regierungszeit überdauert hatte. Er war keine überdurchschnittliche, irgendwie glänzende Persönlichkeit, sondern ein Beamter konservativer Richtung, der wenig Reibungsflächen bot und sich, wie tausend andere, von der nationalen Seite des Nationalsozialismus hatte mittragen lassen. Gerade seiner äusseren Farblosigkeit hatte er es zu verdanken, dass er immer noch in seinem Amte war.

Schwerin-Krosigk hatte Anschluss an Dönitz gefunden. Schon seit dem 23./24. April war es zwischen beiden zu Aussprachen über innen- und aussenpolitische Probleme gekommen. Dabei war die Frage behandelt worden, was eigentlich geschehen sollte, wenn Hitler in Berlin „ausfiele", keinen Nachfolger ernenne oder dieser Nachfolger von einem anderen, etwa Himmler, nicht anerkannt werde, weil er sich übergangen fühle.

Seit Bormann Dönitz am Abend des 23. April mitgeteilt hatte, Göring habe im Süden geputscht und Dönitz müsse im Norden gegen alle etwaigen Verräter vorgehen, war man sich in Plön und Eutin darüber im Klaren, dass Göring als Nachfolger Hitlers nicht mehr in Frage kam. Schwerin v. Krosigk hatte es seitdem für naheliegend gehalten, dass Dönitz die Nachfolge Hitlers antreten würde. Er meinte, Hitler werde einen Nachfolger erst in dem Augenblick bestimmen, in dem er ein

sähe, dass nur noch eine Kapitulation übrigbleibe, die selbst zu vollziehen ihm sein grenzenloser Trotz verbot. Zur Durchführung einer Kapitulation aber sei ein militärischer Führer notwendig, und dazu komme nach dem Ausfall Görings nur noch Dönitz als Oberbefehlshaber der Kriegsmarine in Betracht, da das Amt des Oberbefehlshabers des Heeres schon lange unbesetzt sei.

Schwerin v. Krosigk enthüllte in dieser Gedankenkonstruktion seine etwas abseitige Wesensart. Er dachte immer noch in Begriffen der Routine, des Protokolls oder des üblichen Staatsrechts, wo Hitler längst nur noch nach Eingebung, Laune oder Machtvollkommenheit handelte und wo auch die übrige Welt von einer Woge des Machtbewusstseins und der Erhöhung der Macht über das Recht ergriffen worden war. Er hatte Dönitz seinen Standpunkt nicht verhehlt und ihn veranlasst, sich Gedanken über die Zukunft zu machen; und zwar zum ersten Male Gedanken, die ausserhalb des erdrückenden Korsetts des Führerhauptquartiers gedacht wurden und Niederlage und Kapitulation als etwas hinnahmen, über das offen gesprochen werden konnte.

Schwerin v. Krosigk hatte Dönitz veranlasst, sich mit Himmler auszusprechen. Himmler – von dem Geheimnis seiner Unterredung mit Bernadotte und den Hoffnungen auf ein Zusammentreffen mit Eisenhower erfüllt, gleichzeitig aber von der Furcht, sein Geheimnis könne doch noch zu früh entdeckt werden, hin und her getrieben – äusserte zuversichtlich, dass Hitler ihn nach der Verhaftung Görings zum Nachfolger ernennen würde. Aber er stimmte einer Vereinbarung zu, nach der er sich Dönitz unterstellen wollte, wenn Hitler diesen zum Nachfolger ernannte, während umgekehrt Dönitz sich ihm unterstellen wollte, wenn Himmler Hitlers Nachfolger werden sollte.

Am frühen Morgen des 30. April hatte Dönitz jedoch einen Funkspruch Bormanns erhalten, in dem dieser ihn über das Kapitulationsangebot Himmlers an Bernadotte unterrichtet und ihn aufgefordert hatte, „blitzschnell und stahlhart" vorzugehen.

Dönitz, der zu diesem Zeitpunkt noch von den nur teilweise zutreffenden Vorstellungen über die allumfassende Macht

Himmlers erfüllt war und nur über schwache eigene Landverbände verfügte, verabredete mit Himmler ein Zusammentreffen in Lübeck. Dabei hatte Himmler – von neuem von Furcht befallen – jeden Versuch, mit der Gegenseite zu verhandeln, abgestritten und die Beschuldigungen gegen ihn für eine freie Erfindung erklärt. Dönitz hatte ihm geglaubt und war nach Plön zurückgekehrt. Danach war ihm allerdings klar, dass Himmler, gleich, ob er schuldig war oder nicht, ebenfalls als Nachfolger Hitlers ausschied. So war er nicht völlig unvorbereitet, als ihn Bormanns erstes Telegramm am späten Nachmittag des 30. April erreichte.

Ein Bericht des damaligen Adjutanten des Grossadmirals Dönitz, Lüdde-Neurath, und die stenografische Mitschrift eines Berichtes, den Schwerin v. Krosigk nach dem Ende des Krieges gab, sind wesentliche Quellen über Dönitz' Verhalten und Dönitz' Entscheidungen von dem Augenblick an, in dem er sich als Nachfolger Hitlers mit der Verantwortung für das Schicksal der Millionen in den noch umkämpften Gebieten Deutschlands belastet sah. Es wird berichtet, dass von dieser Stunde an sein Gesicht verfiel und seine Schultern sich beugten, so, als fühle er, der bis dahin dem Willen eines Stärkeren gefolgt war, die Last, die jetzt den Zwang zum eigenen Handeln mit sich brachte.

Es wird immer unbekannt bleiben, wie Dönitz gehandelt hätte, wenn das Testament Hitlers mit der Verpflichtung, den Kampf weiterzuführen, in seine Hände gelangt wäre. Die Frage, ob der übermächtige Wille des Toten hier noch einmal seine Wirkung auf den Mann entfaltet hätte, der sich seit dem 23. April mehr und mehr aus dem Machtbereich Hitlers entfernte und sich zu eigenen Gedanken und Entschlüssen hinbewegte, muss unbeantwortet bleiben. Dönitz nahm, beeinflusst durch Schwerin-Krosigk, seine Betrauung mit der Nachfolgeschaft als Auftrag hin, den Krieg zu beenden. Diese Auffassung ergriff um so leichter von ihm Besitz, als sie der na-

türlichen Stimme seiner erwachenden Vernunft und seines Gewissens entsprach.

Seit acht Tagen hörte er Tag für Tag Berichte über das entsetzliche Elend der Massen, die auf der Flucht vor den Russen nach Schleswig-Holstein kamen. Die Stimme seines Gewissens sagte ihm, dass etwas geschehen müsse, um diesem Elend wenigstens halbwegs zu steuern und das Geschehen nicht mehr nach dem Lebenswillen eines zusammengebrochenen Regimes, sondern nach den Lebensnotwendigkeiten der leidenden Massen auszurichten.

Dönitz rief Keitel und Jodl aus Mecklenburg zu sich. Er beriet sich mit Speer und Schwerin v. Krosigk. Während er mit diesen beiden zusammensass, zitterte die Baracke vom Luftdruck der Bombenwürfe, die nur wenig entfernt auf eine vorüberführende Fluchtstrasse herabprasselten. Es waren die Bombenwürfe englischer und amerikanischer Flieger, die an diesem Tage urplötzlich über Mecklenburg und Holstein erschienen. Sie wussten nicht, dass sie über dem Hauptquartier des Mannes kreisten, der eben Nachfolger Hitlers geworden war.

Eine Stunde später aber wusste Dönitz, dass die 21. Armeegruppe des englischen Feldmarschalls Montgomery, die in den letzten Wochen bis zur Elbe vorgedrungen war und dort plötzlich Halt gemacht hatte, wieder zum Angriff geschritten war und soeben zusammen mit amerikanischen Verbänden die Elbe überschritt, um offenbar Hamburg, Schleswig-Holstein und die Häfen an der Lübecker Bucht in englische Hand zu bringen.

Es lag nahe, dass sich sofort wieder der Gedanke regte, jetzt endlich in letzter Stunde gäben Engländer und Amerikaner ihre abwartende Haltung auf und rückten nach Osten vor, um die Sowjetunion am weiteren Vordringen nach Westen zu hindern. Keitel und Jodl wiesen nach ihrem Eintreffen auf diesen Punkt hin und erklärten, dass es im Sinne des Führers sei, bis zur letzten Sekunde um politischen Zeitgewinn zu kämpfen. Aber Keitels irrer Gesichtsausdruck lehrte nur zu deutlich, dass seine Worte nach der Selbstübersteigerung der letzten

Tage weniger ernst zu nehmen waren als je zuvor. Jodls kalter frontfremder Abstraktheit aber hatte Dönitz nie besonderes Vertrauen entgegengebracht.

Auch Himmler traf, aufgeschreckt durch die Nachricht von Dönitz' Ernennung, in „Forelle" ein. Er bot sich als „zweiter Mann im Staate" an. Er gab jetzt plötzlich zu, dass er Verbindung mit Bernadotte gehabt habe und operierte mit der Behauptung, dass er nur darauf warte, über Schellenberg, der nach Schweden gereist war, von den Westmächten zu hören, um mit ihnen einen Sonderfrieden abzuschliessen und im Osten weiterzukämpfen. Er beschwor Dönitz, abzuwarten und zunächst den Dingen zuzusehen, die sich jetzt ereignen würden, nachdem die Engländer und Amerikaner den Vormarsch nach Osten wieder aufgenommen hätten. Aber Dönitz hatte stets nur Himmlers imaginäre Macht respektiert, ohne für ihn Sympathien zu empfinden. Wie viele seinesgleichen hatte er sich häufig hinter den Gedanken verschanzt, dass in Hitler das Gute im Nationalsozialismus verkörpert sei und dass das Böse nur von Männern wie Bormann, Himmler und anderen komme. Noch immer respektierte er die vermeintliche Allgewalt Himmlers. Aber er hielt ihn hin, ohne seinen Rat zu beachten.

Die Stimme seiner Vernunft bewegte ihn, auf Speer zu hören, der sich nun ebenfalls von dem Druck der Existenz Hitlers befreit fühlte und offen das vertrat, was er in den letzten Monaten nur in halber Verborgenheit zu vertreten gewagt hatte: die sofortige Kapitulation und die Bewahrung der noch bestehenden Lebensgrundlage. Ihm zur Seite stand Schwerin-Krosigk. Beide bewogen Dönitz, den letzten Gedanken daran aufzugeben, eigene politische Ziele im Sinne der Aufspaltung zwischen Ost und West und der Möglichkeit, im letzten Augenblick, und sei es mit dem letzten Regiment, auf die Seite eines der untereinander streitenden Sieger zu treten, weiter zu verfolgen. Es blieb nur der Plan der Beendigung des fürchterlichen und sinnlosen Kampfes, der Beendigung weiteren sinnlosen Sterbens und der Bewahrung der noch vorhandenen Lebensgrundlagen vor der endgültigen Vernichtung.

In dem Bericht von Lüdde-Neurath – der inhaltlich mit dem Bericht von Schwerin-Krosigk übereinstimmt – heisst es in dürren Worten über die stundenlangen Beratungen und Besprechungen am 1. Mai und in der Nacht zum 2. Mai in Dönitz' kleinem Barackenzimmer bei Plön: „Dönitz sah in dem Augenblick, wo er die Verantwortung übernahm, seine oberste Aufgabe darin, den Krieg so schnell wie möglich zu beenden, um weitere sinnlos gewordene Opfer auf beiden Seiten zu vermeiden und vor allem, so viele Menschen wie möglich vor dem Osten zu retten.

Zwei Wege grundsätzlich verschiedener Art schienen gegeben: entweder Kapitulation, oder stille Einstellung des Widerstandes. Die Frage, ob nicht die letzte Form zweckmässiger und ehrenhafter sei, wurde eingehend erwogen und war Gegenstand schwerster seelischer Konflikte. Die Bitterkeit einer bedingungslosen Kapitulation und ihre erschütternden Folgen waren bekannt.

Dönitz hatte alle diese Zweifel gründlich durchdacht und innerlich schwer um die Lösung gerungen. Nach sorgfältiger Abwägung des Für und Wider hielt er jedoch den Weg der offiziellen, von oben gesteuerten Kapitulation aus folgenden Gründen für besser:

1. Vermeidung weiterer Verluste an Gut und Blut.

Weitere Verluste im Kampf, Verwüstungen durch Luftangriffe und Zerstörungen durch Selbstsprengungen konnten am sichersten und schnellsten durch sofortige Kapitulation von oben verhindert werden.

2. Vermeidung des Chaos.

Nichtabschluss der Kapitulation würde die Entscheidung, wann der Kampf einzustellen ist, unteren Instanzen überlassen. Hierbei musste nach Dönitz' Ansicht die stellenweise durchaus noch vorhandene Bereitschaft zum „heldenhaften Widerstand" zwangsläufig mit den Elementen der Einsicht und denen der Auflösung kollidieren und unter Umständen zu schweren Zusammenstössen führen. Die Gefahr einer solchen Entwicklung schien am besten gebannt durch den Befehl zur Einstellung des Kampfes und Durchsetzung dieses Befehls auch gegenüber Fanatikern.

3. Verpflichtung der Sieger.

Bei Nichtabschluss einer Kapitulation befürchtete man eine einseitige Verewigung des Kriegszustandes und schreckte vor allem vor den Gefahren zurück, die in staats- und völkerrechtlicher Hinsicht durch das leichtsinnige Her auf beschwören eines Vakuums entstehen mussten. Es war in erster Linie Schwerin-Krosigk, der diese Gedanken entwickelte und vertrat. Er sah im Gegenteil in dem „Vertrag" der Kapitulation ein Mittel, die Sieger an die Grundzüge des Völkerrechts zu binden.

Die grundsätzliche Frage des „Ob" überhaupt Kapitulation war damit entschieden, nicht das „Wie".

Seit dem Treffen von Roosevelt und Churchill in Casablanca im Januar 1943 war bekannt – und Stalin schloss sich nach unserer Kenntnis dieser Abmachung später an –, dass die Alliierten nur eine bedingungslose Gesamtkapitulation, die gleichzeitig an allen Fronten erfolgte, annehmen würden. Mit der Waffenniederlegung wäre gleichzeitig auch Stillstand aller eigenen Bewegungen und Verharren der Truppen in ihren Positionen verbunden gewesen.

Eine solche gleichzeitige Gesamtkapitulation schied aus den Überlegungen des 1. Mai aus. Sie war undurchführbar, weil sie von der Ostarmee keinesfalls befolgt worden wäre. Die Unterschrift unter ein solches Dokument wäre damit wertlos, das neue Staatsoberhaupt mit seiner ersten Amtshandlung vertragsbrüchig geworden. Man hätte dem Gegner womöglich nur Gelegenheit zu Repressalien gegeben.

Es blieb daher nur der andere Weg zur raschen Beendigung des Krieges. Rückführung der Ostfront auf die bekannte Demarkationslinie unter Rettung möglichst zahlreicher Flüchtlinge. Hierfür wurden mindestens acht bis zehn Tage Zeit als notwendig veranschlagt. Gleichzeitig Fortsetzung der Rücktransporte über See aus der Danziger Bucht, Kurland und aus verschiedenen Ortschaften mit allen verfügbaren Mitteln.

Im Westen dagegen Versuch der Teilkapitulation, Einstellung des Kampfes, und nur dort Fortsetzung, wo und solange

das Hauptziel ihn erforderte. Dieser Zusatz bezog sich nur auf einen kleinen Abschnitt der Front, nämlich die Elbe von Lauenburg bis Hamburg, um so das letzte im eigenen Besitz befindliche „Tor” zwischen Ost und West für die Flüchtlinge aus dem pommerschen, mecklenburgischen und brandenburgischen Raum offen zu halten.”

Dies sind dürre Worte. Sie verraten nichts von dem inneren menschlichen Wandel, der hinter diesen Entschlüssen stand. Nichts von der späten, quälenden Befreiung aus jahrelanger Selbstverhärtung gegenüber dem Schicksal von Millionen, – nichts vom Wachsen der plötzlichen Erkenntnis von der Verpflichtung nicht gegenüber Hitler, sondern gegenüber den Kämpfenden und Leidenden.

Die Ereignisse überstürzten sich, während noch die Beratungen andauerten. Das schnelle Vordringen Montgomerys über die Elbe zwang Dönitz, das Lager „Forelle” zu verlassen und sich nach Flensburg zu begeben, um sich wenigstens noch für kurze Zeit Bewegungsfreiheit zu sichern.

Von „Forelle” aus liess er noch am späten Abend des 1. Mai die Meldung über Hitlers Tod durch den Hamburger Sender bekanntgeben.

Sie lautete: „Aus dem Führerhauptquartier wird gemeldet, dass unser Führer Adolf Hitler heute nachmittag in seinem Befehlsstand in der Reichskanzlei, bis zum letzten Atemzug gegen den Bolschewismus kämpfend, für Deutschland gefallen ist. Am 30. April hat der Führer Grossadmiral Dönitz zu seinem Nachfolger ernannt." In der Nacht auf den 2. Mai folgte ein Aufruf: „Deutsche Männer und Frauen, Soldaten der deutschen Wehrmacht. Unser Führer Adolf Hitler ist gefallen... Im Bewusstsein der Verantwortung übernehme ich die Führung des deutschen Volkes in dieser schicksalschweren Stunde. Meine erste Aufgabe ist es, deutsche Menschen vor der Vernichtung durch den bolschewistischen Feind zu retten. Nur für dieses Ziel wird der Kampf weitergeführt. So weit und so lange die Erreichung dieses Zieles durch die Engländer und Amerikaner verhindert wird, werden wir uns auch gegen sie weiter verteidigen und gegen sie weiterkämpfen müssen. Dönitz.”

Dönitz wusste nichts über die Art des Endes, das Hitler gefunden hatte. Er musste vermuten, dass Hitler Selbstmord begangen hatte. Aber er hielt es für unmöglich, die wahrscheinliche Tatsache dieses Selbstmordes bekanntzugeben und damit die letzten Illusionen zu zerstören, welche vielleicht noch in den Massen, auf jeden Fall aber in den noch kämpfenden Soldaten lebten und ihnen einen imaginären, aber wirksamen Halt verlieh. Daher schuf er die Legende von Hitlers heroischem Tod. Er schuf sie, um den jähen Zusammenbruch auch der letzten kämpfenden Verbände zu vermeiden und Zeit und Aufenthalt zu gewinnen für das Unternehmen, das er schon in seinem Aufruf ankündigte. Sein Aufruf war nicht nur ein Aufruf an die Deutschen, sondern zugleich ein Aufruf an die Westmächte. Er war ein Programm. Er war eine erste, fast beschwörende Erklärung dessen, was er nun in letzter Stunde zu tun gedachte. Gleichzeitig bevollmächtigte er die einzelnen Einheiten der Heeresgruppe „Weichsel", jede Möglichkeit von Verhandlungen mit den westlichen Alliierten auszunutzen. Dann beauftragte er einen der geachtetsten Offiziere der Kriegsmarine, Generaladmiral v. Friedeburg, Verbindung mit Montgomery aufzunehmen und den Versuch zu machen, eine Kapitulation in Norddeutschland, wo die Verhältnisse jetzt am schnellsten einem nicht mehr zu übersehenden Ende entgegentrieben, herbeizuführen.

Während v. Friedeburg aufbrach, um den schwierigen Weg zu Montgomery zu suchen, fuhr Dönitz mit seinem Stab nach Norden, seinem letzten Hauptquartier in der Marineschule Mürwick entgegen.

An dem Tage, an dem Hitler starb, waren die Armeen Rokossowskis in Mecklenburg bis nach Rostock und Güstrow und weiter südlich über Neuruppin hinaus vorgedrungen. Die Kampfkraft der 3. Panzerarmee und der 21. Armee schwand wie Schnee in der Sonne. Eine geschlossene Front gab es nirgendwo mehr. Der stellvertretende Oberbefehlshaber der Hee-

resgruppe „Weichsel", v. Tippeiskirch, besass am 29. April keinerlei Nachrichtenverbindung zu seinen Armeen mehr.

Vielleicht prägte sein Chef des Stabes, Dethleffsen, ein richtiges Wort, wenn er von einer „Disziplin der Auflösung" sprach, überall wurde noch gekämpft, überall setzten sich noch Verbände hinhaltend zur Wehr. Dahinter aber wälzte sich der immer gewaltigere Strom waffenloser Soldaten und panikerfüllter Zivilisten dem scheinbar rettenden Westen zu.

Am Abend des 29. April hatte v. Tippeiskirch seinen Gefechtsstand noch in Güstrow aufgeschlagen. Am 30. April aber hatte er schon nach Schönwaide in der Nähe von Schwerin weiterziehen müssen, weil sowjetische Panzerkanonen nach Güstrow hineinschossen und Schrecken und Entsetzen in die überfüllte Stadt hineintrugen.

v. Tippeiskirch, der noch auf das Eintreffen des Generalobersten Student wartete, sah nur noch die Möglichkeit, die Reste der Heeresgruppe in den wieder verengerten Raum hineinzuführen, der zwischen der Ostseeküste und der nach Nordwesten fliessenden Elbe lag. Er wollte versuchen, in der Linie Wismar–Schwerin–Ludwigslust–Dömitz noch Widerstand zu leisten, auf diese Weise den Abfluss der immer enger geballten Flüchtlingstrecks nach Nordwesten so lange wie möglich zu sichern und dann seine Truppe auf irgendeine Weise zu den Engländern an der Elbe hinüber zu führen.

In diesem Augenblick stellte ihn der Angriff Montgomerys gegen die schwachen Verbände des Feldmarschalls Busch in seinem Rücken vor eine neue Lage. Am Nachmittag des 30. April erschienen urplötzlich die englischen und amerikanischen Fliegerverbände, die sich seit Wochen nicht mehr gezeigt hatten, und griffen in massierten Einsätzen den Strassenverkehr an. Sie trafen nicht nur die spärlichen rückwärtigen Dienste der Heeresgruppe „Weichsel", die noch intakt waren, und die zurückflutenden, in Auflösung befindlichen Verbände. Sie trafen vor allem die Flüchtlingstrecks, welche die Strassen, Wälder und Wiesen bevölkerten und erweckten eine Stim-

mung hoffnungslosen Untergangs oder aber wilden Hasses unter den Hilflosen.

Die Verbände Montgomerys und die amerikanischen Divisionen, welche sie unterstützten, fanden auf der Erde kaum noch Widerstand und drangen am 1.Mai östlich der Elbe in breiter Front gegen die Linie Ludwigslust–Schwerin–Wismar vor. Die Situation der eigenen Verbände war v. Tippeiskirch mehr oder weniger unbekannt. Nach mündlichen Berichten von Ordonnanzoffizieren kämpften die Reste der 3. Panzerarmee etwa an der Seenlinie Plauer See–Goldberg–Sternberg. Die 21. Armee wurde südwestlich des Plauer Sees vermutet. Russische Verbände standen dicht vor Parchim. Der Nordflügel der 3. Panzerarmee hing offenbar in der Luft, denn sowjetische Panzer drangen, nachdem sie Rostock genommen hatten, auf Wismar vor. In ein bis zwei Tagen mussten alle zwischen der russischen und englisch-amerikanischen Front eingeklemmten deutschen Verbände und Trecks überholt, gefangen oder vernichtet sein.

Es gab nur eine Lösung, den Versuch einer Kapitulation gegenüber Engländern und Amerikanern und den Marsch von Truppen und Flüchtlingen hinter die englisch-amerikanische Front nach Westen, um beide vor dem Schlimmsten zu bewahren, das ihnen im Osten auf den Fersen brannte.

v. Tippeiskirch besass noch Verbindung mit dem Oberkommando der Wehrmacht. Er versuchte, von dort Klarheit über die Entwicklung hinter seinem Rücken zu erhalten. Da Jodl aber selbst kein klares Bild über die Lage besass, vermochte er auch Tippeiskirch keine Klarheit zu vermitteln. Die einzig klare Anweisung des OKW, die er aufnehmen konnte, war die, wonach den Verbänden der Heeresgruppe Weichsel gestattet wurde, örtliche Verhandlungsmöglichkeiten mit örtlichen englischen und amerikanischen Befehlshabern auszunutzen.

Tippeiskirch suchte sich selbst einen Weg durch die jammervollen Züge der Flucht, um sich ein Bild von der Lage der Armeen, die in Wirklichkeit nur noch winzige Kampfgruppen waren, zu machen. Aber alle Bemühungen waren vergebens.

Auf den meisten Strassen war es unmöglich, dem Strom der Flucht entgegenzufahren.

Als er gegen Mittag nach Schönwaide zurückkehrte, war eben Generaloberst Student eingetroffen. Von Hannover kommend, war es ihm gerade noch gelungen, über die Elbe zu fahren.

Die Befehlsübergabe am Nachmittag war ein gespenstisches Ereignis. Der stellvertretende Oberbefehlshaber einer Heeresgruppe, die kaum noch mehr als dem Namen nach bestand, übergab diese Heeresgruppe formgerecht seinem Nachfolger. Dethleffsen hielt einen Lagevortrag, der alle Unklarheiten überging und nur eine leere Formel, eine krampfhaft unnatürliche Schaustellung war. Und Student übernahm die Heeresgruppe, so, als sei überhaupt noch etwas zu übernehmen und als sei nicht das Ende unwiderruflich gekommen. Er sprach von endgültigen Verteidigungslinien. Eingezwängt in das Korsett der Selbsttäuschung und der Täuschung gegen besseres Wissen brachten die drei Männer das Schauspiel zu Ende.

v. Tippeiskirch sah sich wieder in die rauhe Wirklichkeit versetzt, als er den Versuch unternahm, zum Stabe seiner 21. Armee, der sich inzwischen bei Parchim gemeldet hatte, zu fahren. Vergebens bemühte er sich, auf dem Wege über Ludwigslust Parchim zu erreichen, überall stiess er bereits auf vorgehende Engländer und Amerikaner. Erst nach stundenlangen Fahrten entdeckte er einen noch freien Weg über den unzerstörten Damm durch den Schweriner See nordöstlich Schwerin. Von hier aus erreichte er an ausgebrannten Wagenkolonnen vorüber Parchim.

Hier hatte sein Chef des Stabes, Oberst v. Varnbühler, auf Grund der Anweisung des OKW bereits den Versuch gemacht, mit den bei Ludwigslust stehenden Amerikanern Verbindung aufzunehmen. Der Raum zwischen den Fronten hatte sich derart verengt, dass sich die Lazarette der 21. Armee bereits hinter den amerikanischen Linien befanden und die Verwundeten aus den Kämpfen mit den sowjetischen Verbänden nicht mehr nach Westen abtransportiert werden konnten.

v. Varnbühler hatte daher nach vergeblichen Versuchen, ei-

ne Verbindung mit v. Tippeiskirch zu erhalten, seinem Ic den Auftrag erteilt, den im Rücken der Armee überall vordringenden Amerikanern die Bitte vorzutragen, sie möchten doch den angestauten Flüchtlingstrecks und vor allem den deutschen Verwundeten gefahrlose Wege nach Westen öffnen. Er hatte dem Ic darüber hinaus den Auftrag gegeben, festzustellen, wie die Amerikaner den Vorschlag einer Kapitulation der 21. deutschen Armee gegenüber den Westmächten aufnehmen würden. Zwischen Neustadt und Ludwigslust war der deutsche Offizier auf die vordersten amerikanischen Panzerspitze gestossen und von dort zum Kommandeur der 82. US-Luftlandedivision, General Gavin, geführt worden.

Er wurde persönlich zuvorkommend behandelt. Als er jedoch seine Bitte, Verwundete und Flüchtlinge an besonderen Stellen passieren zu lassen, vortrug, erwiderte Gavin, dies würde eine amerikanische Unterstützung im Kampf der Deutschen gegen die sowjetischen Verbündeten der Westmächte bedeuten. Er müsse daher eine Erfüllung dieser Bitte ablehnen. Als der deutsche Offizier anschliessend anfragte, ob man amerikanischer-, bzw. englischerseits bereit sei, eine Kapitulation der 21. deutschen Armee entgegenzunehmen und die Truppen dieser Armee in englische bzw. amerikanische Gefangenschaft zu übernehmen, erhielt er zur Antwort, eine solche Teilkapitulation sei unmöglich, da sie Verbände betreffe, die bisher gegen die Sowjetunion gekämpft hätten. Es komme nur eine bedingungslose Kapitulation gegenüber allen Alliierten in Frage. Da die Armee nur gegen die Sowjetunion gekämpft habe, werde sie sich auch in sowjetische Gefangenschaft begeben müssen.

Als der deutsche Offizier dann darauf hinwies, dass sich kein deutscher Soldat angesichts der Erfahrungen, die man mit dem sowjetischen Gegner gemacht habe, ohne äusserste Not in sowjetische Gefangenschaft begeben werde, sah Gavin ihn schweigend an. Dann unterbrach er eine Weile die Verhandlungen. Dies geschah allem Anschein nach, um sich mit dem vorgesetzten Hauptquartier seines Korps oder aber Mont- gomery in Verbindung zu setzen.

Als Gavin nach einer Weile das Gespräch wieder aufnahm, liess er – offenbar auf Grund von Anweisungen, die von Montgomery gekommen sein mussten – vorsichtig durchblikken, dass es für den Fall, dass die 21. deutsche Armee bedingungslos und allen Alliierten gegenüber kapituliere, unter gewissen Voraussetzungen vielleicht doch möglich sein werde, ihre Soldaten in amerikanische bzw. englische Gefangenschaft zu nehmen. Um hierüber zu verhandeln, bedürfe es aber des Erscheinens des deutschen Oberbefehlshabers selbst.

Mit diesem Bescheid kehrte der Ic nach Parchim zurück. Er erreichte Parchim, kurz nachdem Tippeiskirch dort eingetroffen war.

v. Tippeiskirch versuchte vergebens, eine Verbindung mit Student zu bekommen. Aus dem Norden kam nur die Nachricht über Hitlers Tod verbunden mit der Meldung, dass Dönitz Hitlers Nachfolgerschaft angetreten habe. Sonst schwieg der Äther. Andererseits meldeten die mit erlahmender Kraft kämpfenden letzten Armeetrümmer schnelles Vordringen der sowjetischen Panzerkolonnen. Parchim selbst bot ein Bild der Flucht, der Angst und der Verzweiflung. Da begab sich v. Tippeiskirch am Abend durch die amerikanischen Vorpostenlinien nach Ludwigslust. Es geschah zwischen Flüchtlingskolonnen, die überall durchsickerten, da anscheinend kein Befehl erteilt worden war, sie aufzuhalten.

Gavin empfing v. Tippeiskirch im Thronsaal des grossherzoglichen Schlosses. Der Saal war mit amerikanischen Flaggen geschmückt. Das Gespräch beschäftigte sich nach einer kurzen Einleitung sofort mit dem Hauptproblem: der Kapitulation und der Rettung von Soldaten und Flüchtlingen hinter die amerikanischen Linien.

v. Tippeiskirch erklärte: „Meine Truppen würden meinen Befehl, sich in russische Gefangenschaft zu begeben – und darauf läuft Ihre Forderung nach bedingungsloser Kapitulation zugegebenermassen hinaus – bei aller sonstigen Befehlstreue nicht ausführen. Der deutsche Soldat fürchtet die russischen Soldaten als Kämpfer nicht. Er fürchtet aber aus Erfahrung die

Behandlung in russischer Gefangenschaft. Kein deutscher Soldat wird sich darein fügen, solange er noch irgendeinen Ausweg sieht. Würde ich den Befehl dazu erteilen, so käme es unweigerlich zu einer völlig zügellosen Massenflucht nach Westen und zu einer endgültigen Auflösung meiner Verbände mit Folgen, die Sie sich vielleicht ausmalen können. Wahrscheinlich werden die Russen in die fliehenden deutschen Soldaten hineinstossen. Sie werden unter ihnen und unter den Flüchtlingskolonnen auf den Strassen ein Blutbad anrichten. Eine bedingungslose Kapitulation kann ich unter diesen Umständen nicht anbieten."

v. Tippeiskirch erklärte damit, ohne von den Gedanken und Plänen Dönitz' oder Friedeburgs oder Jodls zu wissen, das gleiche, was diese in den nächsten Tagen immer wieder erklären würden. Er sagte einfach das, was jeder deutsche Soldat und jeder Flüchtling in diesen Stunden empfand. Gavin schwieg wieder eine Weile. Dann fragte er: „Und wie denken Sie sich die Entwicklung?"

v. Tippeiskirch erwiderte: „Ich muss meine Truppen den Russen gegenüber weiterführen können. Ich muss russische Durchbruchsversuche abwehren können. Ich muss meiner Armee die Möglichkeit geben, sich, ohne von den Russen zersprengt zu werden, weiter nach Westen abzusetzen, bis Ihre Linien erreicht sind. Geben Sie mir die Möglichkeit, dies zu tun, dann werde ich meinen Truppen den Befehl geben, keinen einzigen Schuss gegen Sie abzufeuern und die Waffen niederzulegen, sobald sie Ihre Linien erreichen."

Gavin antwortete: „Wir können Ihnen aber unter keinen Umständen zubilligen, an Ihrer Ostfront weiter zu kämpfen, während wir mit Ihnen hinter dem Rücken unserer russischen Verbündeten ein Abkommen schliessen ..."

v. Tippeiskirch fühlte, dass der Amerikaner nicht abgeneigt war, ihm entgegenzukommen, dass er aber nicht wagte, von sich aus die formellen Hürden des Bündnisses und die Verpflichtungen, die den Russen gegenüber eingegangen worden waren, zu überspringen. Vielleicht war es eine menschliche Empfindung, die sein Gegenüber dazu bewog. Vielleicht war

es zufällige Erfahrung mit den Russen, welche die Wand der leichtfertigen Illusionen, in denen die amerikanische Armee befangen war, durchstiess. Wahrscheinlich aber war es mehr, war es eine Anweisung Montgomerys, eine Anweisung der Engländer, deren grössere Europa- und Russland-Kenntnis sich in den vorangegangenen Jahren nicht gegen Roosevelts und gegen Eisenhowers Übergewicht hatte durchsetzen können, die aber doch in diesem Augenblick zu einem freieren Spiel bereit war.

v. Tippeiskirch wusste von alledem nichts. Er hatte keine Ahnung von weltpolitischen Hintergründen und keine Vorstellung von dem Verhängnis, das sich in diesen Tagen auf Seiten der westlichen Alliierten an den Demi rkationslinien zwischen Ost und West dokumentierte. Er fühlte nur instinktiv, dass es hier eine Bereitschaft gab, die er nutzen musste.

Er überlegte fieberhaft. Dann erklärte er: ,,Könnten wir nicht eine Formulierung finden, die Ihre russischen Verbündeten völlig aus dem Spiele lässt? Beschränken wir uns doch auf die Verpflichtung meinerseits, meinen Truppen den Befehl zu geben, nach Erreichen Ihrer Linien sofort die Waffen niederzulegen."

Gavin überlegte einige Minuten lang. Dann sagte er: ,Setzen Sie eine entsprechende Formulierung auf. Ich werde sehen, ob sie von meinen Vorgesetzten gebilligt wird."

v. Tippeiskirch brachte mit nervöser Hand einige Sätze zu Papier. Sie betrafen einen Befehl, den er seinen Truppen erteilen wollte. Sie lauteten: „Die 21. Armee setzt sich erneut vom Feinde ab und verhindert russische Durchbrüche. Wer im Laufe der Absetzbewegungen auf englisch-amerikanische Kräfte stösst, stellt den Kampf ein und begibt sich unter Niederlegung der Waffen in deren Hand."

Gavin überflog das Papier. Er fügte einige Ergänzungen ein. Dann wurde die Unterredung unterbrochen.

v. Tippeiskirch wartete in kaum erträglicher Spannung. Nach einer halben Stunde traf eine Antwort, offenbar aus Montgomerys Hauptquartier, ein. Sie stimmte der Vereinbarung zu.

Gavin fragte v. Tippeiskirch, ob er nicht gleich in amerikanischer Gefangenschaft bleiben wolle. Aber der General kehrte noch einmal nach Parchim zurück. Er traf dort kurz nach Mitternacht ein und gab die getroffene Vereinbarung in einem Armeebefehl weiter. Der Befehl erreichte noch in der Nacht auch die letzten deutschen Nachhuten. Er wirkte wie eine Befreiung.

Am Morgen des 3. Mai griffen Rokossowskis Kolonnen überall weiter an. Der deutsche Widerstand war nur noch gering. Aber er hielt immer noch ein uferloses sowjetisches Vordringen auf. Alle rückwärtigen deutschen Verbände waren bereits nach Westen in Bewegung gesetzt. Vermischt mit den Flüchtlingszügen marschierten sie den amerikanischen Linien zu. Die Strasse nach Ludwigslust war mit Soldaten und Zivilisten bedeckt. Zu ihren Seiten häufte sich fortgeworfenes Kriegsgerät. Der Führungsstab der 21. Armee leitete von dem ehemaligen Flugplatz bei Neustadt aus soweit wie möglich den Abmarsch, bis sowjetische Panzer gegen Mittag am Horizont erschienen. Über hunderttausend Soldaten gelangten bis dahin in amerikanische Gefangenschaft und blieben vor dem Zug in die sowjetische Gefangenschaft bewahrt.

Sie erfuhren in letzter Stunde ein glückliches Schicksal, das allerdings ungewollt ein unglücklicheres Ende für einen grossen Teil der zivilen Flüchtlinge, die zusammen mit ihnen nach Westen drängten, in sich schloss.

Um nämlich den Überblick über die Kriegsgefangenen nicht zu verlieren und ein uferloses Untertauchen der Soldaten in den Scharen der Zivilisten zu verhindern, hielten Amerikaner und Engländer diese Zivilisten, Männer, Frauen und Kinder zurück. Sie veranlassten sie, an den Seiten der Strassen zu lagern und abzuwarten, bis der Abmarsch der Soldaten beendet sei. Dieser währte aber zu lange. Die sowjetischen Kolonnen waren ihnen so dicht auf den Fersen, dass es für ein Entrinnen der Flüchtlinge zu spät war, als der Zug der Soldaten sein Ende gefunden hatte. Bis auf einen Teil, der noch einzeln oder in kleinen Gruppen, meist unter Zurücklassung der Wa-

gen und der letzten Habe, entkam, blieben die Flüchtlinge zurück.

Ähnliches geschah im Bereich der 3. Panzerarmee, die ebenfalls Verbindung mit den Truppen Montgomerys bekam und sich durch deren Linien nach Westen rettete. Student und sein Stab wurden von dem amerikanischen Vormarsch überrascht, als der Generaloberst am Morgen des 3. Mai in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber zum ersten Male zu seinen Armeen fahren wollte. Es geschah aus einem Bemühen heraus, die Fiktion einer ,,standhaften, siegessicheren" Führung bis zuletzt aufrecht zu halten, einem Bemühen, von dem man nicht sagen konnte, ob es erschütternd oder lächerlich war. Sein Stab zerflog. Student und Dethleffsen machten sich noch auf den Weg nach Parchim, um von dort die Fiktion einer Führung aufrecht zu erhalten. Aber es war unwiderruflich zu Ende.

Von Friedeburg trat Montgomery am 3. Mai gegenüber, ohne von den Vorgängen in Mecklenburg zu wissen.

Das Zusammentreffen vollzog sich in korrekter Form, welche zumindest äusserlich die gegenseitige Achtung vor Soldaten wahrte. Friedeburg bot, seinem Auftrag entsprechend, die Kapitulation der deutschen Streitkräfte in Norddeutschland einschliesslich der 3. Panzerarmee und 21. Armee in Mecklenburg an. Er gab zu verstehen, dass es sein Hauptanliegen sein müsse, die Soldaten der beiden genannten Armeen vor der russischen Gefangenschaft zu bewahren und den Massen von Zivilflüchtlingen, die vor den mordenden, plündernden und schändenden sowjetischen Armeen flohen, einen rettenden Weg nach Westen zu öffnen.

v. Friedeburg blickte aus seinen dunklen, tiefliegenden Augen in Montgomerys undurchdringliches Gesicht. Die eigene eiserne Selbstbeherrschung liess nicht erkennen, welche Spannung ihn erfüllte. Hätte er gewusst, dass zur gleichen Zeit in Mecklenburg schon eine praktische Antwort auf sein Ersuchen erteilt wurde, hätten ihn Montgomerys kühle, abweisen-

de Worte, die nun folgten, wahrscheinlich weniger getroffen. Er hätte begriffen, dass hier wahrscheinlich ein Mann, der entweder aus sich selbst als Engländer oder unter dem Einfluss Churchills oder aus irgendwelchen anderen Gründen weniger Illusionen über Art, Verhalten und Charakter der sowjetischen Verbündeten zu hegen schien als der Amerikaner Eisenhower, das Gesicht eines Bündnispartners zu wahren hatte.

Er wusste noch nicht, wie Eisenhower die Dinge sah. Er wusste noch nicht, dass Eisenhower nicht bereit war, auch nur um einen Deut von der Forderung der bedingungslosen Kapitulation, und zwar der gleichzeitigen bedingungslosen Kapitulation gegenüber Ost und West abzuweichen, und es ablehnte, auch nur Teile einer deutschen Armee der Ostfront in westliche Gefangenschaft zu nehmen. Er wusste nicht, dass Eisenhower seinen Armeegruppenbefehlshabern lediglich die Vollmacht gegeben hatte, Einzelkapitulationen einzelner deutscher Armeen oder Heeresgruppen anzunehmen, sofern diese der Hauptsache nach im Westen, nicht aber im Osten gekämpft hatten.

Montgomery antwortete, er müsse es ablehnen, die Kapitulation derjenigen deutschen Armeen, welche gegen die Russen gekämpft hätten, anzunehmen. Ihre Übergabe wäre mit den russischen Alliierten zu besprechen. Was die deutschen Streitkräfte vor seiner eigenen Front betreffe, so sei er nur bereit, über das Angebot v. Friedeburgs hinaus die bedingungslose Kapitulation aller Land-, See- und Luftstreitkräfte anzunehmen, die nicht nur in Norddeutschland, sondern in dem gesamten noch umkämpften Gebiet in Holland, auf den Friesischen Inseln, auf Helgoland, in Schleswig-Holstein, in Dänemark und im Gebiet westlich der Elbe stünden.

v. Friedeburg verbarg seine Betroffenheit hinter seinem maskenhaft gespannten Gesicht. Er erklärte, dass er nicht bevollmächtigt sei, die Kapitulation auch der Streitkräfte in Holland und in Dänemark anzubieten. Hier müsse er erst um eine weitere Vollmacht nachsuchen. Wahrscheinlich werde er sie erlangen. Aber er werde Dönitz nicht bereitfinden, die Ar-

meen, die in Mecklenburg vor den Russen zurückwichen und mit ihrem Rücken schon vor den englischen und amerikanischen Linien stünden, den Russen zu opfern. Es gäbe keinen deutschen Soldaten, der nicht wisse, dass er in sowjetischer Gefangenschaft nicht so behandelt werde, wie es unter westeuropäischen Gegnern üblich sei, und es werde keinen Befehlshaber geben, der sich mit seinen Soldaten den Russen überantworten werde, solange es für ihn noch eine einzige Möglichkeit gäbe, zu entkommen. Dies sei keine Frage des Stolzes, der eine Kapitulation vor den Russen nicht zulasse. Es sei einfach eine Frage des nackten Lebenswillens für die betroffenen Deutschen, und, wenn man es weiter fassen wolle, für jeden Europäer, auch wenn diese es nicht begreifen wollten. Dieselbe Schwierigkeit beträfe auch die geforderte bedingungslose Kapitulation aller Seestreitkräfte. Es befänden sich noch deutsche Soldaten in Kurland und in Ostpreussen, die nur über See vor der sowjetischen Gefangenschaft bewahrt und nach Westen überführt werden könnten. Dies wäre in dem gleichen Augenblick unmöglich, in dem die noch einsatzfähigen deutschen Schiffe zur Übergabe gezwungen seien.

Montgomery liess v. Friedeburg ausreden. Dann erwiderte er, die Forderung auf bedingungslose Kapitulation aller deutschen Land-, See- und Luftstreitkräfte in den von ihm genannten Gebieten sei unabdingbar. Darauf gäbe es deutscherseits nur eine Antwort: „Ja" oder „Nein". Was die 3. deutsche Panzerarmee und die 21. Armee in Mecklenburg betreffe, so sei er nach wie vor ausserstande, eine Ausnahme für die Übergabe einer geschlossenen deutschen Armee, die gegen seine sowjetischen Verbündeten gekämpft habe, zu machen. Er betonte jedoch den Begriff der „geschlossenen" Armee, so dass v. Friedeburg aufhorchte. Währenddessen fuhr Montgomery bereits fort, er sei lediglich in der Lage, folgender Formulierung zuzustimmen: „Alle Angehörigen der deutschen Streitkräfte, welche im Bereich der 21. Armeegruppe von Osten herkommen und wünschen, sich zu ergeben, werden zu Kriegsgefangenen gemacht."

v. Friedeburg fühlte jetzt aufatmend, dass hier eine Brücke gebaut wurde. Er fühlte es noch stärker, als Montgomery fort-

fuhr, eine Erörterung über die zivilen Flüchtlinge sei nicht nötig und die Kapitulation der deutschen Seestreitkräfte brauche nicht unbedingt zu bedeuten, dass Flüchtlings- und Rücktransporte in der Ostsee sofort beendet werden müssten.

Montgomerys Gesicht blieb dabei unbewegt und undurchschaubar. In diesem Augenblick hätte sich der Gedanke aufdrängen können, dass es ihm nur um eines ging, um die schnellstmögliche und kampflose Inbesitznahme der deutschen Küste und der deutschen bzw. der deutschbesetzten Häfen mit allen Schiffen und vor allem mit den U-Bootstützpunkten und den U-Bootwerften, sowie ferner um die Einstellung des U-Bootkrieges, und dass er nur dieses Preises wegen bereit war, v. Friedeburg in der Frage der mecklenburgischen Armeen und der Schiffstransporte entgegenzukommen. Vielleicht lag der Grund seines Entgegenkommens nur hier, vielleicht war die Annahme eines grösseren Weitblicks, eines etwas grösseren politischen Verständnisses bei den Engländern tatsächlich eine Illusion.

Darüber vermochte v. Friedeburg nicht zu entscheiden. Es war in dieser Stunde auch ohne Bedeutung. Bedeutend war nur das Entgegenkommen an sich.

v. Friedeburg erklärte, dass seine Vollmachten zwar nicht ausreichten, dass er aber glaube, unter den genannten Umständen eine Erweiterung seiner Vollmachten erreichen zu können. Er bat Montgomery, zwei Offiziere seiner Begleitung, den Konteradmiral Wagner und den Major Friedei, nach Flensburg entsenden zu dürfen. Er selbst schlage vor, bis zur Rückkehr der beiden Offiziere zusammen mit General Kinzel in Montgomerys Hauptquartier zu verbleiben.

Montgomery stimmte zu.

Während dieser schicksalhaften Ereignisse in der Lüneburger Heide hatte Dönitz die Oberbefehlshaber der noch kämpfenden deutschen Wehrmachtseinheiten bzw. deren Vertreter sowie einige massgebende politische Persönlichkeiten in den noch besetzten ausserdeutschen Gebieten nach Flensburg beordert. Sie trafen im Laufe des 3. Mai in Schleswig-Holstein ein. Als Vertreter Schörners erschien General v. Natzmer. Aus

Kurland kam der Chef des Stabes der Heeresgruppe Kurland, Foertsch. Dönitz erläuterte die Lage und seine Absichten. Vor allem ging es ihm darum, von Foertsch und v. Natzmer deren Ansicht über das Zeitmass zu hören, das notwendig war, um die Masse der Heeresgruppe Schörner nach Westen an die amerikanischen Linien zurückzuführen bzw. die Heeresgruppe Kurland über See abzutransportieren.

v. Natzmer stellte dabei fest, dass die Truppen der Heeresgruppe Schörner in etappenweisem Zurückkämpfen aus ihrem jetzigen Frontbogen rings um den Ostteil der Tschechoslowakei etwa bis zum 18. Mai die amerikanischen Linien erreichen könnten.

v. Natzmer wusste nicht, ob Schörner überhaupt einer Kapitulation zustimmen würde, oder ob er sich in seiner Unberechenbarkeit dazu entscheiden würde, in der Tschechoslowakei bis zur letzten Patrone zu kämpfen. Er hoffte jedoch, dass für den Fall, dass ein vernünftiger Kapitulationstermin eine Zurückführung der Heeresgruppe über die amerikanischen Linien möglich machte, die Vernunft in Schörner siegen würde. Dönitz erklärte v. Natzmer, er werde alles, was in seinen Kräften stehe, unternehmen, um einen Waffenstillstand abzuschliessen, der der Heeresgruppe Schörner Zeit für einen geordneten Rückmarsch lasse. Er sei aber nicht in der Lage, feste zeitliche Versprechungen zu machen. Die ersten Verhandlungen seien erst im Gange und ihr Ergebnis werde erst die Möglichkeit bieten, den weiteren Verlauf abzuschätzen.

In der folgenden Nacht auf den 4. Mai trafen Wagner und Friedei in Flensburg ein und erstatteten Bericht. Sie wurden mit atemloser Spannung erwartet. Je mehr die verhärteten Fesseln der Hitlerschen Magie, die auch seine Umgebung dazu gebracht hatte, in Armeen nur noch Karten-Fähnchen oder fühllose zum Opfer verpflichtete Massen zu sehen und zu vergessen, dass die Flüchtlingsscharen aus leidenden Einzelwesen bestanden, von Dönitz abfielen, um so drückender empfand er die Bedeutung der Entscheidungen, um die es jetzt ging. Vielleicht regte sich sogar in Keitels beschränktem Geist und in Jodls kalter, unnatürlicher Abgeschlossenheit jetzt die Spur einer ähnlichen Entwicklung. Dönitz hörte mit grauem,

faltigem Gesicht den Bericht an. Die Einbeziehung Dänemarks und der Flotte in den Kapitulationsbereich schien ihm zunächst unannehmbar. Es ging ja nicht nur um die Schiffe für die Abtransporte aus Kurland, von der Kurischen Nehrung und der Halbinsel Heia, es ging auch um Dänemark, das ja seit Wochen zur letzten halbwegs sicheren Aufnahmestation für die Hunderttausende geworden war, welche noch über die Ostsee nach Westen flohen. Auch die beruhigenden Andeutungen, die Montgomery gemacht hatte, konnten ihn nicht überzeugen.

Er ging lange mit sich zu Rate. Er erlebte, welch furchtbares, niederdrückendes Gesicht die Fronten, die Armeen, die Flüchtlingsmassen annahmen, sobald die eigene Verhärtung fiel und Herz und Gewissen sich in letzter Stunde öffneten. Aber er musste sich der Ausweglosigkeit der Situation beugen und nach den Vorteilen greifen, die sich in Montgomerys Entgegenkommen boten.

Am Morgen des 4. Mai stimmte er Montgomerys Bedingungen zu. Die beiden Offiziere kehrten in Montgomerys Hauptquartier zurück. Am Nachmittag des 4. Mai um 18 Uhr meldete sich v. Friedeburg bei Montgomery. Dieser empfing ihn in seinem Wohnwagen und erklärte, dass er nichts weiter zu hören wünsche als ein „Ja“ oder ein „Nein“.

v. Friedeburg erwiderte: „Ja“.

Zwanzig Minuten später unterzeichnete er in Montgomerys Gegenwart die Urkunde über die Kapitulation aller Streitkräfte in Norddeutschland, Holland und Dänemark und fuhr anschliessend nach Flensburg zurück.

Das versteckte Entgegenkommen, das v. Friedeburg gefunden zu haben schien, gab den Hoffnungen in Flensburg Auftrieb. Das gleiche tat die Nachricht, wonach der Oberbefehlshaber der deutschen Truppen in Norditalien, Generaloberst v. Vietinghoff, vor dem britischen Feldmarschall Alexander kapituliert habe, und diese Kapitulation angenommen worden sei.

Dönitz entschloss sich zu dem Versuch, auch für die übrigen Armeen des Oberbefehlshabers Süd, Kesselring, eine Teil-

kapitulation anzubieten. Da Kesselring nicht nur die Truppen, die noch in Süddeutschland und Österreich gegen die Amerikaner kämpften, sondern auch die Heeresgruppen Schörner, Löhr und Rendulic in der Tschechoslowakei sowie auf dem Balkan unterstellt waren, sollte diese Teilkapitulation vor allem die Möglichkeit eruieren, die genannten Heeresgruppen, welche gegen die sowjetischen Truppen kämpften, in amerikanische Gefangenschaft zu überführen.

Dönitz Hoffnungen erhielten einen ersten Schlag, als Kesselring meldete, dass General Eisenhower eine Teilkapitulation seiner Truppen ablehne und eine bedingungslose Kapitulation aller seiner Verbände sowohl gegenüber Amerikanern und Engländern als auch gegenüber den Russen verlange.

Aber die bestehenden Hoffnungen wurden dadurch noch nicht vernichtet.

Dönitz und seine Umgebung hofften, dass es in direktem Gespräch mit Eisenhower gelingen werde, diesen von der Tragödie zu überzeugen, die sich im Osten und Südosten, überall, wo gegen sowjetische Truppen gekämpft wurde, vollzogen hatte und noch vollzog. Da ihre eigenen Augen völlig auf diese Tragödie im Osten gerichtet waren, nahmen sie an, es werde gelingen, Eisenhower von dem Schicksal zu überzeugen, das ihrer Überzeugung nach auf die Soldaten der deutschen Ostarmeen und auf die Massen der Flüchtlinge wartete, wenn sie in sowjetische Hand fielen.

Dönitz suchte auf dem Funkwege Verbindung mit Eisenhowers Hauptquartier. Er erhielt den Bescheid dass Eisenhower bereit sei, den Admiral v. Friedeburg mit Begleitung am 5. Mai in Reims zu empfangen.

Das Flugzeug, das v. Friedeburg nach Brüssel brachte, traf dort am 5. Mai ein. Ein alliierter Wagen holte den Generaladmiral ab und brachte ihn nach Reims. Eisenhowers Hauptquartier befand sich in einem Schulhaus, einem nüchternen roten Backsteingebäude.

v. Friedeburg war auf der Fahrt vor Übermüdung eingeschlafen und schreckte erst auf, als der Wagen vor dem Schul-

hause hielt. Er wurde von Eisenhowers Chef des Stabes, General Smith, empfangen.

Smiths korrektes, aber nicht unnötig kaltes oder hochmütig abweisendes Wesen verhinderte, dass v. Friedeburg sofort alle Hoffnungen, die er mitgebracht hatte, begrub und erkannte, dass ihn hier eine andere Atmosphäre empfing, als er sie in der Lüneburger Heide bei aller auch dort vorhandenen äusseren Schroffheit vorgefunden hatte. Erst als Smith ihm die bereits schriftlich niedergelegten Kapitulationsbedingungen Eisenhowers vorlegte, ahnte er etwas von der selbstgerechten Unerbittlichkeit, die ihn hier erwartete.

Eisenhower forderte die bedingungslose Kapitulation aller noch kämpfenden deutschen Streitkräfte vor allen Alliierten gleichzeitig. Für den Augenblick noch dachte v. Friedeburg daran, dass auch Montgomery etwas ähnliches gefordert hatte, und dass es dann doch zu einer Verständigung gekommen war. Er versuchte General Smith das gleiche darzulegen, das er Montgomery dargelegt hatte. Es war der gleiche Kampf um die Rettung der Flüchtlinge und Soldaten im Osten, diesmal in erster Linie geführt um die Heeresgruppe Schörner, zugleich aber auch um die Hunderttausende von Soldaten, die in dieser Stunde noch auf dem Balkan vor der nachdrängenden sowjetischen Übermacht zurückwichen.

Aber Smith ging nicht auf seine Worte ein. Er erklärte, dass er v. Friedeburg im Auftrag seines Oberbefehlshabers die vorliegenden Bedingungen zu unterbreiten habe und dass v. Friedeburg nur „Ja" oder „Nein" dazu sagen könne. Von Friedeburg versuchte auf die Kapitulation gegenüber Montgomery hinzuweisen und auf das Verständnis, das er dort gefunden zu haben glaubte. Aber Smith erklärte, die Teilkapitulation im Norden sei eine taktische Angelegenheit. Jetzt ginge es aber um die Gesamtkapitulation aller deutschen Streitkräfte und diese könne gemäss den zwischen den Alliierten bestehenden Vereinbarungen nur in der von Eisenhower gewünschten Form erfolgen. Die Kapitulation im Norden sei die Sache eines einzelnen Befehlshabers, welche das Verhältnis der Alli-

ierten untereinander als Ganzes nicht berühre. Hier sei es anders.

Smith wiederholte die Frage, ob v. Friedeburg bevollmächtigt sei, die vorliegenden Bedingungen anzunehmen oder nicht. Daraufhin musste v. Friedeburg verneinen. Er bat dann, sich mit Dönitz in Verbindung setzen zu dürfen, um von dort eine Entscheidung zu erhalten.

v. Friedeburgs Bericht traf am 6. Mai in Flensburg ein und löste bei allen, die ihn anhörten, Niedergeschlagenheit aus. Dönitz entschloss sich jedoch, den Kampf nicht aufzugeben. Er dachte an die Worte, die er v. Natzmer gesagt hatte. Er dachte an die mehr als eine Million Soldaten in der Tschechoslowakei, an die Hunderttausende im Südosten und in Kurland.

Er beschloss, Jodl nach Reims zu senden und dort noch einmal darzulegen, was er anstrebte und worum es ihm ging.

Es wurde nie ganz klar, warum er Jodl wählte, diesen Mann, der über den Gedanken der reinen Rettung der Ostheere und der Ostflüchtlinge hinaus noch so sehr von der sinnlosen Idee des politischen Zeitgewinnes und des nahen Ausbruchs der Feindseligkeiten zwischen Ost und West erfüllt war, und dessen Temperamentlosigkeit zu allem geeignet war, nur nicht zu Verhandlungen, in denen es darum ging, eine millionenfache menschliche Not und Angst zu schildern und um einen Beistand für diese Not und Angst zu bitten.

Jodl traf am Nachmittag des 6. Mai in Reims ein. Auch Jodl wurde zunächst von General Smith empfangen. Mit der unpersönlichen, kühlen Art, die ihm eigen war, erklärte er noch einmal, dass Dönitz die Absicht habe, den Krieg so schnell wie möglich zu beenden, dass er dabei aber nach den entsetzlichen Greueln der Roten Armee in Ostdeutschland „deutsche Menschen in möglichst grosser Zahl vor dem Bolschewismus“ retten müsse. Es bestünde keine Schwierigkeit, die bedingungslose Kapitulation für die deutschen Truppen in den Atlantikfestungen, in Norwegen, auf Kreta, Rhodos und Milos auszusprechen. Anders lägen die Dinge aber bezüglich der Kapitulation in Kurland und bei den Heeresgruppen Schörner, Löhr

and Rendulic mit ihren mehr als zwei Millionen Soldaten. Eine bedingungslose Kapitulation dieser Armeen auch gegenüber Russland, so wie General Eisenhower sie fordere, liefere nicht nur die Soldaten, sondern auch alle Deutschen, die sich jetzt noch im Schutze dieser Truppen befänden, der bolschewistischen Sklaverei aus. Eine solche Tat könne kein Deutscher von Ehre mit seinem Namen decken. Der Fluch von Millionen würde seinen Namen ächten und die deutsche Geschichte würde ihn als einen Verräter brandmarken. Aber noch etwas anderes käme hinzu. Keine deutsche Regierung könne die Truppen der genannten Heeresgruppen zwingen, einem Befehl zum Niederlegen der Waffen vor den Russen nachzukommen, solange sie noch einen Weg nach rückwärts in den amerikanischen Raum sähen. Sie würden sich mit dem Mut der Verzweiflung auf alles stürzen, was ihnen den Weg versperrte und würden schliesslich geschlossen oder in Gruppen vor den amerikanischen Linien eintreffen. Die deutsche Regierung aber, oder das Oberkommando der Wehrmacht, das sich bei der Unterzeichnung der geforderten Kapitulation verpflichten müsse, diese Bedingungen einzuhalten, könnte dann als vertragsbrüchig hingestellt und die Kapitulation als nichtig erklärt werden. In den Kapitulationsbedingungen, die man v. Friedeburg und nun auch ihm vorgelegt habe, lese er ausdrücklich, alle Truppen hätten in den Stellungen zu verbleiben, die sie bei Eintritt der Kapitulation inne hätten. Ferner müsse sich das OKW verpflichten, für die Ausführung aller Anordnungen der Alliierten zu sorgen, widrigenfalls es mit der Schuld für eine mögliche Fortführung der Feindseligkeiten belastet würde. Das sei ein Dilemma, aus dem es für die deutsche Regierung schliesslich keinen anderen Ausweg geben könne, als auf eine Kapitulation zu verzichten, die Dinge sich selbst zu überlassen und damit ein allgemeines Chaos heraufzubeschwören. Wenn er, Jodl, nach Reims gekommen sei, so sei es geschehen, um dieses Dilemma deutlich zu machen und um amerikanisches Verständnis und um amerikanische Hilfe zu bitten.

General Smith hatte Jodl ausreden lassen. Seine Augen waren

nicht ohne verborgenes menschliches Verständnis. Aber er erklärte: „Sie haben ein sehr hohes Spiel gespielt. Der Krieg war für Sie mit dem Übergang über den Rhein verloren. Sie haben aber unentwegt auf eine Entzweiung zwischen den Alliierten gerechnet. Diese ist nicht eingetreten. Was die Schwierigkeiten betrifft, denen Sie sich deshalb jetzt gegenübersehen und in denen Sie meine Hilfe suchen, so kann ich Ihnen nicht helfen. Ich bin als Soldat an meine Befehle gebunden und habe die bestehenden Vereinbarungen zwischen den Alliierten einzuhalten." Er blickte an Jodl vorbei und sagte: „Ich verstehe nicht, warum Sie nicht vor unseren russischen Verbündeten kapitulieren wollen. Sie werden dabei am besten fahren."

„Selbst wenn das so wäre", antwortete Jodl, „könnte ich heute keinen Deutschen davon überzeugen. Jeder wird sich, solange er noch einen offenen Weg nach Westen sieht, dorthin durchzuschlagen suchen. Dagegen hilft kein Befehl. Ich könnte dagegen sofort den Befehl erwirken, dass an keiner einzigen Front mehr ein Schuss gegen englische oder amerikanische Truppen fällt."

„Ich muss Ihnen wiederholen", sagte Smith, „dass eine einseitige Einstellung der Kampfhandlungen nur gegenüber uns und die Gefangennahme von Armeen, die zum grössten Teil seit Jahren gegen unsere russischen Verbündeten gekämpft haben, eine absolute Unmöglichkeit ist. Sie widerspräche der Fairness jedes Bündnisses. Sie machte uns zu Vertragsbrechern und untergrübe die Koalition, welche den Sieg über Sie errungen hat. Es gibt für Sie und Ihre Regierung nur eine gemeinsame Kapitulation gegenüber allen Verbündeten. Wenn Ihre Soldaten an der Ostfront Kapitulationsbefehlen, die von Ihnen völlig eindeutig gegeben werden, keine Folge leisten, so kann dafür weder Ihre Regierung noch das Oberkommando der Wehrmacht verantwortlich gemacht werden. Wenn ausserdem einzelne deutsche Soldaten an die amerikanischen Linien kommen, so werden wir sie als Kriegsgefangene behandeln. Unter gar keinen Umständen aber können wir die Kapitulation gan-

zer Heeresgruppen entgegennehmen. Unsere Bedingungen sind eindeutig und unveränderlich."

So begann das Gespräch, das Jodl in Reims führte.

Es wurde mehrfach unterbrochen und Jodl beriet sich mit seinen Begleitern. Aus der Wirklichkeitsfremdheit und der persönlichen geistigen Enge, in der er jahrelang gelebt und in der er die Ausschreitungen des Mannes, dem er gedient hatte, nicht in ihrem ganzen Ausmass begriffen hatte, war er nach Reims gefahren. Er war fest überzeugt gewesen, in den alten soldatischen Formen verhandeln zu können, die früher zwischen Gegnern üblich gewesen waren. Er begann jetzt erst, die Existenz der Mauer zu begreifen, der er sich nun gegenübersah, und die zum Teil durch die von ihm nicht richtig bewerteten Sünden Hitlers und zum Teil durch Deutschfeindlichkeit oder durch fremde Ideologien errichtet worden war, welche die Sünden Hitlers bewusst genutzt hatten, um die ganze Welt gegen Deutschland zu mobilisieren.

Er war noch so erfüllt von der Fiktion des täglich zu erwartenden Ausbruchs der Gegensätze zwischen Ost und West, dass er nicht verstand, warum Smith seine Argumente nicht aufnahm. Aber es gab für ihn keinen Ausweg. Er musste erkennen, dass es keine Möglichkeit gab, der Forderung Eisenhowers nach einer Kapitulation auch vor den Russen zu entgehen. Er sah, dass es unter diesen Umständen nur noch eine Möglichkeit gab, jenen Millionen Soldaten und Flüchtlingen, um die es ging, zu helfen. Er musste Zeit für sie gewinnen, und seien es nur 24 oder 48 Stunden, in denen sie, wenn man ihnen sofort die notwendigen Anweisungen gab, alles daransetzen konnten, ihre bisherigen Fronten abzubauen und in höchster Eile nach Westen zu marschieren und den Versuch zu machen, durch die amerikanischen Linien zu sickern. Stunden schliesslich, in denen es noch möglich sein würde, Abtransporte über See durchzuführen.

Jodl liess sich von neuem bei Smith melden. Er schlug eine Kapitulation in zwei Phasen vor, mit einem Termin, von dem ab nicht mehr gekämpft werden sollte, und einem Termin, von dem ab nicht mehr marschiert werden durfte. Er erklärte fer-

ner, die Kapitulation müsse durch die Oberbefehlshaber der deutschen Wehrmachtsteile unterzeichnet werden. Diese könnten erst am 8. Mai in Reims eintreffen, vor allem, da der neue Befehlshaber der Luftwaffe, v. Greim, erst gesucht oder durch einen Vertreter ersetzt werden müsse. Weiter sei es unmöglich, innerhalb von 24 Stunden die Kapitulationsbefehle an die weit verzettelten deutschen Kräfte durchzubringen. Dazu brauche man 48 Stunden. Bei einer Unterzeichnung der Kapitulation am 8. Mai nachmittags könne dann die Waffenruhe am 10. Mai nachmittags eintreten.

General Smith lehnte diese Vorschläge nicht von vornherein ab, sondern erklärte sich bereit, sie General Eisenhower vorzulegen und dessen Entscheidung einzuholen.

Smith kehrte jedoch wenig später zurück und erklärte, General Eisenhower habe Jodls Vorschläge rundweg abgelehnt. Der General verlange die sofortige Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde. Die Kapitulation selbst träte unter allen Umständen spätestens am 9. Mai um 00 Uhr in Kraft. Die Unterzeichnung durch alle deutschen Oberbefehlshaber könne später erfolgen. Jodl habe eine halbe Stunde Bedenkzeit. Smith fuhr fort: „Wenn Sie ablehnen, gelten die Verhandlungen als abgebrochen. Sie können dann mit den Russen allein verhandeln. Die Operationen unserer Luftstreitkräfte werden wieder aufgenommen und unsere Linien werden auch für einzelne aus dem Osten kommende deutsche Soldaten und Zivilisten gesperrt."

Jodls Gesicht war totenbleich. Dann erhob er sich. „Ersehen Sie", sagte er mit gepresster Stimme, „meine Entschliessung aus dem Funkspruch, den ich jetzt an Feldmarschall Keitel geben werde und dessen Beantwortung ich abwarten muss, da ich keine Vollmacht zur Unterzeichnung habe."

Er telegraphierte anschliessend an Keitel, dass er keinen anderen Ausweg mehr sähe, als „Unterzeichnung oder allgemeines Chaos."

Er hatte mehrere Stunden zu warten. Er ahnte, was jetzt in Flensburg vorging. Er ahnte, welches Durcheinander von Nie-

dergeschlagenheit, Hoffnungslosigkeit und Gewissensskrupeln gegenüber den Truppen, um die es ging, den Kreis um Dönitz erfüllte. Zweifellos begriff er nicht, dass General Smith mit seinem Hinweis auf das „sehr hohe Spiel" nicht unrecht hatte. Sicherlich begriff er in diesem Augenblick ebensowenig, dass die Sorge, mit der man sich nun um das Schicksal der Ostarmeen bemühte, für einen unvoreingenommenen Beobachter merkwürdig verspätet erscheinen musste, nachdem zumindest mit den Armeen in Kurland und in Ostpreussen und mit den Armeen auf dem Balkan zuvor ein grosszügiges Spiel ohne Gewissensskrupel gespielt worden war. Statt dessen entwickelte sich in seinem starren, einseitigen Wesen – aus plötzlich zerstörten Illusionen und dem Gefühl ungerechtfertigter und unfairer Behandlung heraus – das trotzige Gefühl des Rechthabens und des erlittenen Unrechtes, das ihn in den kommenden Monaten bis zu seinem Tode – zu Recht und zu Unrecht zugleich – erfüllen sollte.

Um 1.30 Uhr in der Frühe des 7. Mai traf aus Flensburg folgender Entscheid ein: „Vollmacht zur Unterzeichnung nach mitgeteilten Bedingungen hat Grossadmiral Dönitz erteilt. Gez. Keitel."

Eine Stunde später betraten Jodl und v. Friedeburg mit ihrer Begleitung das Zimmer, in dem die Unterzeichnung der Kapitulationsurkunde stattfinden sollte.

Die Vertreter der alliierten Mächte waren an einem einfachen grauen Tisch versammelt. Die Wände waren mit Generalstabskarten behängen. Vor jedem Stuhl lagen ein Bleistift und ein Schreibblock. Die Kapitulationspapiere lagen in vierfacher Ausfertigung in grauen Aktendeckeln ohne Bänder, Siegel oder sonstigen Schmuck auf dem Tisch.

Die Gesichter von Jodl und v. Friedeburg waren bleich, aber äusserlich ausdruckslos. Nur ihre Augen verrieten etwas von dem Absturz aus einer weltabgeschlossenen Sphäre voller Illusionen in eine harte, kalte Wirklichkeit.

Beide sahen jetzt zum ersten Male General Eisenhower inmitten der englischen, französischen, amerikanischen und sowjetischen Delegierten.

Sein Gesicht schien voller Ablehnung und nicht ohne Ver-

achtung. Es sah so aus, als ob es ihn Überwindung koste, überhaupt einige Worte an die Deutschen zu richten. Er liess Jodl durch den Dolmetscher fragen, ob ihm alle Punkte der Kapitulationsurkunde klar seien.

Jodl antwortete: „Jawohl."

Dann liess Eisenhower durch den Dolmetscher erklären: „Sie werden dienstlich und persönlich zur Verantwortung gezogen, wenn gegen die Punkte dieser Kapitulationsurkunde verstossen werden sollte, auch gegen die, welche sich auf die offizielle Übergabe an Russland beziehen, zu der die deutschen Oberbefehlshaber zu dem Zeitpunkt in Berlin erscheinen müssen, der vom russischen Oberkommando festgesetzt wird. Das ist alles."

Es folgte die Unterzeichnung mit zwei Füllfederhaltern, die Eisenhower seit der Landung in Afrika für diesen Zweck aufbewahrt hatte. Als die Federn beiseite gelegt waren, erhob sich Jodl. Er sah starr gerade aus, wie um die Feindseligkeit, die Ablehnung und Verachtung zu übersehen, die ihm hinter den äusserlich gewahrten Formen entgegenschlug. Er begann englisch und fuhr dann in deutsch fort. „Herr General, mit dieser Unterzeichnung sind das deutsche Volk und die deutsche Wehrmacht auf Gedeih und Verderb dem Sieger ausgeliefert. In diesem Kriege, der über fünf Jahre dauerte, haben beide mehr geleistet und mehr gelitten, als vielleicht irgendein anderes Volk der Welt. In dieser Stunde bleibt mir nichts, als auf die Grossmut des Siegers zu hoffen."

Als er keine Antwort erhielt, salutierte er kurz. Dann wandte er sich ab und verliess, gefolgt von seiner Begleitung, den Raum.

Auch Eisenhower verliess den Raum.

Er konnte erfüllt sein von dem Gefühl, die grösste Stunde seines Lebens, den Sieg, den Erfolg seiner militärischen Bemühungen zu erleben. Er war gleichzeitig getragen von dem Bewusstsein, an der Schwelle jener geeinten friedlichen Welt zu stehen, auf die er und seine Soldaten hofften. Er ahnte sicherlich nicht, dass die Geschichte bald auch sein Verhalten,

seine Illusionen, seine politische Kurzsichtigkeit, seine starre Beschränkung auf das Militärische und auch sein Verhalten in den letzten Wochen des Krieges und in den Tagen der Kapitulation unter dem Blickwinkel einer nahen, aber veränderten Zukunft bewerten würde. Sie würde zu weit gehen, wenn sie ihn wegen seines unerschütterlichen, starren und von Selbstgerechtigkeit nicht fernen Verhaltens in den Tagen der Kapitulation tadelte.

Zu diesem Zeitpunkt blieb ihm keine andere Wahl, als so zu handeln, wie er handelte. Dies schrieb ihm der Grad des Bündnisses mit der Sowjetunion und die Art der getroffenen Vereinbarung vor. Die Ursachen für das Verhängnis lagen weiter zurück und fingen in Casablanca mit der These von der bedingungslosen Kapitulation an. An dieser Entwicklung hatte auch Eisenhower sein Teil gehabt. Auch er war ein Anhänger der Illusionen über die Sowjetunion und des einseitigen Kreuzzuggeistes gewesen, der bis in das Schulzimmer in Reims geführt hatte. Wenn er niemals wegen seiner grundsätzlichen Haltung in Reims zu tadeln war und wenn ihm als Vertragspartner dort gar kein anderer Weg blieb, so stellt sich doch die Frage nach der menschlichen Berechtigung und Klugheit seiner Haltung und auch die Frage, ob bei aller Achtung vertraglicher Pflichten nicht mehr hätte getan werden können, um Millionen, denen das Entsetzen vor dem Osten im Nacken sass, zu helfen. Aber davor standen nicht nur die Unwissenheit über das, was zwischen Weichsel und Elbe wirklich geschehen war und die Illusionen über das, was noch geschehen würde, sondern vor allem der gewaltige, zu dieser Zeit alles andere überdeckende Schatten der bösen Taten, die Hitler mit dem Namen der Deutschen verknüpft hatte, dieser Schatten, der auch menschlichen Augen die Fähigkeit, die Wirklichkeit zu sehen, rauben konnte, vielleicht sogar rauben musste.

Das war das Ende.

Es war das Ende der Hoffnungen, mit denen v. Friedeburg noch nach Reims gefahren war. Es war das Ende der Hoffnun-

gen für Kurland, für die Heeresgruppen Schörner, Rendulic und Löhr, zumindest für die grosse Masse ihrer Soldaten.

Als Jodl nach Flensburg zurückkehrte, fand er die gedrückte Stimmung vor, welche aus der beginnenden Erkenntnis einer unerbittlichen Wirklichkeit erwuchs. Alle, die dort auf einem letzten Fleck noch nicht eroberten deutschen Bodens – nur durch eine spärliche Funkverbindung und einige alliierte Zeitungen, die v. Friedeburg mitgebracht hatte, mit der übrigen Welt verbunden – auf Jodls Rückkehr warteten, wussten immer noch zu wenig von der politischen Entwicklung, die sich durch Stalins Geschick, Roosevelts und seiner Berater leichtfertige Illusionen und Churchills Unfähigkeit, sich in der grossen Koalition durchzusetzen, in den Konferenzen von Casablanca über Teheran bis Jalta vollzogen hatte. Sie wussten nichts von dem Ausmass der nicht nur durch Propaganda, sondern durch einen echten menschlichen Glauben gespeisten Woge, welche die ganze westliche Welt erfüllte und – dank Hitlers Missgriffen und Sünden – Deutschland zum einzigen und furchtbarsten Friedensstörer hatte machen können. Sie wussten nichts von dieser Woge, die in Deutschland das einzige Hindernis zur Herstellung einer einheitlichen friedlichen Welt sah, an der die Sowjetunion nach der erfolgreichen Verteidigung ihrer Freiheit gegen die deutschen Eroberer selbstverständlich teilhaben würde. Sie wussten nicht, dass gerade in diesen Tagen des endgültigen Zusammenbruches die Entdeckung der Konzentrationslager durch alliierte Truppen dieser Woge eine neue und verhängnisvolle Nahrung gab. Sie begannen erst die undurchdringbare Wand zu erkennen, die aus Schuld und Verhängnis errichtet war, und die sich rings um sie auftürmte.

Als Jodl zurückkehrte, hatten mit Ausnahme von Speer die letzten massgebenden politischen Träger des gestürzten Regimes Flensburg verlassen. Dönitz, der in einem Augenblick erster Resignation den Standpunkt vertreten hatte, dass es sinnlos sei, dem letzten Telegramm von Goebbels und Bormann gemäss eine Regierung zu bilden, hatte sich durch

Schwerin-Krosigk bewegen lassen, eine „geschäftsführende Reichsregierung" zusammenzustellen.

Schwerins legalistischer Geist hatte Dönit^ davon überzeugt, dass man den Anspruch auf die Souveränität und die Einheit des Reiches um der Zukunft willen so lange wie möglich dokumentieren müsse. Die Siegermächte mochten unternehmen, was sie wollten, auf jeden Fall dürfe man nicht freiwillig darauf verzichten, sich als legale Vertretung des deutschen Volkes zu betrachten, bis diese Vertretung entweder mit Gewalt beseitigt und damit ein rechtloser Akt durchgeführt würde, oder aber bis das deutsche Volk Gelegenheit erhalte, eine neue Regierung zu bilden. Ausserdem sei es Dönitz' Pflicht, sich wenigstens bereit zu halten, um die Umstellung von den Kriegs- zu Friedensverhältnissen zu erleichtern und den zu erwartenden, vor allem ernährungspolitischen Krisen auf Grund der Kenntnis der deutschen Verhältnisse steuern zu helfen.

Dönitz hatte daher der Bildung einer „geschäftsführenden Reichsregierung" in Flensburg zugestimmt.

Er hatte sich dabei nicht an die Ministerliste gehalten, die ihm das letzte Telegramm aus der Reichskanzlei vorgeschrieben hatte. Er handelte nicht nur so, weil die meisten genannten Persönlichkeiten nicht anwesend waren. Und auch nicht nur, weil Schwerin ihn auch hier beeinflusste und ihn überzeugte, dass dieser Funkspruch eine Unterschiebung Bormanns sein müsse, weil es unmöglich sei, dass Hitler seinem Nachfolger das Recht der eigenen Ministerwahl vorenthalte.

Dönitz hatte aus einer Antipathie heraus gehandelt, die ihn immer gegen die genannten Persönlichkeiten erfüllt hatte.

Er hatte Ribbentrop, der bis zum 4. und 5. Mai mehrfach in Flensburg erschien und um eine Weiterverwendung unter Dönitz feilschte, abgewiesen. Ribbentrop hatte bis zuletzt versucht, Dönitz davon zu überzeugen, dass nur er in der Lage sei, einen Sonderfrieden mit den Westmächten herbeizuführen. Als Dönitz ihn abwies, verschwand er, um irgendwo im Gewirr Hamburgs unterzutauchen.

Rosenberg hatte von vorneherein resigniert und war als Kranker in einem Flensburger Lazarett verschwunden.

Am zähesten hatte Himmler bis zum 6. Mai um ein Ministeramt gekämpft.

Er hatte immer wieder versucht, eine Unterredung mit Dönitz zu erlangen. Als Dönitz – immer noch beeinflusst von dem irrigen Nimbus, der Himmler umgab – ihn vorsichtig hinhielt, hatte er sich mit unbedeutenden Vorzimmerfiguren angebiedert. Der Absturz von der Höhe seiner Macht liess selbst kleine Kapitänleutnants, die wenige Wochen vorher noch vor Himmler gezittert hätten, diesem ihre Verachtung bezeugen.

Aber er tat, als sähe er diese Verachtung nicht. Mit seinem Sekretär und seinem Adjutanten belagerte er Dönitz' Vorzimmer und erläuterte immer wieder die Ideen, die sein beschränkter Geist in ihm wachhielt. Er beanspruchte das Verdienst, in Europa verwirklicht zu haben, was niemand vor ihm verwirklichte: Die „Ausrottung des Verbrechertums". Er wartete Tag für Tag, dass Schellenberg ihm aus Schweden eine Nachricht zukommen lasse und dass es ihm möglich werden würde, in einem persönlichen Gespräch mit Eisenhower und Montgomery die offenbar bestehenden Missverständnisse zu zerstreuen und beiden zu erklären, dass es ohne eine Ordnungsmacht, wie er sie aufgebaut habe, kein Überleben gegenüber dem Bolschewismus geben werde.

Er suchte mehrfach Schwerin auf und erklärte: „Die jetzige Lage dauert höchstens drei Monate. Dann tritt der völlige Umschwung ein. Spätestens in drei Monaten erfolgt der Zusammenstoss zwischen Ost und West, und wir werden dann das Zünglein an der Waage sein und das erreichen, was wir im Kriege nicht erreichen konnten." Er sprach in diesem Zusammenhang vom Ural und fügte hinzu: „Ich kann Sie nur bitten, das Amt des Aussenministers zu übernehmen. Ich kann Sie versichern, dass ein Aussenminister noch niemals ein Amt mit grösseren Aussichten und Wirkungsmöglichkeiten übernommen hat als Sie."

Er hatte später Norwegen und Böhmen als Faustpfänder bei

den Kapitulationsverhandlungen empfohlen. Am 6. Mai hatte Dönitz sich endlich entschlossen, Himmler offiziell all seiner Ämter zu entheben. Himmler hatte diese Amtsenthebung zur Kenntnis genommen. Aber er hatte weiter die Vorzimmer belagert, bis Schwerin ebenfalls den Mut fand, ihm offen zu erklären: „Sie nehmen an, dass dieser Zustand nur drei Monate dauern wird, dann käme die Wende. Sie werden versuchen wollen, in dieser Zeit unterzutauchen. Aber es darf nicht geschehen, dass der ehemalige Reichsführer SS mit falschem Namen und falschem Bart aufgegriffen wird. Es gibt für Sie keinen anderen Weg, als zu Montgomery zu fahren und zu sagen: ‚Hier bin ich.' Dann müssen Sie die Verantwortung für Ihre Männer übernehmen!"

Himmler hatte diese Worte schweigend entgegengenommen und erklärt, er wolle nur noch ein paar Tage auf Schellenbergs Nachrichten aus Schweden warten. Aber am nächsten Morgen war er aus Flensburg verschwunden, um in einer unvollkommenen Maske zwischen deutschen Soldaten unterzutauchen, bis er englischen Soldaten in die Hände lief und eine Giftkapsel nahm, die er bei sich führte.

Es blieb sein Geheimnis, ob er bis zur letzten Stunde an die Rechtmässigkeit und Vertretbarkeit der Taten, die e r zu verantworten hatte, und an die Richtigkeit der Theorien glaubte, die sein beschränkter Geist aufgenommen hatte, oder ob er sich zuletzt nur daran geklammert hatte, um sich so lange wie möglich gegen die Erkenntnis des Endes zu wehren.

Mit Himmler hatte die letzte politische Hauptfigur aus dem Kreise um Hitler Flensburg verlassen. Die geschäftsführende Regierung, die Schwerin-Krosigk zusammengestellt hatte, setzte sich aus Schwerin als Reichsaussenminister und Reichsfinanzminister, Speer als Reichswirtschafts- und Produktionsminister, Backe als Reichsminister für die Ernährung und Landwirtschaft, Dr. Stückrath als Innenminister, Seldte als Arbeitsminister, und Dr. Dorpmüller als Reichsverkehrsund Reichspostminister zusammen. Schwerin glaubte Männer gewählt zu haben, die von den Siegern akzeptiert werden könnten.

Vielleicht wurde dieser Glaube erschüttert, als Jodl und v.

Friedeburg aus Reims zurückkehrten und von der Welt berichteten, der sie sich gegenüber gesehen hatten. Aber die Geschichte der letzten Phase des nationalsozialistischen Deutschland war ein einziger Beweis für die Zähigkeit selbst des unsinnigsten Glaubens und der unsinnigsten Hoffnung gewesen. Die Minister, die sich am zähesten an die Illusionen, welche das untergehende Regime geboren hatte, klammerten, hatten zwar Flensburg verlassen. Trotzdem blieben Illusionen und Hoffnungen genug und vor den Männern um Dönitz lag noch ein harter Weg, auf dem der Bereich dieser Illusionen und Hoffnungen immer enger werden sollte.

Zunächst begann die Ausgabe der Kapitulationsbefehle an die noch kämpfenden Truppenteile. Dies war eine Beschäftigung, die noch ein Gefühl von Autorität hinterliess. Es begann eine Entsendung von Ordonnanzoffizieren, die den noch kämpfenden Armeen erklären sollten, weshalb es unmöglich gewesen war, eine andere Art der Kapitulation zu vollziehen. Sie sollten gleichzeitig besprechen, was innerhalb der noch gegebenen Möglichkeiten getan werden könne, um soviel Soldaten der Ostfront wie möglich einzeln über die amerikanischen Linien zu retten. Es war wenig genug.

Die Delegation, welche die endgültige Kapitulation in Berlin unterzeichnen sollte, wurde zusammengestellt. Sie bestand aus Keitel, v. Friedeburg und dem Generaloberst der Luftwaffe, Stumpff, als Vertreter des Generalfeldmarschalls v. Greim.

Am 8. Mai erhielt Dönitz aus Reims die Anweisung, diese Delegation sofort nach Berlin in Marsch zu setzen. Ein Flugzeug brachte sie nach Berlin. Im Wagen wurden sie durch die immer noch brennende und schwelende Stadt nach Karlshorst gefahren. Dort unterzeichneten sie in Gegenwart des sowjetischen Marschalls Shukow, des englischen Luftmarschalls Tedder, des amerikanischen Generals Spaatz und des französischen Generals Lattre de Tassigny die endgültige Kapitulation. Sie unterzeichneten „für das Oberkommando der deutschen Wehrmacht". Sie wollten damit ausdrücken, dass sie nur

eine militärische Kapitulation unterzeichneten, nicht aber eine Kapitulation der „Regierung".

Es geschah in der ersten Morgenstunde des 9. Mai um 00,16 Uhr.

Es geschah in der Abgeschlossenheit eines Konferenzzimmers, in das keine Stimme und kein Laut eindrang, um davon zu berichten, was zur gleichen Stunde noch in den Trümmern des heissumkämpften Berlin an Plünderung, Mord und Vergewaltigung geschah.

DIE INSEL DER UNSELIGEN
ODER STURM ÜBER PRAG

Der Bahnhof in Josephstadt • Schörner in Berlin • Zwischen Moskau und Guben • Das Treffen bei Torgau • Hitlers letzter Befehl • Mutschmann • Die Schlacht um Breslau • Breslaus Kapitulation • Die „Insel der Seligen“ • Böhmen und Mähren • Der Fluch des Bösen • Die letzten Wochen • Zwischen Furcht und Illusionen • Antonow und Eisenhower • Karl Hermann Frank und das „Meer von Blut“ • Vor dem Sturm • Aufstand in Prag • Inseln im Sturm • Wlassows letztes Spiel • Schlüsselburg • Das Sanatorium Wolchow • Schörners letzte Tage • Die Flucht des tönernen Riesen • Das Ende der 1. Armee • „In ein paar Jahren werden Sie an mich denken“ • Die Verlassenen • Ausmarsch aus Prag • Die Entfesselung der Bestie • Vor dem Zuchthaus Ruzyn • Es waren keine Menschen mehr • und „Herr, sei ihrer armen Seele gnädig“.

In jenen Tagen, in denen Himmler aus Mürwick in eine trügerische Verborgenheit entwich, strebten die Ereignisse auf dem zweiten grossen Schauplatz des letzten Kampfes, auf dem Boden Sachsens und der Tschechoslowakei, im wankenden Frontbogen der Heeresgruppe Schörner ihrem Gipfelpunkte und ihrem Absturz in Grauen und Entsetzen zu. Seitdem in den ersten Märztagen der Heeresgruppe Schörner und den Flüchtlingen aus dem Warthegau und aus Ober- und Niederschlesien, die hinter ihrer Front Schutz gesucht hatten, noch einmal eine Atempause an der Neisse und an der Linie Görlitz–Striegau–Oppeln gewährt worden war, hatte sich Schörner nach einem kurzen Zwischenspiel in Salzbrunn in einem Befehlszug aufgehalten, der auf dem Bahnhof von Josephstadt stand.

Schörner hatte sich diesen Zug zusammenstellen lassen, um bei seiner ruhelosen Tätigkeit hinter der Front noch beweglicher zu sein als zuvor. Seine Fronten in der Tschechoslowakei, in Schlesien und in der Lausitz waren jedoch so ausgedehnt, dass die Entfernungen zu den einzelnen Truppenverbänden sich mit dem Zug nicht schnell genug bewältigen liessen. Daher war der Zug schliesslich auf dem schmutzigen Bahnhof sgelände von Josephstadt zurückgeblieben. Seine zehn Wagen, von denen aus über mehr als eine Million deutscher Soldaten kommandiert wurde, standen anscheinend verloren auf einem Abstellgleis. Unter ihnen befand sich der prächtige Salonwagen des Kronprinzen Umberto von Italien, der auf jeder seiner Mahagonitüren das prunkvolle Wappen des Hauses Savoyen zeigte. In diesem Salonwagen verbrachte Schörner seine Abende und Nächte, sofern er nicht draussen an der Front blieb. Seinem Chef des Stabes, General von Natzmer, stand der Salonwagen der ehemaligen Königin von Rumänien zur Verfügung. Die Arbeitsverhältnisse waren drückend eng. Es war kaum ein Tisch vorhanden, um eine grosse Karte auszubreiten. Aber Schörner selbst empfand dies kaum, da er mit geringen Unterbrechungen mit Flugzeug und Kraftwagen unterwegs war, um nach dem Gesetz, dem er sich verschrieben hatte, durch Brutalität, Unberechenbarkeit und die stete Erweckung von Furcht seine Front zu stärken und auszurichten.

Von Josephstadt aus flog und fuhr er zu dem Südflügel seiner Heeresgruppe. Dort war es nie zu einer wirklichen Ruhepause gekommen. Ununterbrochen waren hier die Russen gegen die Westbeskiden und die Weissen Karpaten sowie gegen das Industriegebiet von Mährisch-Ostrau angestürmt. Während des ganzen Monats März war dort im Süden erbittert gekämpft worden, ohne dass sich allzu wesentliche Veränderungen im Frontverlauf ergeben hätten. Dann hatte eine neue starke Offensive der Russen begonnen, welche die erste deutsche Panzerarmee um die Wende vom März zum April zurückwarf, bis in den Raum von Brünn durchstiess und schliesslich die Heeresgruppe Schörner von den weiter südlich in der Slo-

wakei und Westungarn stehenden deutschen Truppen der Heeresgruppe Süd trennte. Da der russische Durchbruch sich dann wieder verlangsamt hatte, blieb es ungewiss, ob die Russen hier versuchen wollten, von Süden einen grossen Umfassungsarm um die Heeresgruppe Schörner zu schliessen oder aber, ob es ihr Ziel war, nach Österreich durchzubrechen. Wieder einmal hatte das Vordringen der Russen Scharen von Volksdeutschen aus ihren Dörfern und Siedlungen vertrieben und sie auf die Strassen gehetzt, wo sie müde und hoffnungslos, nur von dem blanken Entsetzen, das in ihrem Rücken sass, getrieben, dahinzogen. Auch Schörners brutalem Willen war es nicht mehr gelungen, die einmal aufgerissene Lücke zu schliessen. Die Macht der Wirklichkeit zeigte ihm, wo auch seine Grenzen lagen und dass auch er nichts Übermenschliches vermochte. Seine tiefe rechte Flanke blieb offen und ungedeckt. Nur Spähtrupps und einzelne deutsche Flugzeuge beobachteten, was sich auf russischer Seite ereignete oder vorbereitete.

Der Zurücknahme der 1. Panzerarmee hatte die 17. Armee folgen müssen. Das heiss umkämpfte Industriegebiet von Mährisch-Ostrau war verloren gegangen. Auch hier wälzten sich die fliehenden Deutschen über die Strassen der Tschechoslowakei, und wieder waren Zehntausende nicht entkommen, weil sie bis zuletzt gearbeitet hatten oder sich von ihren arbeitenden Männern nicht trennen wollten. Ziegenhals, Schweidnitz und viele andere Orte waren verloren gegangen. Nur das schwierige Gelände an diesem Teil der Front kam Schörner zu Hilfe und gab ihm nochmals eine Atempause an einer neuen, nur lückenhaft besetzten Frontlinie, die aus dem Raum von Brünn über Olmütz und Altvater und dort vom Kamm des Reichensteiner- und Eulen-Gebirge entlang bis nach Hirschberg verlief.

Auch der Zobten war verloren gegangen. Wenn man bis dahin noch von seiner Höhe aus die Brandwolken über dem eingeschlossenen Breslau hatte sehen und sogar Einzelheiten der Kämpfe um die todgeweihte Stadt verfolgen können, so zerriss jetzt die letzte direkte Verbindung, mochte diese auch nur noch

eine Verbindung durch das Auge gewesen sein. Die letzten vagen Hoffnungen auf einen Entsatz der leidenden und sterbenden Stadt entschwanden, nachdem vorher wenigstens in Josephstadt mehrfach der Versuch gemacht worden war, Reserven zusammenzuraffen, um noch einmal die Verbindung nach Breslau herzustellen und den Eingeschlossenen einen Weg nach Westen zu öffnen. Keiner dieser Versuche war zum Tragen gekommen, weil jedesmal, wenn es wirklich gelungen war, einige Reserven zusammenzubringen, irgendeine neue bedrohliche Situation an der langgestreckten Front nach diesen Reserven rief und sie in Kämpfe verstrickte, aus denen sie nicht mehr zurückkehrten.

In trügerischer Ruhe hatte nur der linke Flügel der Heeresgruppe an der Lausitzer Neisse dagelegen. Aber gerade hier hatten seit Anfang April alle Anzeichen darauf hingedeutet, dass die gegenüberliegende Heeresgruppe des Marschalls Konjew entweder bei Görlitz oder aber zwischen Guben und Forst zu einer neuen Durchbruchsschlacht antreten würde. Entweder würde sie von Süden her gegen Berlin vorstossen und den Grossangriff der Marschälle Shukow und Rokossowski, der sich zur gleichen Zeit gegen die deutsche Heeresgruppe Weichsel am Unterlauf der Oder ankündigte, unterstützen, oder aber von Görlitz aus über Dresden nach Prag vordringen.

Vielleicht war auch ein Durchstoss bis zur Elbe geplant, aus dem heraus sich ein Angriffskeil nach Norden gegen Berlin und gleichzeitig ein Angriffskeil nach Süden gegen Prag entwickeln konnte. Es stand jedenfalls fest, dass sich gegenüber der dünnen Front der 4. deutschen Armee, die an der Neisse stand, zwei sowjetische Schwerpunkte mit ungeheuren Artilleriemassierungen bildeten.

Schörners Stabschef v. Natzmer war der Ansicht, dass der erste und gefährlichste Angriff im Gebiet von Guben und Forst zu erwarten sei, und Schörner hatte sich seiner Ansicht angeschlossen. Hitler dagegen hatte an seiner Meinung festgehalten, dass der Angriff bei Görlitz in Richtung auf Dresden und Prag erwartet werden müsste. Er hatte befohlen, dass die Kräf-

te, die er in der ersten Aprilwoche aus der Front des Generalobersten Heinrici herausgenommen und nach Süden geschickt hatte, bei Görlitz eingesetzt werden sollten.

Über diesen Befehl hatte sich Schörner insgeheim zwar hinweggesetzt. Trotzdem aber war die Front der 4. Armee bei Guben und Forst so dünn, dass v. Natzmer nur mit grösster Sorge dem sowjetischen Angriff entgegensah. Ganze zwei Panzerdivisionen standen Mitte April hinter diesem Abschnitt der Front. Und eine weitere Panzerdivision wurde als Reserve bei Görlitz bereitgehalten. Das war alles, was einem sowjetischen Durchbruch entgegengestellt werden konnte. Um diese Zeit wurde noch der Versuch gemacht, eine schwache Infanteriedivision aus dem rechten Flügel der 17. Armee herauszuziehen und in den Raum von Cottbus zu verlegen. Das war aber auch das letzte, was die Heeresgruppe von sich aus aufbieten konnte.

Auf dem Papier unterstanden ihr noch rund 40 Divisionen. In Wirklichkeit aber waren diese Divisionen nur noch Divisionen-Reste. Zwei bis drei Divisionen-Reste hatten häufig nicht mehr die Kampfkraft eines Regiments. Es waren Verbände darunter, die den ganzen Krieg im Osten miterlebt hatten, die 6., 7., 8., 16. und 20. Panzerdivision, die 10. Panzergrenadierdivision, die 68. Infanteriedivision, die 78. Sturmdivision. Unter Schörners eiserner, rücksichtsloser Faust, eingespannt zwischen der Bedrohung durch den übermächtigen Gegner und der Bedrohung durch die Standgerichte im Hinterland, durch seine persönliche Propaganda immer wieder über die tatsächliche Lage hinweggetäuscht, hatten sie ihren inneren Zusammenhalt gewahrt. Aber ihre zusammengeschrumpften, zerzausten Verbände konnten nur einen allzuschwachen Rückhalt für alle jene Kräfte bilden, die auch an der Neissefront aus Volkssturm und Polizei, aus Kranken und Ausländern zusammengestellt worden waren. Sie hielt nur die nackte Furcht vor Schörner noch zusammen.

Es war v. Natzmer sehr bald klar geworden, dass vor allem die Front der 4. Panzerarmee an der Neisse nicht in der Lage

sein würde, einem länger dauernden sowjetischen Ansturm Widerstand zu leisten, sofern sie nicht entscheidende Verstärkungen von anderen Fronten bekam. So sehr Schörner sich immer dagegen gesträubt hatte und sich auch jetzt dagegen sträubte, das Unmögliche für unmöglich zu halten und die Bedeutung zahlenmässiger Unterlegenheit einzugestehen – Mitte April war trotz aller Bemühungen das Kräfteverhältnis dem Gegner gegenüber so katastrophal, dass Schörner nicht umhin konnte, die tatsächliche Situation anzuerkennen und sich zu einem persönlichen Flug nach Berlin zu entschliessen, um von Hitler weitere Verstärkungen für die Front an der Neisse zu fordern.

Sicherlich fühlte Schörner nicht die drückende Sorge, die seinen Stabschef und die meisten der anderen Stabsoffiziere bei ihren Frontfahrten belastete. Es war nicht nur die Sorge um das Schicksal der Front selbst, sondern auch um das Schicksal der Hunderttausende, die sich in der Lausitz und Sachsen zusammendrängten, seit sie über die Neisse geflohen waren. Es war die Sorge um das Schicksal der Millionen, die westlich der Neisse lebten und ihre letzte Hoffnung auf die Behauptung der Neissefront setzten. Dies zu empfinden, dazu fehlten ihm alle Voraussetzungen. Aber es ging irgend etwas anderes in ihm vor, das manchmal unter seiner zur Schau getragenen Brutalität fühlbar wurde und den einen oder anderen aufmerksamen Beobachter in seiner Umgebung aufhorchen liess. Sah er jetzt selbst die kommende Niederlage? Dachte er insgeheim an die Folgen, die auch ihn für seine Rücksichtslosigkeit und seine eiserne Parteigängerschaft ereilen würden, wenn das Ende kam? Machte ihn diese Sorge plötzlich der Erkenntnis der Wirklichkeit zugänglicher?

Als Schörner am 15. April in seiner zweimotorigen HE 111, gesichert durch drei Messerschmitt-Jäger, nach Cottbus flog, um von dort nach Berlin zu fahren, äusserte er sich gegenüber seinem Begleiter, dem 1. Generalstabsoffizier seines Stabes, zum ersten Male mit einer Offenheit, die diesen aufhorchen liess. Er erklärte so, als brauche er ein Ventil für seine drängenden, verborgenen Ängste, er fahre nicht nur nach Berlin,

um Verstärkungen für die Neissefront zu fordern, er werde auch Hitler bitten, zu ihm in das Hauptquartier der Heeresgruppe überzusiedeln und Berlin zu verlassen. Man müsse damit rechnen, so sagte er rücksichtslos, dass den Russen der Durchbruch gelinge; Berlin würde dann in wenigen Tagen eingeschlossen und Hitler jeder Handlungsfreiheit beraubt sein. Wenn sich Hitler jedoch in Josephstadt befände, dann könne man gemeinsam die noch vorhandenen militärischen und politischen Möglichkeiten nutzen, und Hitler sei aus seiner jetzigen Umgebung herausgelöst, die zum grossen Teil nur eigene Zwecke verfolge. Er werde in Berlin versuchen, mit Hitler unter vier Augen zu sprechen.

Der 1. Generalstabsoffizier war durch diese Worte so überrascht, dass er die Bedeutung, die sich dahinter verbarg, zunächst nur ahnte. Und bevor er dazu kam, Gegenfragen zu stellen, landete die Maschine. Sie stiegen in einen Wagen über, und Schörner hüllte sich, als habe er bereits zu viel gesagt, in eisiges Schweigen.

Vielleicht war der 1. Generalstabsoffizier zu sehr Soldat, vielleicht war der mit Arbeit überlastete Mann viel zu sehr eingefangen in die Grenzen seiner Stabsarbeit, um blitzartig erkennen zu können, dass Schörner nicht mehr an das glaubte, was er z. B. wenige Stunden zuvor noch seinen Soldaten an der Front gepredigt hatte, nämlich an den sicheren Sieg; um zu erkennen, dass er vielmehr nach Auswegen suchte, die für ihn persönlich eine Verlängerung des Kampfes und damit seiner Macht und seines Lebens bedeuten konnten. Hegte er in der Verborgenheit seines kalten Herzens den Plan, die böhmischen Berge zu einem letzten Reduit zu machen, Hitler vielleicht gar als politische Geisel zu benutzen und sich solange zu behaupten, bis die Gegensätze zwischen Russen, Amerikanern und Engländern, an die auch er dachte, zum Austrag kamen?

Der 1. Generalstabsoffizier erhielt keine Antwort auf diese Fragen! Als Schörner und er in Berlin eintrafen, erfuhren sie als erstes, dass im Bereich der Heeresgruppe Weichsel seit 24

Stunden jene schweren Kämpfe im Gange waren, die dem Hauptangriff Shukows über die Oder am 16. April vorausgingen. Damit war von vornherein die Möglichkeit, noch irgendwelche Verstärkungen für die Front an der Neisse zu bekommen, abgeschnitten. Trotzdem besprach sich Schörner mehrere Stunden mit Hitler. Er bekam das Gespräch unter vier Augen, das er gewünscht hatte.

Währenddessen wartete der 1. Generalstabsoffizier im Rauchzimmer der Reichskanzlei. Er erlebte zum ersten Male diese ihm bis dahin fremde Welt. Er fühlte die Unruhe, die das Zimmer und alle diejenigen, die darin versammelt waren, erfüllte. Die Ankunft Schörners lockte Diplomaten, Gauleiter und SS-Führer an. Es war, als ob sie sich an dem Nimbus der Unerschütterlichkeit, der Schörner umgab, erwärmen wollten. Vor allem Himmler, der plötzlich nach Dönitz und Keitel den Raum betrat, schien von einer kaum zu verbergenden angstvollen Ratlosigkeit erfüllt. Er verlangte unbedingt Schörner zu sprechen. Er überschüttete den 1. Generalstabsoffizier mit ungezählten Fragen nach Schörners Absichten, nach Schörners Meinungen. Und aus jeder Frage hörte man den Wunsch nach einer günstigen, zuversichtlichen Antwort heraus. Als Schörner drei Stunden später zurückkehrte und das Rauchzimmer betrat, war sein Gesicht verdüstert. Jeder der Versammelten versuchte, ihn in ein Gespräch zu verwickeln. Irgendwo kamen die Ängste und Sorgen, die sich unter der äusseren erzwungenen Siegeszuversicht verbargen, zum Ausbruch. Aber Schörner hatte es eilig.

Als er mit dem 1. Generalstabsoffizier die Vossstrasse betrat und im verdämmernden Licht des Tages den Wagen bestieg, sagte er kurz: „Der Führer bleibt in Berlin." Mehr sagte er nicht. Aber seine Worte verrieten, dass seine Absichten gescheitert waren, und die Fahrigkeit, mit der seine Hände wenig später im Flugzeug die gewohnte Virginia entzündeten, verriet noch einmal etwas von der inneren Unsicherheit, die in ihm lebendig war und die durch Hitlers Ablehnung noch verstärkt worden war.

Als die Maschine Cottbus überflog, sah man im Osten am

nächtlichen Himmel die Leuchtkugeln der Front emporsteigen. Keine zwölf Stunden später brach das Ungewitter des sowjetischen Trommelfeuers zwischen Guben und Forst los. v. Natzmer und Schörner hatten recht behalten, was die Voraussicht auf den Angriffsschwerpunkt Konjews betraf. Aber das war ein geringer Trost. Schörners Macht und Schörners Terror hatten nicht ausgereicht, um das Unmögliche möglich zu machen und eine Front aufzubauen, die nicht unter der Wucht der Übermacht zerbrach.

„Zwischen Muskau und Guben", so schrieb später General v. Natzmer, „brach das russische Ungewitter durch unsere Front, weder durch Abwehr noch durch Gegenangriffe der vorhandenen Reserven aufzuhalten." Die Front der 4. Armee zerriss. Schörner war ebensowenig wie Heinrici mit seiner 9. Armee in der Lage, den gewaltigen russischen Durchbruchskeil, der sich in wenigen Tagen über das Land ergoss, von Süden her anzufallen, zum Stehen zu bringen und durch Angriff nach Norden wieder eine Verbindung mit der 9. Armee herzustellen.

Nur die Tatsache, dass Konjew sich zunächst mit seiner Hauptmacht nach Norden gegen Berlin wendete, sicherte den Resten der 4. Armee und damit Schörners linkem Flügel noch eine allerletzte Gnadenfrist. Nur schwächere russische Verbände bedrängten die zunächst nach Süden und Westen ausweichende 4. Panzerarmee. Als die russische 58. Gardedivision am 25. April der 69. amerikanischen Division bei Torgau an der Elbe die Hand gereicht hatte, gab sich Konjew zunächst zufrieden. Die 4. Armee konnte noch einmal in der allgemeinen Linie Penzig–Niesky–Riesa eine dünne Verteidigungsfront aufbauen. Sie fand weiter westlich Anschluss an eine behelfsmässige Elbeverteidigung von Riesa bis Wittenberg.

Der sowjetische Durchbruch war so schnell erfolgt, dass er wiederum Hunderttausende von Flüchtlingen und Einwohnern überrannt hatte. Wieder war das Verhalten der deutschen Parteistellen bis zum letzten Augenblick ohne Sinn, ohne Vernunft, ohne Menschlichkeit. So, als seien nicht die furchtbaren Erfahrungen in Schlesien, im Wartheland, in Ostpreussen, Westpreussen und Pommern voraufgegangen, weigerte sich

der überwiegende Teil von ihnen bis zum letzten Augenblick, die Wirklichkeit anzuerkennen. Das fürchterliche System der Illusion, das System der unzerstörbaren Hoffnung, vor allem das System der Angst des einen vor dem anderen, des Ortsgruppenleiters vor dem Kreisleiter, des Kreisleiters vor dem Gauleiter und des Gauleiters vor Bormann und vor Hitler blieb wirksam bis zum letzten Tag. Es wirkte aus sich selbst heraus.

Die Strassen füllten sich über Nacht mit Flüchtlingen, die wieder in panischer Angst zum Westen an die Elbe zu kommen versuchten, während hinter ihnen die Flammenzeichen der Kämpfe am Himmel standen. In den Häusern duckten sich diejenigen, die angesichts der Plötzlichkeit des Ungewitters jede Hoffnung fahren liessen und sich dem anscheinend unvermeidlichen Schicksal apathisch ergaben. Vielen, die der vorangegangenen Hemmungslosigkeit der sowjetischen Armeen östlich von Oder und Neisse entkommen waren, mochten die Formen, in denen sich das neue Ungewitter in Sachsen vollzog, milder erscheinen. Die Gardedivisionen, die einen Teil der Verbände Konjews bildeten, zeigten gelegentlich stärkere Zurückhaltung und Disziplin. Vielleicht hatte man sie bewusst hier eingesetzt, weil Sachsen als altes kommunistisches Gebiet galt. Aber im Grunde handelte es sich bei der Besserung nur um Nuancen. Von denjenigen, die wiederum im letzten Augenblick zur Flucht aufgebrochen waren, entkam nur ein geringer Teil. Die anderen wurden überrollt, überholt, an den Strassen ausgeplündert und zurückgejagt.

Es schien unfassbar, aber es war Wirklichkeit. Noch am 25. April entsandte Gauleiter Mutschmann aus Dresden Polizeiverbände an die Elbebrücke bei Meissen, um die angsterfüllten Trecks der Bevölkerung und Flüchtlinge, die aus dem unmittelbar bedrohten Gebiet östlich der Elbe noch nach Westen übersetzen wollten, anzuhalten und zur Umkehr zu zwingen. Der Kreisleiter von Meissen, Böhme, einer der wenigen Männer, die Mut und Gewissen genug gehabt hatten, um aus eigener Verantwortung der Bevölkerung rechtzeitig den Weg nach

dem Westen zu öffnen, wurde gerade dieser Trecks wegen des Defaitismus angeklagt. Ihm wurde erklärt, die Lage erfordere unter gar keinen Umständen eine Flucht der Bevölkerung. Die 4. Panzerarmee werde die Russen wieder aus Sachsen vertreiben. Böhme setzte daraufhin seinem Leben selbst ein Ende. Er bildete eine Ausnahmeerscheinung in der Masse derjenigen, die bis zum letzten Augenblick gehorchten und dann ihre Uniformen wegwarfen und entflohen. Und wenn es überhaupt eine Entlastung für sie gab, so war es allenfalls die Tatsache, dass auch hier angesichts des Zusammenrückens der Front aus Ost und West die Raumreserven erschöpft waren, in weiche die gepeinigten Massen noch hätten fliehen können. Aber dies war nur eine schwache Entlastung dafür, dass selbst der Versuch verboten oder unterbunden wurde, über die amerikanischen Linien hinweg nach Westen zu gelangen.

Noch am 5. Mai, kurz bevor Dresden verloren ging, gab Gauleiter Mutschmann die Parole aus, die grosse Wendung stünde dicht bevor. Ein Grossangriff werde in Kürze die Russen wieder nach Osten zurückwerfen. Zwei Tage später versuchte der geistlose, grobschlächtige Vogtländer mit seinem Kraftwagen ins Fichtelgebirge zu entkommen, wo er in der Nähe von Tellerhäuser ein Jagdhaus besass. Bevor er sein Ziel erreichte, wurde er jedoch von sowjetischen Truppen überrascht und gefangengenommen. Sein weiteres Schicksal blieb ungewiss.

Als Konjew in der letzten Aprilwoche begann, stärkere Verbände aus dem Kampf um Berlin abzuziehen und nun den Angriff nach Süden zu eröffnen, geriet die dünne Front der 4. Panzerarmee sehr schnell in neue Bedrängnis. Es bestand kein Zweifel darüber, was Konjew anstrebte und in Kürze mit immer stärkeren Mitteln anstreben würde. Wenn es ihm gelang, die 4. Panzerarmee endgültig zu zerschlagen, öffnete sich Konjew der Weg nach Prag und in den Rücken der 17. Armee sowie der 1. Panzerarmee.

Es wirkte nur noch wie ein Ruf aus einer anderen Welt, als Hitler in der Nacht vom 26. auf den 27. April auf einer durch

Zufall noch offenen unterirdischen Leitung aus dem Bunker der Reichskanzlei das Hauptquartier Schörners anrief und mit vor Erregung zitternder Stimme auf die Durchführung seines Befehls drängte, demzufolge die Heeresgruppe Mitte aus dem Raum um Dresden in Richtung auf Berlin angreifen sollte, „um die Schlacht in Berlin siegreich zu beenden."

Schörner schlief, und v. Natzmer führte das Gespräch. Er notierte darüber: „Also ein Angriff über fast 200 Kilometer mit Kräften, die nur noch in Hitlers Einbildung bestanden, gegen einen Feind mit vielfacher Überlegenheit. Auf die Gegenvorstellungen der Heeresgruppe, dass alle Kräfte in der Front gebunden wären, dass weder genügend Munition noch Betriebsstoff zur Verfügung stünden; dass ein solcher Angriff, wenn er überhaupt gestartet werden könnte, höchstens die Gegend von Cottbus erreichen und spätestens dort von den weit überlegenen russischen Panzerverbänden zerschlagen werden würde – auf alle diese Einwände kam nur die stereotype Antwort: ‚Das spielt alles keine Rolle. Alles Fehlende muss beschafft, die Schlacht um Berlin muss gewonnen werden.' Auf die nochmalige entschiedene Antwort, dass der geforderte Angriff nicht im Bereich des Möglichen liege und nicht durchgeführt werden könne und werde, antwortete Hitler, dass er den Eindruck habe, die Heeresgruppe könne schon, sie wolle aber nicht. Eine gröbere Verkennung der eigenen Möglichkeiten, als sie dieses Gespräch offenbart, ist nicht denkbar ..."

Wenige Tage später war die 4. Panzerarmee bereits in verzweifelte Abwehrkämpfe verstrickt. Ein Einbruch überlegener sowjetischer Panzerverbände folgte dem anderen. Die Nächte waren von wilden Kämpfen erfüllt, in denen mit letzter Kraft darum gerungen wurde, die Front immer wieder zu schliessen. Mit Mühe wurde bis zum 3. Mai die Linie Meissen–Grimma verteidigt. Dann wich die 4. Panzerarmee von Auffangstellung zu Auffangstellung nach Süden zurück. Ihre besten Verbände, die vier Jahre eines fast ununterbrochenen Kampfes im Osten hinter sich hatten, kämpften mit dem Mut der Verzweiflung. Sie wussten, um was es für ihre Kameraden, die noch die Ostfront der Heeresgruppe Schörner hielden, ging.

Vor Schörners Ostfront starb unterdessen das belagerte Breslau. Ende März hatte Marschall Konjew ankündigen lassen, er werde seine Truppen und seine Flieger zu einem vernichtenden Sturm auf Breslau antreten lassen, wenn die Stadt sich nicht innerhalb weniger Tage ergebe. Der Festungskommandant Niehoff hatte sich inzwischen zu der Erkenntnis durchgerungen, dass mit einem Entsatz der Stadt nicht mehr zu rechnen war. Ab und zu regte sich in ihm noch eine Hoffnung. Aber sie verlosch bald.

Er wusste keinen Ausweg. Dieser Ausweg hätte sich zweifellos leicht geboten, wenn vor der Festung die Amerikaner oder Engländer gestanden hätten. Den Russen aber wollte sich auch hier kein Soldat ergeben. Auch über die Zivilbevölkerung mussten erst letzte Verzweiflung und völlige Hoffnungslosigkeit kommen, um sie bereit zu machen, das Ende mit Schrecken dem Schrecken ohne Ende vorzuziehen. Vor Ostern hätte ein Niehoff, der kapitulieren wollte, wahrscheinlich weder unter seinen Soldaten noch in der Zivilbevölkerung Unterstützung gefunden. Eher hätte er sie für den Plan des Durchbruchs nach Westen gewonnen. Aber er besass nicht die – zweifellos ungewöhnliche Charakterstärke voraussetzende – Entschlossenheit, und vielleicht auch nicht die Möglichkeit, sich gegen Hitler und Hanke zu empören. Hanke selbst war sich ebenfalls klar, dass es für die Stadt keine Rettung mehr gab. Aber er war entschlossen, unter Ausnutzung aller Mittel bis zum Untergang auszuhalten und die ganze Stadt in diesen Untergang hineinzureissen. Für ihn selbst schien es keinen Ausweg mehr zu geben, und wenn er selbst schon untergehen sollte, dann wollte er wenigstens in der Geschichte als heroische Gestalt weiterleben.

Am Ostersonnabend machte Konjew einen Teil seiner Drohungen wahr. Massierte Artillerie begann im Norden, Süden und Westen zu feuern. Alle Breslauer flüchteten in die Keller. Die volle Wucht des Unheils aber traf Breslau erst am Ostermontag. Breslau wurde während des ganzen Tages fast pausenlos bombardiert. Nach wenigen Stunden brannte die Stadt. Ein Feuersturm erhob sich und jagte die Funken über die Dä-

cher. Es wurde unmöglich, sich auch nur für kurze Zeit im Freien aufzuhalten. Die Hitze war gewaltig und versengte Kleider und Gesichter. Aus zusammenstürzenden Häusern gerettete Habseligkeiten gerieten sofort in Flammen. Sogar die Pinien im Botanischen Garten brannten lichterloh. Das Feuer frass die Domtürme Breslaus, die Wahrzeichen der Stadt, und liess nur traurige Stümpfe zurück. Erst gegen Abend minderte sich die Gewalt der Bombenangriffe. Aber die brennenden Häuserzeilen glühten während der ganzen Nacht weiter, bis schliesslich ein leiser Regen einsetzte und die Glut dämpfte.

Jetzt stiegen die überlebenden aus ihren Kellerlöchern und flohen den nördlichen und östlichen Teilen der Stadt zu, die am wenigsten gelitten hatten. Es gab kaum eine Möglichkeit, die Verschütteten und Verbrannten zu begraben. Hier und da blieb ein schnell zusammengezimmertes hölzernes Kreuz, das die ungefähre Zahl der Opfer eines Hauses oder einer Strasse angab, auf den Trümmerbergen zurück. Die Artilleriebeobachter, die auf ihren Türmen und Dachböden das Bombardement überstanden hatten, blickten auf eine Ruinenwüste herab, die tagelang von Brandwolken überlagert war.

Am 8. April setzten die Russen zum nächsten grossen Angriff an. Wieder flohen die Heimatlosen. Verzweiflung und Ratlosigkeit wuchsen schnell einem Krisenpunkt entgegen, an dem sie entweder in Apathie oder Empörung umschlagen mussten. Hanke liess die Textillager öffnen, um die Bevölkerung abzulenken. Im Störfeuer der russischen Artillerie versammelten sich Frauen und Männer vor den Lagern und Kellergeschäften, um sich noch einmal einzukleiden. Aber die meisten taten es schon in klarer Voraussicht auf die kommende Katastrophe und in dem Bemühen, für das ungewisse Schicksal, das in der Zukunft wartete, gerüstet zu sein.

Noch einmal wirkte Hitlers Zaubermacht am 20. April, an seinem Geburtstag. Noch einmal wurden an diesem Tage Hoffnungen erweckt, die schon am nächsten Tage zusammenbrachen. Niehoff, der am 14. April die Liebigs-Höhe, die unter

dem russischen Artilleriefeuer in einen rauchenden Vulkan verwandelt worden war, verlassen hatte und in die Keller der Universitätsbibliothek auf der Sandinsel gezogen war, erschien an diesem Tage unter den arbeitenden Frauen und Kindern und verteilte Schokolade. Niemand sah, was ihn selbst hinter seinem bleichen Gesicht bewegte. Vielleicht waren es die Gedanken an seine eigene Frau und an die eigenen Kinder. Vielleicht war es das Schicksal des Generals Lasch in Königsberg. Vielleicht das Edikt Bormanns und Himmlers, das alle Kampf- und Festungskommandanten bei vorzeitiger Kapitulation mit dem Tode bedrohte. Damit verband sich abermals der Gedanke an das Schicksal seiner Familie für den Augenblick, in dem er selbst kapitulieren würde.

Am 21. April wurden die jungen Mädchen Breslaus zur Gestellung befohlen, um als Kompanie-, Batterie- und Nachrichtenhelferinnen eingesetzt zu werden und damit Männer für die Fronteinheiten freizumachen. Niemand wusste, ob Hanke oder Niehoff für dieses Geschehen verantwortlich war. Wahrscheinlich waren es beide, der eine als Initiator, der andere als ein Mann, der sich mit gebundenen Händen beugte.

Der Geist der „Empörung aus Verzweiflung" wuchs. In dem Vorort Zimpel zogen zum ersten Male Frauen mit weissen Fahnen vor die Parteilokale und vor Militärunterkünfte und forderten das Ende des hoffnungslosen Kampfes. Wohl liess Hanke die Anführerinnen, soweit er ihrer habhaft werden konnte, verhaften. Aber die Sehnsucht nach einem. Ende, vor dem es doch keine Rettung gab, war nicht mehr zu unterdrükken. Zu ihren Sprechern machten sich die Geistlichen Hornig und Dr. Konrad, sowie der katholische Weihbischof Ferche und der Kanonikus Kramer, die am Morgen des 4. Mai 1945 um eine Audienz bei Niehoff nachsuchten.

Niehoff empfing die Geistlichen in seinem Bunkerraum zusammen mit seinem Adjutanten, Oberst Tiessler, sowie seinem Ia Major Otto und hörte schweigend den Bericht über die Lage der Stadt sowie die Frage des Pfarrers Hornig an: „Herr Gene-

ral, können Sie es unter diesen Umständen vor Ihrem ewigen Richter verantworten, die Verteidigung der Stadt fortzusetzen?" Eine quälende Minute verging, bis Niehoff die ebenso gequälte Gegenfrage stellte: „Meine Herren, was soll ich tun?"

Die Geistlichen antworteten kurz: „Übergabe." Niehoff schwieg erneut, aber man konnte an seinem verfallenen Gesicht den inneren Kampf ablesen, den er mit sich und den Ereignissen, die auf ihn einstürmten, auszufechten hatte. Als die Geistlichen weiter drängten, deutete er den Ausweg an, auf den er verfallen war. Er wollte jetzt in letzter Not den Ausfall wagen, zu dem er sich früher nicht hatte entschliessen können. Er wollte versuchen, sich zu den Linien Schörners durchzuschlagen und dabei die Zivilbevölkerung mitzunehmen. Er ging nicht über Andeutungen hinaus, weil er sich über den Wahnwitz dieses Planes im Klaren war. Und es entbehrte nicht einiger bitterer Ironie, als Pfarrer Hornig, der während des ersten Weltkrieges Artillerieleutnant gewesen war, dem General klarzulegen suchte, dass die Aktion, die er offenbar plane, in einem fürchterlichen Blutbad enden müsse, weil mit viel zu schwachen Kräften zwei russische Fronten durchbrochen werden müssten. Hornig stellte ferner die Frage, was aus jenem Teil der Zivilbevölkerung werden solle, der sich dem Durchbruchsversuch nicht anschliessen könne – vor allem aus den Kranken und Alten und darüber hinaus aus den Verwundeten. Niehoff wusste darauf keine Antwort, es sei denn das in quälender Hilflosigkeit aufgegriffene Bibelwort: „Suchet der Stadt Bestes!" Zu irgendeiner bindenden Antwort auf die Forderung der Geistlichen konnte er sich nicht durchringen.

Die Geistlichen machten sich gegen Mittag auf den Heimweg. Sie brauchten lange dazu, weil sie wegen der Tieffliegerangriffe von Keller zu Keller springen mussten. Als jedoch Dr. Konrad das Elisabeth-Pfarrhaus erreichte, in dem er zu Hause war, wartete dort ein Offizier, der den Pfarrer Hornig abzuholen wünschte. Konrad dachte unwillkürlich, es handle sich um Hornigs Verhaftung. Der Offizier versicherte ihm jedoch, für

den Nachmittag sei eine Beratung aller Truppenkommandeure bei Niehoff angesetzt. Vor ihnen solle Hornig noch einmal sprechen. Hornig begab sich zur Sandinsel zurück und sprach vor etwa dreissig Offizieren. Er fühlte die Zustimmung der meisten, bis auf diejenigen, die sich auch jetzt noch einfach weigerten, der Wirklichkeit ins Auge zu sehen. Nach seinem Vortrag wurde Hornig wieder entlassen, und die Geistlichen hofften, dass ihr Vorstoss doch zu einem Erfolg führen werde.

Ihre Hoffnung wurde jedoch noch einmal auf eine harte Probe gestellt. Am Abend des 4. Mai erfuhr Hanke von dem Zusammentreffen zwischen Festungskommando und Geistlichkeit und verbot Niehoff die Fortführung der Gespräche. Die Festungszeitung, die am Morgen des 5. Mai erschien, enthielt klare Hinweise auf die defaitistischen Elemente, die eine feige Übergabe Breslaus anstrebten, und forderte erneut Widerstand bis zum letzten Mann und bis zur letzten Frau. Unterdessen hatte sich jedoch das Gerücht vom Vorstoss der Geistlichen verbreitet, und sowohl die Katholiken als auch die Protestanten wurden bedrängt, Niehoff nochmals aufzusuchen.

Die sowjetischen Propagandalautsprecher kündigten neue, noch schwerere Luftangriffe an. Sie drohten, dass Breslau völlig dem Erdboden gleichgemacht werde, wenn es jetzt nicht zur Übergabe käme. Eine Panikstimmung griff um sich. Massenübergänge zu den Russen wurden von Seiten der geängstigten Zivilbevölkerung geplant, nur um dem drohenden neuen Feuersturm zu entgehen. Niehoff selbst befürchtete Meuterei und Empörung, denn am Abend des 5. Mai ging seine Stabswache an der Südseite der Sandinsel mit Maschinengewehren in Stellung. Aber er konnte sich immer noch nicht zu einem klaren Entschluss durchringen. Erst die folgende Nacht befreite ihn von der erdrückenden Hörigkeit, in die er Hanke gegenüber geraten war. Hanke verliess in aller Stille von dem Flugplatz aus, den er unter so viel Opfern hatte bauen lassen, mit einem Fieseler „Storch" die Stadt. Er hatte am späten Abend die Nachricht vom Tode Hitlers erhalten. Vor allem

aber war ihm aus einer Quelle, die unbekannt geblieben ist, mitgeteilt worden, dass er an Stelle Himmlers zum Reichsführer SS und Chef der deutschen Polizei sowie zum Reichsinnenminister ernannt worden war. Diese Nachricht war gleichbedeutend mit einem Vorwand zum Verlassen Breslaus, um sich „befehlsgemäss" für die neue Aufgabe zur Verfügung zu stellen.

Die Nachricht bedeutete auch die entscheidende Versuchung für die Echtheit des Hanke'schen „Willens zum Kampf bis zum Letzten". Auch Hanke unterlag dieser Versuchung. Auch er, der noch am längsten in einer bedrohten oder eingeschlossenen Stadt ausgehalten hatte, enthüllte die Diskrepanz, die innerhalb des nationalsozialistischen Parteiapparates zwischen Phrase und Wirklichkeit aufgerissen war. Auch er floh am Ende. Auch er liess die von ihm Geführten und Verführten zurück und überlieferte sich selbst dem vernichtenden Odium der Feigheit vor der letzten Entscheidung. Sein weiteres Schicksal blieb unbekannt. Gewiss ist nur, dass er die Stadt in der Uniform eines Unteroffiziers der Waffen-SS verliess. Spätere Berichte wollen wissen, er sei mit einem SS-Verband in die Hand der Tschechen gefallen und bei einem Fluchtversuch erschossen bzw. erschlagen worden. Nach anderen Nachrichten gelang es ihm ebenso wie dem Gauleiter Koch, zu entkommen und irgendwo in der Verwirrung der Nachkriegsjahre unterzutauchen.

Als die Geistlichen am frühen Morgen des 6. Mai, während immer noch Bomben fielen und die Artillerie schoss, um eine neue Besprechung bei Niehoff nachsuchten, erhielten sie die Antwort: „Meine Herren, die Sache ist bereits in Ihrem Sinne entschieden." Niehoff hatte die Übergabeverhandlungen eingeleitet und gab am Vormittag des 6. Mai durch rote Anschläge an den rauchgeschwärzten Häuserwänden Breslaus bekannt, dass mit einem Entsatz Breslaus nicht mehr zu rechnen sei und er daher die Übergabeverhandlungen mit den Russen eingeleitet habe. Noch am gleichen Abend eilte die Nachricht durch die Stadt, dass sich am 7. Mai die Übergabe vollziehen werde. Wie in Königsberg atmete die Masse der zu Tode Ermatteten auf. Einzelne Teile der Truppen versuchten

noch verzweifelte Ausbrüche. Andere warfen ihre Waffen in die Oder und tauschten ihre Uniformen gegen Anzüge. Doch für viele war es schon zu spät. Denn schon während der Nacht zum 7. Mai drangen russische Stosstrupps bis zu den Brücken vor, die zur Sandinsel hinüberführten. Rote und grüne Leuchtkugeln stiegen zum Nachthimmel empor. Musik ertönte aus den russischen Lautsprechern, und Plünderung und Schändung nahmen ihren Anfang, kaum, dass die Deutschen aufgeatmet hatten, weil die Artillerie schwieg und keine Bomben mehr auf die Stadt fielen. Auch über sie ergoss sich nun der Strom der Rache und der entfesselten Instinkte, und nach wenigen Tagen wussten viele nicht mehr, ob ihr Leben in den schlimmsten Tagen der Belagerung nicht doch erträglicher gewesen sei als der Zustand der Vogelfreiheit und der Angst, dem sie jetzt unterworfen waren. Dies bedeutete jedoch ebensowenig wie in Königsberg oder Glogau oder irgendwo sonst, dass diejenigen recht behalten hätten, die Breslau bis zu seiner Selbstzerstörung verteidigen wollten. Denn sie waren es ja, die in erster Linie die Schuld dafür traf, dass es überhaupt so weit gekommen war. Und ihr Rezept, die Breslauer durch Selbstvernichtung vor einem Schicksal zu bewahren, das sie heraufbeschworen hatten, war zu billig und trug die Zeichen des Vabanque-Spieles auf der Stirn, das zu diesem Ende geführt hatte.

So starb vor Schörners Front die Stadt Breslau. Hinter dieser Front aber rüsteten sich in den gleichen Wochen, in denen dieses geschah, die allerverruchtesten Instinkte, die menschliche Wesen in bösen Stunden entwickeln können.

Wie eine Insel der Seligen schienen Böhmen und Mähren und das deutsche Sudetengebiet bis Ende April inmitten des Chaos im Osten zu liegen – fast unberührt vom Toben der Gewalten. Noch wusste niemand, dass aus dieser Insel eine Insel der Unseligen werden würde. Es sei denn, diejenigen wussten es, die im Untergründe eine Entfesselung der Leidenschaften vorbereiteten, die am 5. Mai beginnend, dieses ganze Land verwandeln sollte.

Die Ereignisse von der sogenannten „September-Krise" und der „Münchener Konferenz" im Jahre 1938 bis zu diesen letzten Sturmwochen des Krieges, die dem fürchterlichen Ausbruch böser Massen-Instinkte voraufgingen, waren anders zu werten als die Geschehnisse in Russland oder Polen. Im Herbst 1938 war mit der Angliederung der sudetendeutschen Provinzen an den deutschen Staatskörper zunächst nichts anderes geschehen, als dass mit Beteiligung Englands und Frankreichs Landstriche, die immer deutsch gewesen waren, wieder Anschluss an einen deutschen Staat fanden. Das hatte sich in Ruhe vollzogen. Man hätte nach den Tschechen suchen müssen, die dabei ihrer Habe beraubt oder misshandelt worden wären.

Ein halbes Jahr später hatte Hitler zum erstenmal gezeigt, welche Ziele wirklich in ihm lebendig wurden, von welchen Eroberungen er träumte, und dass er bereit war, das bestehende Gefüge zumindest Osteuropas mit Gewalt und ohne Rücksicht auf das Nationalbewusstsein und Volkstum der anderen zu zerschlagen.

Als er im März 1939 mit nicht ganz unähnlichen Methoden der Täuschung und der Gewalt, wie sie die Tschechen 1918 verwendet hatten, um ihren Staat zu bauen, die Tschechoslowakei zerschlug, und den Tschechen die Freiheit nahm, in einem eigenen nationalen Staate zu leben, verliess er zum ersten Male den Boden dessen, was an all seinen vorangegangenen Forderungen und Taten im Zeitalter der Nationalstaaten als Recht hatte erscheinen können.

Wahrscheinlich würde eine fernere Zukunft in der Beseitigung der nationalen Zersplitterung von Räumen, die wirtschaftlich zusammengehörten, nichts Ungewöhnliches mehr erblicken, sofern diese Beseitigung nicht unter dem Zeichen nationalistischer Unterdrückung des einen durch den anderen geschah. Gerade dies aber lag jenem Akt zugrunde, der die tschechischen Gebiete als „Protektorat Böhmen und Mähren" in einen deutsch-beherrschten Grossraum einbezog. Insofern war dieser verhängnisvolle Akt ein Glied in der Kette des Unheils, die sich als ein Wechselspiel von Gewalt und Unrecht und Rache und neuer Gewalt durch die Geschichte zieht.

Die Zerstörung ihrer Nationalstaatlichkeit hatte die Tschechen 1939 tief getroffen. Seit Jahrhunderten trugen sie in sich eine tiefe Missgunst und eine aus Furcht, aus Schwäche und einer Art Minderwertigkeitsgefühl genährte Abneigung gegen die Deutschen, welche sie nicht nur mit der mehr als zehnfachen Überlegenheit ihrer Zahl umschlossen, sondern auch Träger einer Kultur waren, die sich mitten im tschechischen Raum durch zeitlose Leistungen dokumentierte. Ihr spezifisches Schicksal als kleines, zahlenmässig hoffnungslos unterlegenes, aber von brennendem Nationalismus erfülltes Volk hatten den Charakter der Tschechen geformt, schwankend zwischen Unterwürfigkeit und übersteigertem Stolz, zwischen tragischen Gegensätzen, die in dem Augenblick, in dem ihre Träger glauben, Herren zu sein, nur zu oft eine abgrundtiefe Grausamkeit zu Tage fördern.

Die Sudetendeutschen hatten den Akt des Frühjahrs 1939 in ihrer Masse nicht begrüsst. Sie hatten ja gerade nichts anderes gewünscht, als in einer klaren Trennung von den Tschechen zu leben. Und sie hatten nicht deshalb Hitler Gehör geschenkt, um irgendeine Gewaltpolitik zu unterstützen, sondern weil er es gerade gewesen war, der sie nach dem Zerfall des alten Österreich-Ungarn wieder in ein grosses Vaterland aufnahm.

Sie hätten genau so einem Ebert oder Stresemann oder Hindenburg angehangen, wenn diese ihnen das Vaterland geschenkt hätten, in dem sie ungestört als Deutsche leben konnten und sich nicht mehr den langsamen, aber sicheren Bestrebungen der Tschechisierung gegenübersahen. Aber auch die Deutschen, die seit Jahrhunderten mitten im tschechischen Raum, verstreut in den Städten oder in kleinen Siedlungen, lebten, hatten die Schaffung des Protektorats Böhmen und Mähren mit wenigen Ausnahmen nicht ersehnt, und sie nahmen sie auch nicht zum Anlass, um ein Herrentum hervorzukehren, dessen sie nicht bedurften. Sie waren sich ihrer wirtschaftlichen und kulturellen Leistungen bewusst und lebten fast durchweg auf einem Standard, der wenig Wünsche offen liess. Ihr Verhältnis zu den Tschechen hatte sich nicht geän-

dert, und wenn von Zeichen des Herrentums gesprochen werden konnte, dann bei jenen Deutschen, die aus Deutschland selbst als Verwaltungs- oder Kontrollorgane in den tschechischen Raum einwanderten und dabei Vorstellungen mitbrachten, die der Wirklichkeit nicht entsprachen und ein Herrentum erzeugten, das auf dem heissen tschechischen Boden zweifellos geeignet war, Feindschaft auszusäen und die warnenden Stimmen der besonnenen Kenner des Landes zu wecken. Trotzdem – so sehr die Schaffung des „Protektorats" ein Akt der Gewalt war, und so sehr die Aufrechterhaltung des durch Gewalt geschaffenen Zustandes von der Kontrolle durch die Gewalt abhing, war die Schar der Tschechen, die persönlich unter dieser Gewalt gelitten hatten, zu zählen. Der Masse war nicht geschehen, was Russen oder Polen geschehen war. Mochten manche Ideologen in der deutschen Protektoratsverwaltung Aussiedlungs- und andere Träume für die Zukunft hegen. Davon hatten die Tschechen noch nichts zu spüren bekommen. Bis auf diejenigen, die sich vor allem im Kriege offen gegen deutsche Anordnungen auflehnten oder Sabotageakte begingen, lebten sie in einem Frieden, wie ihn zu dieser Zeit ausser der Schweiz, Dänemark, Schweden und Spanien kein weiteres Land in Europa genoss. Sie kannten – auch wenn dieser Friede unfrei war – keine kulturelle Unterdrückung und keine Arbeitslosigkeit. Sie besassen einen Lebensstandard, der schliesslich weit höher war als der deutsche. Sie lebten fern von allen Gefahren des Krieges und genossen wirtschaftliche Investitionen von erheblichem Umfang. Erst die Ermordung des Reichsprotektors Heydrich, die ausserhalb des Protektorats geplant und von Tschechen, die von aussen mit Fallschirmen abgesetzt wurden, durchgeführt wurde, verursachte als Vergeltungsakt jenes „Lidice", das auf einen unmittelbaren Befehl Hitlers zurückging. Es war zweifellos Mord – Mord wie alle Abschreckungsmassnahmen der Geschichte, welche die Schuldigen mit den Unschuldigen mischten. Und es blieb Mord und Unmenschlichkeit, auch wenn alle späteren tschechischen Nachrichten darüber das Mass dessen, was wirklich geschehen

war, verliessen, um eine grössere Rechtfertigung für die eigenen Sünden zu schaffen. Es blieb Mord, auch wenn sich erwies, dass die Urheber des Mordes nicht weniger kalt und roh dachten als die Rächer Heydrichs, indem sie diesen Mord ganz bewusst durchführten, um die Deutschen zu einer Reaktion herauszufordern, die übersteigert und masslos war und damit einen Hass unter den Tschechen schürte, den sie für ihre eigenen Zwecke brauchten. Schon hier hatten sich die ideologischen Gewalten angekündigt, die sich – von den tschechischen Emigrantenkreisen in Moskau und London genährt – zunächst als eine Verbindung von Nationalismus und Kommunismus repräsentieren sollten, um schon in den Aufruhrwochen des eben heranrückenden Mai auf der Woge des Hasses und des Befreiungstaumels dem sowjetischen Kommunismus zu unterliegen.

Die Masse der Deutschen im tschechischen Raum, von den Sudetendeutschen ganz zu schweigen, erschrak vor den Ereignissen in und um ,,,Lidice". Sie erschrak vor der von Hitler selbst befohlenen Jagd auf die wirklich und angeblich Schuldigen, vor der Verhaftung und Vernichtung von Verdächtigen und Geiseln. Aber sie stand im gleichen Verhältnis zu dieser Aktion wie die Masse der Deutschen im Warthegebiet etwa den Handlungen Greisers und seiner Vollzugsorgane den Polen gegenübergestanden war. Sie stand dazu in dem gleichen Verhältnis, in dem sich die Ostpreussen, die Westpreussen, die Pommern, die Schlesier und die Deutschen des Südostens und die Masse der Soldaten der deutschen Ostfront den Handlungen und Taten eines Koch oder eines Lohse und ihrer Vollzugsorgane befunden hatten, einflusslos und ohne die Macht, sie zu verhindern.

Aber auch sie waren dazu verurteilt, die Folgen zu tragen, – und zwar ins Masslose gesteigerte Folgen, die den Boden verständlicher Rache und Vergeltung verliessen.

Bis in die ersten Maitage lag die ,,Insel der Seligen", die zur ,,Insel der Unseligen" werden sollte, noch in trügerischer Ruhe da.

Wohl erschienen, seit die ersten Verbände der 1. und 3. amerikanischen Armee sich von Westen her tschechischem Boden näherten, Tag für Tag und Nacht für Nacht amerikanische Kampf- und Tieffliegerverbände über dem Gebiet, das nach Osten zu von der Heeresgruppe Schörner umschlossen war. Die Flieger begannen, die Bahnverbindungen lahmzulegen und den Strassenverkehr zu stören. Sie trafen auch einzelne Städte, darunter Eger und Pilsen, schwer. Aber was bedeutete das im Verhältnis zu alledem, was ringsum geschah?

Das Sudetenland und der Raum des Protektorats entwickelten sich zu einer letzten Lebenszelle, welche von dem riesigen Raum übriggeblieben war, den Hitler einmal erobert hatte. Diese Zelle war von einem merkwürdig hektischen Leben erfüllt. Es waren nicht nur die jammervollen Trecks der Flüchtlinge, die ununterbrochen über die Strassen des Landes zogen, seitdem sie Schlesien und Mähren verlassen hatten und nun angesichts der von Westen heranrückenden amerikanischen Armeen nicht mehr wussten, wohin sie sich wenden sollten. Und es waren nicht nur die unübersehbaren Scharen der Fliehenden, welche das Aussehen der Bahnhöfe bestimmten und vor allem im Norden des Landes hinter der zerbröckelnden Front der 4. Armee die Züge in unvorstellbarer Weise überfüllten. Auch Zehntausende von Verwundeten wurden Tag und Nacht in Zügen und auf Lastwagenkolonnen in das sudetendeutsche und tschechische Gebiet hineingefahren, weil dieses Gebiet als letzter Hort halbwegs friedlichen Lebens erschien. Zahlreiche Regierungsund Amtsstellen der verschiedensten Art verlagerten bis in die letzten Tage hinein Akten, Büros, Maschinen- und Fabrikeinrichtungen in diesen Raum. Die Luftwaffe versammelte einen grossen Teil ihrer letzten Kräfte, vor allem der wenigen noch fertig gewordenen Düsenflugzeuge, auf den Flughäfen um Prag.

Und rings um dieses Tun verbreiteten sich Gerüchte. Da waren wieder die Gerüchte über die neuen Waffen und den Endsieg, der mit ihrer Hilfe aus dem tschechischen Gebiet heraus erfochten werden sollte. Sie vermischten sich mit Gerüchten

über Schörners Plan, den tschechisch-sudetendeutschen Raum zum letzten Reduit Hitlers und des deutschen Widerstandes zu machen. Sie verquickten sich gleichzeitig mit geheimnisvollen Berichten über ein deutsch-tschechisches Staatsgebilde, das die Reste Sachsens, das Sudetenland und das Protektorat umfassen sollte und von dem aus man den Aufeinanderprall zwischen den westlichen und östlichen Alliierten abwarten wollte. Schliesslich war die Rede von einem Bandenkrieg, der, wenn alle anderen Pläne scheiterten, noch auf Jahre hinaus Russen und Amerikaner im Böhmerwald beschäftigen sollte. Diese Gerüchte wurden durch das Erscheinen von Handzetteln begünstigt, die zur Bildung eines deutschen Frauen-Werwolfes aufriefen. Ihre Verteilung ging merkwürdigerweise von dem Reichsorganisationsleiter Dr. Ley aus. Überall im Lande wurden Panzersperren gebaut und Schützenlöcher gegraben. Das sinnlose Spiel mit dem Volkssturm wurde überall gespielt, wo Deutsche lebten. Konferenzen der politischen Führer und Industrieführer schienen einander zu jagen.

Diese Vermischung einer aufgeregten Tätigkeit mit einer Unzahl von Gerüchten war ein gutes Spiegelbild der Verwirrung, die den Mann erfüllte, der in diesen Tagen noch Herr des Landes war. Der deutsche Staatsminister in Böhmen und Mähren, der stellvertretende „Reichsprotektor von Böhmen und Mähren“, SS-Gruppenführer Karl Hermann Frank, hatte nach dem Morde an Heydrich an Stelle des unfähigen und untätigen Reichsprotektors Daluege die tatsächliche Macht übernommen. Er war, wie Hitler, aus einer kleinbürgerlichen Sphäre ohne Weltkenntnis, aber mit um so stärkeren alldeutschen Vorstellungen emporgestiegen. Er war Hitler sklavisch ergeben. Wo seine eigene Kraft nicht ausreichte, um seine nach aussen zur Schau getragene Selbstsicherheit zu stützen, oder wo sich das, was an Vernunft oder Landeskenntnis in ihm war, warnend zu Worte meldete, verliess er sich wie ungezählte andere auf das Wort Hitlers und handelte danach.

Als die Front vor Berlin und bei Guben und Forst zerbrach,

hatte seine Vernunft für einen Augenblick über seine Gläubigkeit gesiegt. Vielleicht hatte er auch nur auf einen weitblickenderen Ratgeber gehört. Jedenfalls hatte er den Plan entwickelt, die Macht im Protektorat an eine tschechische Nationalregierung zu übergeben. Es hatte sich um eine ausgesprochen antikommunistische Regierung handeln sollen, bestehend aus Kräften der Protektoratsregierung, die 1939 von deutscher Seite eingesetzt worden war; vor allem aber aus Männern, die in den nationalen tschechischen Gruppen gefunden werden konnten, die zwar die deutsche Herrschaft ablehnten, aber noch leidenschaftlicher gegen jeden Einfluss der Kommunisten oder die Ablösung einer deutschen Herrschaft durch eine sowjetische opponierten. Sie wussten dabei den grössten Teil der Tschechen hinter sich.

Frank hatte geplant, sich selbst nach der Übergabe der Macht mit den deutschen Truppen, den deutschen Behörden, der deutschen Polizei, allen Reichsdeutschen sowie denjenigen Volksdeutschen, die das Land verlassen wollten, nach Westen oder Nordwesten zurückzuziehen. Sein Plan entsprang den Vorstellungen, die in Prag wie in Berlin die Köpfe aller derer erfüllten, die wenigstens noch versuchten, politisch zu denken, und deren Gedanken ausschliesslich um den offenen Ausbruch der Gegensätze zwischen Ost und West kreisten. Er wollte mit der Existenz einer tschechischen Nationalregierung die Aufmerksamkeit der westlichen Welt auf dieses Problem lenken. Er wollte dem Westen zeigen, dass der sowjetfreundliche Kurs der Exilregierung des einstigen Präsidenten Benesch, die sich in Kaschau niedergelassen hatte, keineswegs der Meinung des überwiegenden Teils der Tschechen entsprach. Er wollte die westliche Welt zwingen, eine klare Stellung einzunehmen, und zwar nicht für irgendeine nationalsozialistische oder deutsche Regierung oder Partei oder Gruppe, sondern für ein Land, das sozusagen von den Deutschen befreit worden war und nun von den Westmächten Stütze und Schutz verlangte gegen die neue Bedrohung seiner Freiheit, die aus dem Osten kam.

Niemand weiss, zu welchem Ziel die Verwirklichung dieses

Planes geführt hätte. Niemand weiss, ob er die Amerikaner dazu bewogen hätte, die Schleier ihrer Illusionen zu durchbrechen und sich aus der Zwangslage zu befreien, in die Roosevelts Politik sie hineingeführt hatte. Angesichts der amerikanischen Haltung auf den anderen letzten Schauplätzen des Krieges mag dies mehr als unwahrscheinlich erscheinen. Man hätte sich auch hier dem Gedanken hingegeben, dass die Deutschen mit einem neuen hinterhältigen Plan das Ziel verfolgten, die Koalition ihrer Feinde zu stören. Man hätte dabei selbstverständlich angenommen, dass die an die Macht gelangte tschechische Nationalregierung nur aus Verrätern und Puppen der Deutschen bestünde. Die Geschichte hat keine endgültige Antwort geben können.

Aber darauf wäre es auch nicht angekommen. Wenn es für Frank eine Verpflichtung gab, so war es diejenige, jeden Versuch zu unternehmen, der noch in seiner Macht lag und der das ihm unterstellte Gebiet vor dem Kampf bis zum Letzten, vor dem absoluten Chaos und damit vor der hemmungslosen Erweckung aller Leidenschaften hätte bewahren können – auch wenn niemand zu sagen vermochte, ob diesem Versuch ein Erfolg beschieden sein würde.

Frank hatte sich im letzten Aprildrittel in die Reichskanzlei nach Berlin begeben, um Hitler seinen Plan zu unterbreiten. Er war dabei auf glatte Ablehnung gestossen. Hitler hatte ihm erklärt, er denke nicht daran, das Protektorat als noch intakte Rüstkammer Deutschlands aufzugeben und damit den noch stehenden Fronten den Lebensfaden abzuschneiden. Er ererklärte, Böhmen werde um jeden Preis gehalten werden, er beabsichtige im übrigen, die Entscheidung des Krieges in den nächsten drei Wochen herbeizuführen. Frank beugte sich, wie er sich immer gebeugt hatte. Noch einmal wagte sich seine Vernunft ans Licht. Vielleicht waren es auch wieder nur die Zweifel, die einige seiner Mitarbeiter in ihn gesenkt hatten. „Mit politischen Mitteln?" hatte er gefragt. Aber Hitler hatte ihn mit einem kurzen: „Nein!" entlassen. Frank war nicht der Mann, sich in Hitlers komplexe Natur zu versenken. Er ahnte nichts von der Wirrnis aus Trotz und Auflehnung, wunschbe-

stimmter Illusion und weltfremder Fantasie, Resignation und politischer Lebensgier, die Hitler erfüllte. Er glaubte. Und da es ihm für Hitlers „Nein" keine andere Erklärung zu geben schien als die Existenz der kriegsentscheidenden Wunderwaffen, glaubte er auch an sie und kehrte, noch einmal gestärkt, nach Prag zurück.

Er verbot jede weitere Verfolgung des Plans, den er Hitler unterbreitet hatte. Er liess alle Verhandlungen abbrechen, die zum Teil mit der tschechischen Protektoratsregierung, zum anderen Teil mit nationaltschechischen Gruppen geführt worden waren.

Er wartete auf die Wende, die Hitler ihm verheissen hatte. Als ihm seine SD-Organe von immer deutlicheren Aufstandsvorbereitungen nicht nur unter den tschechischen Kommunisten, die durch sowjetische Flugzeuge mit Waffen versorgt wurden, sondern auch unter den tschechischen Nationalisten, die auf den Einmarsch der Amerikaner hofften, berichteten, sprach er in der Nacht vom 30. April auf den 1. Mai zwischen Trommelwirbeln und Fanfarenklang über den Prager Sender. Er verkündete den Tschechen, dass er einen Aufruhr „in einem Meer von Blut" ertränken würde.

Selten hatte Frank törichtere und sinnlosere Worte gesprochen. Vielleicht ängstigte er damit noch einmal die tschechischen Massen. Er reizte aber zugleich ihre Bereitschaft zur Auflehnung.

Die aktiven politischen Gruppen, die sich zur Übernahme der Macht mit oder ohne den Willen Franks rüsteten, schreckte er weniger. Sie wussten, dass so oder so ihre Stunde kam und dass hinter Franks Worten in Kürze nicht mehr die nötige Macht stehen würde, um sie im Ernstfälle zu verwirklichen. Ihnen lieferte Frank nur eine neue Parole, wie sie vor allem die extremistischen Kräfte brauchten, um selbst ein Meer von Blut zu erzeugen, in dem aber dann die Deutschen ertrinken sollten.

Die Deutschen selbst nahmen Franks Worte mit einem unbestimmbaren Missbehagen auf. Vielleicht wird es nie ganz gelingen, die Vorstellungen, Gedanken, Hoffnungen und Sorgen zu beschreiben, welche sie in diesen Tagen erfüllten. Die Sphäre, in der sie dahinlebten und sich irgendeiner Tätigkeit

hingaben, war vielgestaltig und widerspruchsvoll. Mochten ganze Teile des Landes von den Elendsscharen der Unglücklichen, die aus Sachsen, Schlesien und Mähren flohen, überschwemmt werden, so dachten die Sudetendeutschen und auch die Deutschen, die seit langem im tschechischen Siedlungsgebiet gelebt hatten, kaum daran, zu fliehen.

Dies war nicht nur so, weil sie keinen Ausweg mehr sahen, weil sie nicht wussten, wohin sie noch hätten flüchten sollen, oder weil das unbeschreibliche Elend der Schlesier, der Galizier, Bessarabier, Dobrudscha- und Baltendeutschen, die heimatlos auf den Strassen umherirrten, sie schreckte. Es war nicht nur so, weil auch viele von ihnen immer noch Illusionen hegten und wie Frank an das Wunder der Wende glaubten. Es war nicht nur so, weil eine allgemeine Lähmung unzählige andere niederdrückte und dem kommenden Schicksal tatenlos entgegensehen liess. Es war nicht nur die Heimatliebe, die Anhänglichkeit an den Besitz, den sie in jahrhundertelanger Arbeit erworben hatten, die sie festhielt.

Der wirkliche Grund zu ihrem Verhalten war trotz des Gefühls des möglichen zukünftigen Unheils, das die Ereignisse nach dem Tode Heydrichs in ihnen erweckt hatten, die tatsächliche Ahnungslosigkeit gegenüber dem Ausmass und der Intensität der Dinge, die sich sozusagen unter dem Boden, auf dem sie lebten, in den kommunistischen und nationalistischen tschechischen Aufstandsgruppen vorbereitete.

Selbst diejenigen Deutschen, welche seit Jahrzehnten unter Tschechen lebten und die dunklen, unberechenbaren, explosiven Seiten des tschechischen Charakters kannten, besassen keine Vorstellung der Schrecken, die auf sie warteten. Für all das, was in Kürze geschehen sollte, fehlten die Vorbilder. Diejenigen Sudetendeutschen z. B., die sich keinen Illusionen hingaben und dem Schlimmsten klar ins Auge sahen, nahmen für den Fall der Niederlage an, dass wieder jener Zustand zurückkehren werde, der bis 1938 in ihrem Land geherrscht hatte. Sie erwarteten, dass die Tschechen wieder die Herrschaft übernehmen, ihren Hohn über sie ausgiessen, ihre alte Politik der Na-

delstiche und der Tschechisierung mit vermehrter Kraft wieder aufnehmen würden. Noch etwas weiter dachten vielleicht die Deutschen, die in mehr oder weniger grossen Gruppen oder völlig verstreut in den tschechischen Grossstädten und Siedlungen lebten. Ein Teil von ihnen fasste die Möglichkeit ins Auge, dass sich das „slawische Temperament“, wie mehrfach in der Geschichte der Tschechen, „in einer Volkswut“ entlud. Viele schickten ihre Frauen und Kinder zu Verwandten und Bekannten ins Sudetenland. Einzelne, die über gute Beziehungen verfügten, versuchten, Möbel und andere Teile ihres Besitzes nach Westen „in Sicherheit“ zu bringen. Die Männer aber blieben durchweg zu Hause. Sie wollten den möglichen, aber sicherlich vorübergehenden Sturm überdauern, so wie ihre Vorfahren manche Stürme überdauert hatten. Auch in den düstersten Träumen dachte niemand an den Sturm der Rache und an den Sturm absoluter Entrechtung, Enteignung und Vertreibung, der darauf wartete, entfesselt zu werden.

Da unter der deutschen Herrschaft keine Tschechen vertrieben und keine Tschechen enteignet worden waren, glaubte man selbst dort nicht an eine Vertreibung der Deutschen, wo man die Ankündigungen ausländischer Sender über Austreibungspläne oder aber die Berichte geflüchteter Volksdeutscher aus Rumänien und der Slowakei vernahm. In Rumänien und in der Slowakei waren vor allem die Russen die treibenden Elemente gewesen. Hier aber wurden die Russen immer noch durch Schörners Heeresgruppe aufgehalten, während die Amerikaner ganz nahe waren und ohne Widerstand in wenigen Tagen das ganze Land besetzen konnten. Für alle diejenigen, die sich weder an die Wunderwaffen noch an irgendeine andere Illusion klammerten, für die also die deutsche Niederlage zur absoluten Gewissheit geworden war, bedeutete das schnelle Heranrücken der amerikanischen Armeen die entscheidende Hoffnung. Dies war um so mehr der Fall, da diese ihre Hoffnung sich mit den Wünschen der meisten Tschechen deckte, die auch nichts mehr herbeisehnten als eine Besetzung und eine Befreiung durch die amerikanische Armee. Mit ihnen

hofften jene Deutschen auf eine Kapitulation nach Westen und auf amerikanische Truppen, welche die Ordnung aufrechterhalten würden.

Sie ahnten nicht, dass auch die amerikanischen Verbände dort, wo sie das Land besetzten, kaum etwas dazu tun würden, den bevorstehenden Ausbruch der Bestialität einzudämmen. Sie ahnten nicht, dass vielmehr ein grosser Teil dieser Amerikaner dem kommenden Sturm mit dem gleichen pharisäerhaften Gefühl, einer gerechten Bestrafung der Deutschen beizuwohnen, zusehen würde, mit dem sie so mancher menschlichen Tragödie an den Demarkationslinien im Norden zugesehen hatten.

Die Deutschen ahnten auch nichts von dem Austausch von Funksprüchen, der in den letzten April- und den ersten Maitagen zwischen General Eisenhower und dem Generalstabschef der russischen Armee Antonow im Gange war. Im Verlaufe dieses Austausches setzte Antonow alles daran, um die Amerikaner davon abzuhalten, einen grösseren Teil des tschechischen Gebietes und vor allem Prag zu besetzen, während die russischen Truppen noch von Schörners verzweifelt kämpfenden Truppen in ihrem Vormarsch aufgehalten waren. Antonow hatte sehr klar das Zukunftsziel einer kommunistischen Tschechoslowakei vor Augen. Die Sowjet-Union brauchte zu diesem Zweck eine Befreiung des tschechischen Landes, besonders aber der goldenen Stadt Prag durch die Rote Armee, um auch den tschechischen Nationalismus, der sich zum grössten Teil noch gegen den sowjetischen Kommunismus wehrte, zu gewinnen und wenigstens vorübergehend vor ihren Wagen zu spannen.

Die Deutschen ahnten nicht, dass Eisenhower noch am 4. Mai nach Moskau gedrahtet hatte, dass seine 3. Armee bereit sei, über die Linie Karlsbad–Pilsen– Budweis hinaus bis an die Elbe und die Moldau in die Tschechoslowakei vorzustossen und „das ganze Gebiet bis zum Westgebiet dieser Flüsse zu säubern". Sie wussten auch nicht, dass Antonow Eisenhower noch am gleichen Tage „in grösster Eile" über die amerikanische Militärmission in Moskau „auffordem" liess, „nicht wei-

ter über die Linie Karlsbad–Pilsen–Budweis vorzustossen", um die „dadurch mögliche Verwirrung beiderseitiger Streitkräfte" zu vermeiden. Und sie wussten schliesslich nicht, dass Eisenhower – auch hier ein Gefangener der allgemeinen amerikanischen Illusionen über die sowjetischen Ziele und der durch sie herbeigeführten Zwangslagen sowie ein Gefangener seiner Beschränkung auf militärisches Denken – Antonows Forderungen entsprechen und seinen Truppen den Befehl erteilen würde, an der genannten Linie Halt zu machen.

Der 1. Mai zog herauf. Er verlief noch ruhig.

Der Tod Hitlers wurde in der Nacht zum 2. Mai kurz nach 24 Uhr in Prag bekannt. Am nächsten Morgen erschienen alle Prager Zeitungen – die deutschen und die zensierten tschechischen – mit schwarzen Trauerrändern. Die Blätter veröffentlichten lange Nekrologe voller Verherrlichungen des Mannes, der, wie man auch in Prag glauben musste, „bis zum letzten kämpfend in seinem Gefechtsstand in der Reichskanzlei gefallen" war.

Am gleichen Tage aber trafen die ersten Nachrichten über offene aufrührerische Gesten unter der tschechischen Bevölkerung in Prag ein. Hitlers Tod war der Auftakt zu den kommenden Ereignissen. Die Nachricht von Hitlers Ende hatte Karl Hermann Frank bis ins Innerste getroffen. Der Halt, an den er sich in seiner geistigen Enge und Unselbständigkeit immer geklammert hatte, war plötzlich zerbrochen. Frank begriff jäh, dass die Zuversicht, mit der er aus Berlin zurückgekehrt war, auf völlig falschen Voraussetzungen beruhte und dass es keine Hoffnung mehr gab. Er versank in absolute Ratlosigkeit. Sein immer schon hageres Fanatikergesicht nahm in diesen Tagen das Aussehen eines Totenschädels an.

Erst nach Stunden raffte er sich auf. Er übertrug seine Hoffnung auf Dönitz. Am Morgen des 3. Mai flog er – ein bleicher Schatten – nach Plön, um sich dort Rat und Weisungen zu holen. Ein Flugzeug des Oberstleutnant Baumbach, der in diesen Tagen mit einigen übriggebliebenen Maschinen Kurierflüge zwischen den noch in deutscher Hand befindlichen Gebieten

durchführte und, um überhaupt noch fliegen zu können, seinen Flugzeugen Tag für Tag und Nacht für Nacht andere Hoheitszeichen aufmalen liess, brachte Frank nach Norden. Er trat in Plön als ein Mann auf, der über Nacht völlig gebrochen war.

Dönitz empfing ihn nur für wenige Minuten. Er empfand auch gegen Frank die Aversion, die er gegen viele Parteiführer empfunden hatte. Er trug ihm flüchtig auf, solange wie möglich für Ordnung zu sorgen und Prag zur offenen Stadt und zur „Lazarettstadt" zu erklären. Von irgendwelchen anderen klaren Anweisungen über Verhandlungen mit den Tschechen war nicht die Rede. Als Frank aus Dönitz' Zimmer trat, machte er einen verwirrten Eindruck. Der früher kalte, stolze und überhebliche Mann flehte den Presse- und Nachrichtenreferenten Dönitz', den Kapitänleutnant Weitmann an, die Erklärung Prags zur Lazarettstadt mit Vorrang zu veröffentlichen. Dann flog er nach Prag zurück.

Die beiden Tage seiner Abwesenheit waren in den östlichen Gebieten des Protektorats, in denen sich der Einmarsch der Russen ankündigte, schon Tage wachsender Unruhe gewesen. Trikoloren, vor allem aber rote Fahnen waren in den Strassen und auf den Häusern vieler Orte erschienen. Die aktivsten unter den zum Aufstand rüstenden Tschechen, die Kommunisten, fühlten hier die nahe Verbindung mit der Roten Armee. Trotzdem rührten sie sich zunächst nur in abgelegenen Orten, in denen es keine deutschen Verbände gab. Sie untersuchten erst den Widerstandswillen der deutschen Polizei und der deutschen Etappenverbände.

Sie stellten dabei auch im Hinterland der Heeresgruppe Schörner fest, dass die Deutschen müde und ohne Zuversicht waren, dass viele bereits ihre Waffen wegwarfen oder verschenkten und nach Zivilkleidern suchten. Der Verkehr im ganzen Land begann zu erlahmen. Flüchtlingszüge fuhren nicht weiter, weil tschechische Eisenbahner die Arbeit niederlegten. Trecks blieben auf einsamen Strassen liegen, weil ihnen von plötzlich auftauchenden Partisanengruppen die Pferde ausgespannt wurden.

Die Industriewerke stellten fast ausnahmslos die Arbeit ein,

weil sie keine Rohstoffe mehr besassen.
Die Arbeitermassen versammelten sich untätig auf den Strassen. Auch sie fühlten das nahende Ende der Deutschen. Die deutsche Polizei einschliesslich vieler aus den Volksdeutschen Rumäniens und Ungarns rekrutierter SS-Verbände zeigte keinen Willen mehr zum Kampf. Es gab zahlreiche Deserteure, die sich, in den Wäldern verbargen oder zusammen mit den Flüchtlingstrecks dahinzogen. Immer mehr rote Fahnen wurden gehisst. Tschechen begannen, deutsche Strassenschilder und deutsche Aufschriften an ihren Geschäften zu entfernen oder zu übermalen.

Trotzdem blieb es zunächst noch verhältnismässig ruhig – auch in Prag. In einer Stadt, in deren politischen Wandlungen seit erdenklichen Zeiten die Taferl-Politik ein Grundelement des nationalen Kampfes war, brauchte die Änderung der Schilder noch nicht das Signal zu einem blutigen Aufstand zu sein. Erst am 4. Mai machten sich in Prag stärkere Sturmzeichen bemerkbar.

Es gab Massenansammlungen in den Strassen. Gerüchte gingen um, Karl Hermann Frank sei nicht zurückgekehrt, und Schörner habe die gesamte vollziehende Gewalt auch im Protektorat, also im Hinterland seiner Front, übernommen. Gleichzeitig sprach man jedoch davon, dass die deutschen Truppen in wenigen Tagen abziehen würden, dass Kapitulationsverhandlungen mit den Amerikanern im Gange seien, dass Frank deswegen nicht zurückkehre, weil die Macht einer tschechischen Nationalregierung übergeben würde, und dass die Amerikaner in wenigen Tagen in Prag sein würden. Es herrschte absolute Unklarheit.

Am Abend verkündeten öffentliche Lautsprecher, dass der Ausnahmezustand über Prag verhängt sei. Ein Ausgangsverbot für die tschechische Bevölkerung wurde erlassen. Aber die Massen in den Strassen schenkten den Anordnungen kaum Beachtung. Die deutsche Polizei selbst – noch stärker als zuvor von der allgemeinen Ungewissheit erfasst und ohne sicher führende Hand – griff nur vereinzelt ein. Hier und da fielen Schüsse. Aber im Allgemeinen hielt sie sich zurück.

Die Bande der Disziplin begannen sich auch in Prag zu lockern. Man fand deutsche Soldaten, die zusammen mit den Tschechen in den Gaststätten auf die Radionachrichten der verschiedensten Sender horchten und auf das nahe Ende des Krieges warteten. Es gab Nachrichten über wüste Exzesse der SS-Verbände in Karlsbad und anderen Orten. Dort sollten SS-Truppen jeden deutschen Soldaten erhängen oder erschiessen, der auch nur ein Zeichen mangelnden Kampfwillens zeigte. Die SS verschanzte sich – wie es hiess – in Waldlagern. Zusammen mit aufgelesenen Frauen – Angesicht in Angesicht mit dem bevorstehenden Ende – genoss sie alles, was ihr das Leben noch zu bieten hatte. Die Deutschen, die sich in ihren Wohnungen verbargen, sassen unterdessen um die Radioapparate, um von irgendwo die Spur einer Gewissheit oder eines Zeichens dafür zu erlangen, was denn nun geschehen würde.

So brach die Nacht zum 5. Mai 1945 herein.

Als Karl Hermann Frank am Morgen des 5. Mai wieder in Prag eintraf, lag die Stadt in unnatürlicher, bleierner Ruhe da. Er erfuhr, dass Schörner inzwischen tatsächlich versucht hatte, die gesamte Macht im Protektorat an sich zu reissen. Er widerrief aus einer Auflehnung seines Selbstgefühls heraus Schörners Anordnungen. Vielleicht wunderte es ihn, dass Schörner in Wolchow bei Josephstadt widerspruchslos diesen Widerruf zur Kenntnis nahm. Er ahnte nicht, dass auch Schörner bereits innerlich resignierte und sich persönlich zur Flucht nach Westen rüstete.

Frank erfuhr ferner, dass sowohl die tschechische Protektoratsregierung als auch ein tschechischer Nationalrat, der sich inzwischen gebildet hatte, und der alle nationalen tschechischen Kräfte, welche im Gegensatz zu den Kommunisten die Macht übernehmen wollten, umfasste, während der Tage von Franks Abwesenheit immer wieder darauf gedrängt hatten, dass ihnen offiziell die Macht übergeben werde. Dafür wollten sie einen ungestörten Abmarsch aller deutschen Truppen und aller deutschen Zivilisten, die das Protektorat verlassen wollten, garantieren.

Frank erfuhr, dass sowohl die Protektoratsregierung als auch der Nationalrat unter dem immer heftigeren Druck der Kommunisten wie der nationalen Extremisten standen, welche keinerlei Vereinbarung mit den Deutschen wünschten, sondern den blutigen Umsturz anstrebten. Er hörte, dieser Umsturz stünde dicht bevor. Wahrscheinlich sei es jetzt schon zu spät, zu verhandeln, weil Nationalrat und Protektoratsregierung gezwungen seien, sich einer einmal ausgebrochenen offenen Revolution anzuschliessen, wenn sie nicht jeden Einfluss auf die zukünftige Entwicklung verlieren wollten.

Bevor Frank, der sich mit apathischem Totengesicht die verschiedenen Meldungen anhörte, zu einem Entschluss gelangen konnte, hatten die Kommunisten bereits gehandelt und die blutige Revolution ins Rollen gebracht.

Die Kommunisten kannten die Methode, Massen in Bewegung zu bringen. Wahrscheinlich war ihnen noch keine Masse begegnet, die ihnen so willig folgte wie die tschechische. Die Kommunisten verbreiteten in den Vormittagsstunden des 5. Mai plötzlich das Gerücht, dass amerikanische Panzer sich dem Westrande von Prag näherten. Die Meldung, dass eben amerikanische Panzer durch den grossen Industriebezirk von Smichow an der Strasse nach Pilsen fuhren und dass auf dem Flugplatz von Ruzyn eben die ersten amerikanischen Flugzeuge gelandet seien, eilte durch die Stadt. Ihr folgte die Nachricht, die Amerikaner verlangten die sofortige Übergabe der Stadt, und diese sei von den Deutschen zugesagt.

Urplötzlich tauchten in zahllosen Fenstern tschechische und rote Fahnen auf. Die Strassen füllten sich. Erwachsene und Kinder schwenkten Fahnen und Fähnchen. Die Massen bildeten eine Art Spalier, um die Amerikaner zu empfangen. Umzüge begannen; tschechische Nationallieder klangen zu dem strahlend blauen Himmel hinauf. Hilflos und ratlos verfolgte die deutsche Polizei die Ereignisse. Die deutschen Truppen sahen von den Kasernen aus ebenso ratlos zu. Wo sich deutsche Soldaten in den Strassen zeigten, wurde ihnen in diesen Morgenstunden noch häufig zuge-

winkt mit dem Ruf: „Gleich ist alles zu Ende, seid froh, der Krieg ist aus, Ihr könnt nach Hause gehen," Es war ein allgemeiner Taumel, der die Massen erfasst hatte. Ein Taumel sinnloser Freude, der für einen Augenblick sogar allen untergründigen Hass zurückdrängte, aber gleichzeitig die Massen in eine Erregung versetzte, in die nur ein Funke der Enttäuschung hineinzuspringen brauchte, um wilde, hemmungslose Freude in ebenso wilden, hemmungslosen Hass zu verwandeln.

Als Karl Hermann Frank von Umzügen, Massenversammlungen und dem allgemeinen Jubel über die bevorstehende Befreiung hörte, überfiel ihn noch einmal sein stolzes Selbstgefühl. Zu lange hatte er sich als Herrscher auf der Prager Burg gefühlt, als dass er in diesem Augenblick das Gefühl des Herrschertums und der Macht, vor allem aber seinen Zorn darüber, dass die Tschechen sich einfach über seine Existenz hinwegsetzten und den Amerikanern entgegenjubelten, hätte überwinden können. Das alte Machtbewusstsein überfiel ihn noch einmal mit einer ebenso sinnlosen wie trotzigen Gewalt. Dies war um so mehr der Fall, als er darüber orientiert war, dass die Amerikaner in Wirklichkeit keinen Schritt über die mit den Russen vereinbarte Linie hinausgetan hatten.

Aus einer trotzigen Aufwallung heraus gab er den Befehl, die Strassen sofort zu räumen, Zusammenrottungen aufzulösen und auf alle diejenigen, die Widerstand leisteten, rücksichtslos zu schiessen. Nur wenige Stunden später war er bereits wieder in die Apathie und Unschlüssigkeit dessen versunken, der in Hitler seinen Halt verloren hatte. Nur wenige Stunden später liess er die Dinge mehr oder weniger hilflos treiben. Er konnte sich zu keinem Entschluss mehr aufraffen. Aber da war das Verhängnis schon geschehen. Da hatte er den Kommunisten und auch den extremen Nationalisten bereits in die Hand gearbeitet.

Zwar befolgte nur ein Teil der deutschen Truppen und der deutschen Polizei seine Anordnungen. Aber es genügte, dass in einzelnen Stadtteilen stärkere SS-Verbände mit dem Räumen der Strassen begannen, dass sie auf Demonstranten schossen, dass sie

Geschütze und Maschinengewehre auffuhren, dass sie Tschechen, die ihre Ladenschilder übermalten, von den Leitern warfen. Dies waren die Funken, welche die jubelnde Erregung der Massen, die ihrerseits noch nicht wussten, dass kein einziger amerikanischer Soldat vor Prag stand, in wilden Hass und eine erste hemmungslose Welle der Wut verwandelten.

Fast gleichzeitig war ein Lastwagen mit bewaffneten Kommunisten überraschend in das Tor des Sendehauses des Rundfunksenders Prag in den Weinbergen eingefahren. Die Tschechen überwältigten die schwache deutsche SS-Wache und hatten wenige Minuten später das Mittel in der Hand, um die Masse der Tschechen in ihrem Sinne zu beeinflussen und zu den Waffen zu rufen. Deutsche SS-Verbände unternahmen sofort den Versuch, den Sender zurückzuerobern. Die Aufständischen, die inzwischen Verstärkungen herangezogen hatten, gerieten zeitweise in harte Bedrängnis.

Aber es gelang nicht mehr, den Sender zurückzunehmen, denn unterdessen hatten in zahlreichen Teilen der Stadt Kämpfe begonnen. Kommunistischen Kampfgruppen war es gelungen, in Überraschungsaktionen Bekleidungs- und Waffenlager der Deutschen zu nehmen. Sie bemächtigten sich u. a. des umfangreichen Waffenlagers des Volkssturms auf der Hetzinsel. Währenddessen riefen sie unentwegt über den Sender die Tschechen zur Erhebung auf. „Polizei, Gendarmerie, Angehörige der tschechoslowakischen Armee, wendet euch gegen die Okkupanten, kommt uns zu Hilfe, folgende Strassen sind noch frei…" Es folgten blutige Schilderungen über Mordtaten deutscher SS-Verbände und Aufrufe zu Rache und Vergeltung.

Kommunistische und extrem nationalistische Gruppen drangen überraschend in das Gebäude der Gestapo, die Petschek-Bank, und in das Haus des Sicherheitsdienstes in den Weinbergen ein. Hier blieb kein Deutscher am Leben. Kleinere SS- und Polizeitrupps wurden auf offener Strasse zusammengeschossen oder erschlagen. Abenteuerlich aussehende Partisanentrupps, die sich eben erst aus der Hefe des Volkes rekrutiert hatten, begannen, in die Wohnungen von Deutschen einzudringen, die deutschen Män-

ner, Frauen und Kinder auf die Strassen zu treiben, mit Steinen zu bewerfen und zu misshandeln.

Sie alle handelten nach einer meisterhaften Strategie, und ihre Führer wussten in der Tat, wie man vorhandenen Hass und vorhandene böse Instinkte der Massen zum Glühen bringt. Die gemässigten Kreise in der tschechischen Führung wussten auf der anderen Seite, dass sie an dem Aufstand teilnehmen mussten, wenn sie nicht hoffnungslos überspielt werden wollten. Die ausgezeichnet bewaffneten Polizeitruppen der Protektoratsregierung, die Gendarmerie, die untergründig organisierten Offiziere und Unteroffiziere der einstigen tschechoslowakischen Armee rückten in die Reihen des Aufstandes ein. Kraft ihrer grösseren Zahl, ihrer besseren Ausbildung und Bewaffnung übernahmen sie sogar noch einmal das Schwergewicht innerhalb der Kräfte des Aufstandes. Der Nationalrat übernahm die Führung, und es ergab sich nun das merkwürdige Bild, dass Nationale sowie Kommunisten, die einander misstrauten, jetzt nebeneinander im Kampfe standen.

Untergründig bekämpften sie einander. Aber gerade durch diesen Kampf erhitzten sie sich gegenseitig, zwangen sie sich gegenseitig zu immer schrofferen Aktionen, um die Gunst der einmal vom Taumel der Befreiung und der entfesselten Instinkte erfassten Massen nicht zu verlieren. Aber die Kommunisten blieben trotzdem die tätigsten Elemente. Sie gaben, gefolgt von den nationalen Extremisten, überall das Beispiel, an dem sich der Blutrausch der Massen entzündete. Sie waren durch ihre Kuriere aus dem Osten sowie durch Funk darüber orientiert, dass nicht die Amerikaner, sondern die Russen nach Prag kommen würden. Sie wussten daher, dass nicht die Nationalen, sondern sie selbst am Ende die Macht erringen würden, dass es aber von vornherein darauf ankam, eine blutige Revolution gegen die Deutschen zu erwecken und diese Revolution am Leben zu erhalten. Denn aus der Revolution gegen die besitzenden Deutschen und aus dem einmal erweckten Sturm der Leidenschaft konnte und musste die Revolution entstehen, die sie selbst anstrebten, die Revolution gel

gen die alte tschechische Oberschicht und gegen die besitzenden Klassen überhaupt.

Es wäre den so merkwürdig und zwiespältig zusammengesetzten Aufständischen kaum gelungen, sich so schnell durchzusetzen und entscheidende Positionen in der ganzen Stadt zu erringen, wenn sie auf der deutschen Seite noch einen entschlossenen und geschlossenen Willen zum Widerstand gefunden hätten. Aber als nun der Aufstand losbrach, war Frank wieder in Ratlosigkeit versunken. Die Zügel entglitten seiner Hand.

Niemand wusste, wer auf deutscher Seite führte. Von Schörner kamen keine Nachrichten mehr. Der deutsche Stadtkommandant, General Toussaint, hatte keine Gewalt über SS- und Polizeiverbände. Diese selbst waren nicht mehr geschlossen. Hätten sie gewusst, welch satanisches Schicksal ihnen bevorstand, so hätten sie wahrscheinlich ohne Ausnahme alles darangesetzt, dieses Schicksal von sich abzuwenden. Aber die zahlreichen, keineswegs freiwillig dienenden, sondern frisch einberufenen SS-Soldaten aus dem Südosten, die längst ihre Heimat verloren hatten, hatten keine Ahnung von dem Schicksal, das ihnen bevorstand. Sie setzten sich nur müde und unentschlossen zur Wehr. Volksdeutsche SS-Soldaten, die in Prag selbst beheimatet waren, begannen zu desertieren und suchten zu den Wohnungen ihrer Eltern oder Familien zu gelangen, die sie in Gefahr wussten. Alte SS- und SD-Verbände, die sich dagegen eher über ihr Schicksal im Klaren waren, kämpften rücksichtslos. Sie erwiderten jede Grausamkeit der Aufständischen mit eigener Grausamkeit. Wütend wurde um die grosse Moldaubrücke nördlich von Prag und um den Vorort Pankraz gekämpft.

Währenddessen sahen sich die deutschen Wehrmachtseinheiten, die noch viel weniger als die SS an das Schicksal dachten, das auch einem grossen Teil von ihnen bevorstand, überraschend in ihren Kasernen eingeschlossen. Schon seit Jahren hatte für die deutschen Kommandostellen in Prag ein Verteidigungsplan bestanden. Er hatte im Wesentlichen die deutschen Truppen auf

zahlreiche Stützpunkte in der Stadt verteilt und bestimmte Verteidigungsblocks geschaffen.

Schon bei der Schaffung dieses Planes hatten Prager Deutsche darauf hingewiesen, dass er für den Fall einer allgemeinen Auflehnung der Tschechen – und diese sei nur bei einer deutschen Niederlage zu erwarten – verfehlt sei. Die einzelnen Verteidigungsblocks würden sehr schnell isoliert werden und die deutsche Zivilbevölkerung Prags würde rund 50'000 Geiseln in der Hand der Tschechen bilden.

Schon am Nachmittag des 5. Mai war diese Warnung Wirklichkeit geworden. Der grösste Teil der schwach besetzten deutschen Dienststellen im Innern der Stadt war gestürmt. Alle grossen Strassen, der grösste Teil der Brücken, die meisten Bahnhöfe, die Telefonzentrale und neben dem Sender Prag auch der Sender Böhmen waren in tschechischer Hand. Fast gleichzeitig waren in allen tschechischen Protektoratsbehörden die deutschen Beamten verhaftet und zum Teil erschossen worden. Nur das deutsche Regierungsviertel am Hradschin, das Czernin-Palais, und die umfangreichen Wehrmachtsdienststellen in Dewitz behaupteten sich. Dazu eine kleine Gruppe deutscher Soldaten, die, von einem entschlossenen Hauptmann zusammengerafft, den Masaryk-Bahnhof und einige tausend deutscher Flüchtlinge, Zivilisten und Verwundeten verteidigte, die sich gerade auf der Durchfahrt oder vor der Abreise auf dem Bahnhof befunden hatten. Zwischen Dewitz und den – vor allem von der SS verteidigten – Regierungsstellen im Innern der Stadt lagen die Moldau-Brücken und der Sommerberg, wo tschechische Polizei und andere – aus ehemaligen Angehörigen der tschechoslowakischen Armee rekrutierte und mit deutschen Waffen ausgerüstete – tschechische Gruppen sich festgesetzt hatten.

Die tschechischen Massen hatten meist von weitem den Sturm auf die deutschen Dienststellen verfolgt. Sie hatten zugesehen, wie kommunistische und nationalistische Partisanen SS- und Polizeitrupps, aber auch Gefangene des deutschen Heeres auf offener Strasse erschlugen oder zu Tode hetzten. Währenddessen hör-

ten sie ständig die aufpeitschenden Stimmen der Sender Prag und Böhmen. Sie erlebten das erste Eindringen in Wohnungen der Deutschen. Sie erlebten, wie Partisanen die Deutschen niederschlugen und die Wohnungen ausraubten. Sie begannen, ihrem Beispiel zu folgen.

Schon am Nachmittag des 5. Mai wurden die meisten deutschen Zivilisten, gleich ob Männer oder Frauen oder Kinder, in die Keller ihrer Häuser beordert und in vielen Stadtteilen schon am Nachmittag des gleichen 5. Mai verhaftet. Sie wurden aus den Häusern geholt und in Gefängnissen, Schulen, Kinos, Garagen und Kellern zusammengepfercht. Es kam dabei zu den ersten Massenprügeleien und einer grossen Zahl von Erschiessungen, an der ein immer grösserer Teil der Bevölkerung tätig oder zuschauend teilnahm. Die Vielzahl der Martern, die auf die Deutschen warteten, begann damit, dass man Männer, Frauen und Kinder immer wieder an Mauern stellte, hinter ihrem Rücken Schüsse abgab und ihnen die Vernichtung androhte. Die Deutschen wurden ausgeplündert, meist bis aufs Hemd. Sie erhielten nichts zu essen und zu trinken und verbrachten die Nacht auf den 6. Mai häufig in so fürchterlicher Enge, dass sie stehen mussten und sich langsam im Kreise bewegten, damit jeder an den wenigen Luftlöchern, die man für sie offen liess, einmal Atem schöpfen konnte.

Karl Hermann Frank selbst war im Regierungsviertel eingeschlossen. Er war über die Entwicklung in der Stadt, vor allem über das Schicksal der deutschen Zivilbevölkerung, welches das Schlimmste befürchten liess, unterrichtet. Er unternahm aber auch in der Nacht zum 6. Mai und im Laufe des 6. Mai nichts, um mit dem tschechischen Nationalrat oder der einstigen Protektoratsregierung zu einer Vereinbarung über einen sofortigen Waffenstillstand und einen Abmarsch der Deutschen zu kommen. Man wusste nicht, was ihn überhaupt noch bewegte. Man wusste nicht, ob er in dem sklavischen Gehorsam, den er sich angewöhnt hatte, auf Anweisungen aus Plön wartete, oder ob er die Dinge einfach treiben liess, weil er zu stolz und zu überheblich war, von sich aus einer Vereinbarung zuzustimmen, die nicht

mehr, wie im April, eigenem Handeln entsprang und wenigstens den Schein eigener Macht wahrte, sondern nur noch eines hätte sein können: klare Kapitulation vor den Tschechen.

Am 6. Mai begannen unterdessen die öffentlichen Misshandlungen der Deutschen in den Strassen Prags. Die einzelnen eingeschlossenen deutschen Truppenteile hatten in der vergangenen Nacht versucht, durch Stosstruppunternehmungen Deutsche aus den provisorischen Gefängnissen, in die man sie geworfen hatte, zu befreien. Dies gelang in vielen Fällen. Eine grössere Zahl von Deutschen, unter ihnen der stellvertretende Bürgermeister von Prag, Professor Pfitzner, wurden in vorläufige Sicherheit gebracht. Aber der überwiegenden Masse der Deutschen war auf diese Weise nicht mehr zu helfen.

Diejenigen, die an diesem Tage verhaftet, aus ihren Kellern gezerrt und in die provisorischen Gefängnisse überführt wurden, erlitten zum überwiegenden Teil ein grausames Schicksal. An den Strassen warteten bunt zusammengesetzte Ansammlungen von Tschechen aller Schichten. Sie bewiesen, welche Ansteckungsfähigkeit die Grausamkeit und der Hass besitzen. Sie bewiesen aber auch, welch günstigen Nährboden die Bakterien des Hasses und der Grausamkeit hier fanden. Die Wartenden fielen über die Deutschen her, bewarfen sie mit Steinen, spieen sie an und schlugen mit allem auf sie ein, was sich zum Schlagen eignete. Ganze Gruppen deutscher Verhafteter, Frauen, Männer und Kinder, mussten vor ihren Gefängnissen Spiessruten laufen und taumelten unter hagelnden Schlägen und Fusstritten mit erhobenen Armen dahin. Frauen, gleich welchen Alters, wurden aus den Gruppen herausgerissen und in irgendwelche Häuser und Lokale geschleppt. Dort wurden ihnen die Köpfe mit Papierscheren kahlgeschoren. Die Gesichter wurden mit Farbe angestrichen. Man riss ihnen die Kleider vom Leibe und malte ihnen Hakenkreuze auf Rücken und Brust. Man schändete sie, und viele wurden gezwungen, ihren Mund zu öffnen, damit ihre Quäler und Quälerinnen hineinspeien konnten.

In die unterirdischen Klosettanlagen des Wenzelplatzes wur-

den Hunderte von Deutschen hineingepfercht, nachdem man sie gezwungen hatte, den rund einen Kilometer langen Platz auf einem Bein entlang zu hüpfen, wobei die Menge wahllos auf sie einschlug, wenn ihr zweites Bein einmal die Erde berührte.

Dies war die Situation am Abend des 6. Mai.

Um die gleiche Zeit entwickelte sich die Lage im ganzen Lande überall dort, wo Deutsche lebten, in der gleichen Richtung. Kleine Gruppen deutscher Soldaten wurden erschlagen, hinterrücks erschossen, erhängt, in Jauchegruben ersäuft und in Fässern zu Tode gerollt. Die zum grossen Teil weit verstreut lebenden Deutschen fielen hilflos den entfesselten Leidenschaften zum Opfer. Sie wurden wahllos geprügelt und gequält. Es war bedeutungslos, ob die Geschlagenen in der deutschen Verwaltung eine Rolle gespielt hatten oder nicht. Sie alle wurden misshandelt und verhaftet, weil sie Deutsche waren.

Es spielte auch keine Rolle, ob es sich um Deutsche handelte, die seit Jahrhunderten im Lande lebten, um Deutsche, die erst nach 1939 zugewandert waren, oder aber um jene Masse der Flüchtlinge, die sich auf der Flucht vor den Russen noch in Böhmen aufhielten. Sie wurden ihrer Habe beraubt, auf öffentlichen Strassen und Plätzen, inmitten johlender Massen von Zuschauern getreten, geschlagen, bespieen und dann auch hier in Gefängnissen, Sälen oder auf bewachten Sportplätzen zusammengepfercht.

Noch herrschte an diesem Tage im eigentlichen Sudetengebiet verhältnismässige Ruhe, wenigstens in den nördlichen Teilen. Aber auch hier rüsteten sich die Tschechen, mit den Deutschen ähnlich zu verfahren, wie in den übrigen Teilen des Landes, oder aber, sie innerhalb von Stunden aus ihren alten deutschen Städten, Dörfern und Flecken zu vertreiben und jeden Funken deutschen Lebens in dem ganzen Raum, auf dem die Tschechen 1918 die Tschechoslowakei errichtet hatten, auszutreten und auszulöschen.

Der erste blutige Akt des Aufstandes in Prag erfuhr am 6. Mai eine gewisse Unterbrechung, die nicht nur einige Bedeutung für den Ablauf der Ereignisse in Prag erhielt. Sie beleuchtete vor al-

lem noch einmal das schreckliche Gesamtpanorama des Kampfes im Osten, seine schuldhaften Hintergründe und die ebenso tragische wie verhängnisvolle Verstrickung der westlichen Welt in Irrtümer und Illusionen.

Am Morgen des 6. Mai rückte die 1. Division des Generals Wlassow, in deutschen Uniformen, aber das Wahrzeichen des blauen Andreaskreuzes auf weissem Grunde auf ihren Ärmeln und Fahnen, in Prag ein und griff auf Seiten der tschechischen Aufständischen in den Kampf gegen die Deutschen ein. Es konnte nicht – wie später behauptet wurde – davon die Rede sein, dass sie die Entscheidung in Prag herbeigeführt hätte. Diese war ohnedies nur eine Frage der Zeit. Aber sechs Regimenter dieser 1. Division unter Führung des Generals Bunischenkow beschleunigten die Entscheidung im Kampf um Prag zugunsten der Tschechen.

Bunischenkow setzte sich sofort mit dem tschechischen Nationalrat in Verbindung und übernahm mit seinen Verbänden die Operationen gegen die deutschen SS-Verbände, die auf den Höhen des Hradschin und im Gebiet des Stadions kämpften. Die Deutschen, welche plötzlich den neuen Gegner in deutscher Uniform vor sich sahen, dachten erbittert an nichts anderes als an Verrat. Vor allem die SS-Leute, die etwas von Wlassows umstrittener Existenz wussten, glaubten jetzt klar zu sehen, dass General Wlassow immer ein Verräter gewesen sei und dass er seit seinem Erscheinen im Jahre 1943 nichts anderes im Schilde geführt hätte, als im Auftrage Stalins in die deutsche Wehrmacht einzudringen und ihr an der Ostfront in den Rücken zu fallen. Sie fragten nicht, wie oft Wlassow deutscherseits verraten worden war, und wie oft man ihn hingehalten und getäuscht hatte. Und sie konnten diese Fragen auch nicht stellen, weil sie über die Hintergründe zu wenig erfahren hatten.

Es gab nur wenige, die jene Tragödie durchschauten, die sich mit dem Namen Wlassow verband und die nicht nur eine persönliche Tragödie Wlassows und seiner Anhänger, sondern eine deutsche und, wenn man will, eine europäische Tragödie war.

Wie die entsetzliche Katastrophe dieser Tage zum wesentlichen Teil ein fürchterlicher Rückschlag der Sünden war, die Hitler in Osteuropa und Russland begangen hatte, so war das Eingreifen Wlassows in Prag ein Rückschlag der Sünden Hitlers und seiner Umgebung gegenüber dem Mann, der, nachdem der unheilvolle Krieg im Osten einmal entbrannt war, allenfalls noch einen Sieg über Stalin hätte erringen können.

Wlassow hatte nach seinem Manifest von Prag am 14. November 1944 nicht das Material für 25 Divisionen erhalten, deren Aufstellung bis zum Frühjahr 1945 man ihm zugesagt hatte. Die Ausrüstung von einer Million russischer Freiwilliger war ein Traum geblieben, ein Traum Wlassows und ein Traum jener zahllosen Russen, die selbst zu dieser Zeit noch an Wlassow glaubten. Schon einen Tag nach der Veröffentlichung jenes Prager Manifestes waren in Wlassows Hauptquartier nicht weniger als 40'000 freiwillige Meldungen aus russischen Kriegsgefangenenlagern und Zivilarbeiterlagern in Deutschland eingegangen. Und Wlassow konnte einige Deutsche, die ihn an jenem Tage besuchten, nur fragen, wie die Lage sich wohl gestaltet hätte, wenn ihm 1943 freie Hand gewährt worden wäre. Aber das waren nur noch bittere Reminiszenzen gewesen.

Man wusste nicht, ob Himmler als Befehlshaber des Ersatzheeres, seinen Versprechungen entgegen, in der Stille verhindert hatte, dass Wlassow das nötige Material für die Ausrüstung seiner Truppen erhielt. Es war unwahrscheinlich. Näher lag die Erklärung, dass es einfach zu spät war, da Deutschland nicht einmal mehr in der Lage war, seine eigenen Truppen vollwertig auszurüsten.

Wlassow war es lediglich noch gelungen, zwei Divisionen aufzustellen, die 1. Division auf dem Truppenübungsplatz Münsingen, die 2. Division in Heuberg.

Er hatte bis zum Februar 1945 den Generalstab der „Streitkräfte der befreiten Völker Russlands" mit General Truchin als Generalstabschef aufstellen können. Ferner waren an verschiedenen Stellen in Österreich, in Bayern und im Sudetenland die

Anfänge einer Offiziersschule, eines Fliegerkorps und verschiedener anderer Sondereinheiten gebildet worden. Die Befehlshaber der beiden Divisionen, Bunischenkow und Saizew, waren ehemalige sowjetische Generale, Truchin ebenfalls. Der Generalstab setzte sich zum grössten Teil aus früheren sowjetischen Offizieren zusammen. Die 1. Division war zum Teil aus jenen Ost-Einheiten zusammengestellt, welche deutscherseits in den letzten Jahren, oft unter Vorspiegelung falscher Kampfziele, gebildet und häufig als Landsknechtsverbände an anderen Fronten missbraucht worden waren. Hier war es Wlassow wenigstens gelungen, viele dieser Verbände unter seiner Fahne und seinem Ziel zu vereinigen. Die Sammlung der zahlreichen Freiwilligen, die sich meldeten, war ihm dagegen nicht mehr möglich gewesen, weil ihm nicht nur die Ausrüstung, sondern selbst die Mittel, sie zu benachrichtigen und unterzubringen, fehlten.

Wlassow hatte sich schliesslich der letzten Illusion über das Ende des Nationalsozialismus und den Ausgang des deutsch-russischen Krieges begeben. Aber er hatte in sich eine ähnliche Hoffnung genährt, wie sie ungezählte Millionen von Deutschen bis in die letzten Stunden des Unterganges in sich trugen: die Hoffnung darauf, dass, wenn Deutschland zerbräche, die westlichen Alliierten nicht tatenlos dulden würden, dass Stalins Macht bis in das Herz Europas vordrang.

Auch er glaubte, das unnatürliche Bündnis zwischen der Sowjetunion und den Westmächten würde im Augenblick des Sieges über Deutschland zerfallen und in eine neue Kampfstellung zwischen dem Osten und dem Westen übergehen. Der verzweifelte Mann, der alles, für das er sich eingesetzt hatte, zerrinnen sah und sich keine Illusionen über sein persönliches Schicksal machte, hoffte, bei den Westmächten den Rückhalt zu finden, den er bei Hitler gesucht, aber nicht gefunden hatte, und er wusste nicht, welch entsetzlicher Täuschung auch er sich hingab.

Im März 1945, als das deutsche Schicksal im Osten ausweglos klar war, hatte Wlassow mehrere seiner Offiziere auf geheimen Wegen zu englischen und amerikanischen Stellen in

Frankreich und Belgien geschickt und diesen seine Ziele und Hoffnungen darlegen lassen. Er hatte versucht, ihnen zu erklären, dass er kein Sklave der Deutschen gewesen war, sondern lediglich ein Gegner des Bolschewismus, der ein anderes Russland aufbauen wollte und der dabei gehofft hatte, in Deutschland Hilfe zu finden. Er hatte versucht, ihnen klarzumachen, dass Stalins machtpolitische und weltanschauliche Ziele andere waren als sie sich diese im Taumel des siegreichen Koalitionskrieges vorstellten, dass sich am Kommunismus nichts geändert habe und dass dieser eine welterobernde Macht bleiben müsse bis ans Ende seiner Tage. Er hatte ihnen zu erklären versucht, dass sie über kurz oder lang in eine Abwehr gegen die Sowjetunion geraten müssten.

Aber seine Abgesandten waren verhaftet worden. Man hatte sie als Knechte der Deutschen und als Verräter an der Sowjetunion betrachtet und gar nicht erst angehört. Man hatte sie genau so missverstanden, wie man selbst jene Deutschen missverstand, welche als erklärte Gegner Hitlers zu allem bereit waren, nur nicht zur freiwilligen und kampflosen Hingabe an die fremde östliche Welt.

Trotzdem hatte Wlassow seine Hoffnung auf Engländer und Amerikaner nicht aufgegeben. Vielleicht war es nur die Hoffnung, die aus Verzweiflung erwächst, und die ihn von der Erkenntnis der absoluten Ausweglosigkeit seines Schicksals trennte. Er hatte versucht, seine Kräfte zusammenzuziehen. Er hatte sie nach einem kurzen, von vornherein sinnlosen Einsatz seiner 1. Division an der Oder, so weit wie möglich in einen nichtdeutschen Raum nach Böhmen verlagert, wo eine klarere Abgrenzung von den Deutschen möglich war. Er hatte seinen Stab mit General Truchin sowie die etwa 18000 Mann starke 1. Division in Beraun, 30 Kilometer von Prag, konzentriert. Das „Komitee der befreiten Völker Russlands“ befand sich in Karlsbad.

In den ersten Maitagen war deutscherseits der Versuch gemacht worden, die eben aufgestellte 1. Division in den Raum von Brünn zu transportieren und den dort vordringenden russischen Verbänden entgegenzuwerfen. Wlassow widersetzte sich den Befehlen, ohne zu wissen, wie die Deutschen reagieren würden.

Er befand sich daher in einer verzweifelten Lage, als ihn die Nachricht vom Ausbruch des Aufstandes in Prag und die Hilferufe erreichten, welche von den Tschechen über den Prager Sender verbreitet wurden. Er erteilte daraufhin am 5. Mai der 1. Division den Befehl, nach Prag einzumarschieren, zugunsten der Tschechen in den Kampf einzugreifen und die Ordnung in Prag wiederherzustellen.

In seinem eigenen Stab herrschten verschiedene Ansichten über diesen Entschluss. Viele seiner Offiziere wollten nicht gegen die Deutschen kämpfen. Wlassow wusste sie aber zu überzeugen, dass es nicht mehr um Treue gegenüber den Deutschen ging, die ihn, mit wenigen Ausnahmen, niemals verständnisvoll und loyal behandelt hatten, sondern nur um die Sache, der er und seine Leute dienen wollten. Er hoffte dadurch, dass er Prag vor langen Kämpfen und schweren Zerstörungen rettete, die Verbindung zu den westlichen Alliierten zu bekommen, die ihm vorher versagt worden war. Er handelte dabei in der irrigen Annahme, dass in Kürze nicht sowjetische Verbände, sondern die viel näher stehenden Amerikaner Prag besetzen würden.

Die 1. Division Wlassows wurde von der aufgewühlten tschechischen Bevölkerung Prags bei ihrem Einmarsch geradezu mit Blumen überschüttet. Für einen Augenblick trat der fürchterliche Blutrausch zurück, der sich von Stunde zu Stunde stärker gegen hilflose Deutsche, gegen Gefangene und Verwundete ausgetobt hatte. Seine ersten Opfer blieben den Regimentern Wlassows nicht verborgen und erhöhten bei dem klar denkenden Teil ihrer Offiziere die innere Unsicherheit über das Unternehmen, in das sie sich eingelassen hatten. Aber es gab zunächst keinen Weg zurück.

Die Geschichte wird einmal feststellen, dass viele jener Offiziere wenigstens für zwölf Stunden zu Rettungsengeln für Teile der deutschen Zivilbevölkerung, für Gefangene und Verwundete wurden. Viele deutsche Soldaten, die sie in den Kämpfen gefangennahmen, liessen sie wieder frei und öffneten ihnen den Weg nach Westen. Sie konnten allerdings nicht verhindern, dass sie unterwegs tschechischen Partisanengrup-

pen in die Hände fielen und zu Tode gemartert oder erschlagen wurden. Andere Teile der Division allerdings begingen selbst, in ihrer Verzweiflung und ihrem Hass gegen die Deutschen, in denen sie nur noch die Verräter an ihrer Sache sahen, unbeschreibliche Grausamkeiten. Sie mordeten und plünderten nach jenem alten asiatischen Kriegsrecht, an das sich auch ihre sowjetischen Brüder und Gegner hielten. Sie gerieten hier und da auch in Kämpfe mit kommunistischen Partisanen. Rücksichtslos war überall der Kampf gegen die SS-Verbände, obwohl sich unter diesen zum grossen Teil eben jene frisch rekrutierten jungen Volksdeutschen aus dem Südosten befanden, die keinerlei Beziehung zu den Taten hatten, die vom SD oder von der Gestapo oder von SS-Polizeikommandos begangen worden waren.

Am Abend des 6. Mai stand fest, dass es den verstreuten deutschen Truppen in Prag nicht mehr gelingen würde, den tschechischen Aufstand niederzuschlagen. Nur die Hoffnung auf Entsatz durch die Heeresgruppe Schörner war noch geblieben.

In der Nacht auf den 7. Mai rückte in die von einem unheimlichen, heimtückischen Leben erfüllte Stadt eine kleine amerikanische Patrouille auf Panzern und Kraftwagen ein. Schon glaubte die tschechische Bevölkerung, schon glaubte auch General Bunischenkow, dass nun der amerikanische Einmarsch dicht bevorstehe, und dass Prag damit vor einer Besetzung durch die Russen sicher sei. Aber es stellte sich heraus, dass dies ein Irrtum war und bleiben sollte. Die Amerikaner bildeten lediglich einen kleinen Aufklärungsverband, der die Lage in Prag erkunden sollte. Vielleicht hatten den Oberbefehlshaber der 3. amerikanischen Armee angesichts des Aufstandes in Prag doch noch Zweifel befallen, ob es nicht besser sei, Prag mit den schnellen motorisierten Verbänden zu besetzen und den Deutschen die Möglichkeit zu nehmen, die Stadt wieder zu beherrschen. Die Tschechen hatten über die in ihrer Hand befindlichen Sender unvorstellbare Greuel über das Verhalten der SS-Verbände in Prag berichtet, um damit ihre Hilferufe zu unterstützen. Der russische Vormarsch schien sich auf der an-

deren Seite nicht mit jener Schnelligkeit und Sicherheit zu vollziehen, die General Antonow vorausgesagt hatte.

Als der Führer der amerikanischen Aufklärungseinheit jedoch feststellte, dass die Deutschen auf wenige Widerstandszentren zusammengedrängt und in hoffnungsloser Lage waren, entschloss er sich, nach Pilsen zurückzukehren.

Bevor sein Verband abfuhr, hatte er ein Gespräch mit dem Kommandeur des 1. Regiments der Wlassow-Division. Er sagte diesem dabei mit jener echten, darum aber nicht weniger erschütternden Unkenntnis und Harmlosigkeit, welche die Masse der amerikanischen Offiziere in jenen Kriegstagen auszeichnete, die 1. Wlassow-Division möge in Prag die Ordnung aufrechterhalten und das Eintreffen der Roten Armee erwarten. Er verstand die Wirkung nicht, die diese Äusserung auf den russischen Oberst ausübte. Er bedachte nicht, dass er die 1. Division aufforderte, sich sozusagen dem sicheren Tode auszuliefern.

Noch in der Nacht erteilte der verzweifelte Bunischenkow seiner Division den Befehl, den Kampf abzubrechen, unverzüglich Prag wieder zu verlassen und zunächst nach Beraun zu marschieren, wo Wlassow mit seinem Stab zurückgeblieben war. Die Sperren und Barrikaden in den Strassen Prags verhinderten jedoch den Abmarsch in der Nacht.

Erst am Morgen des 7. Mai rückte die Division aus. Erstaunt sahen die Tschechen, die in immer weiter wachsender Erregung die Strassen bevölkerten, dem Ausmarsch zu. Vielleicht begriffen jene unter ihnen, die nicht dem kommunistischen Lager angehörten, dass dieser Abmarsch das Ende ihrer Hoffnungen bedeutete, die Amerikaner als Herren der Stadt zu sehen, dass vielmehr die Russen kommen würden, und dass damit auch der innere Kampf zwischen den nationalen und den kommunistischen Tschechen entschieden sein würde, hoffnungslos und unwiderruflich.

Am Nachmittag des 7. Mai versammelte sich die 1. Division wieder bei Beraun. Sie hatte viele Tote und Verwundete in Prag gelassen, Deserteure, die jede Hoffnung verloren hatten, waren irgendwo untergetaucht. Als diejenigen, die Beraun

erreicht hatten, am 8. Mai die Nachricht erhielten, dass russische Panzerverbände sich von Nordwesten her Prag näherten, brach Wlassow sofort nach Westen auf. Es war ein unbeschreibliches Bild, wie dieser Mann, der eben noch gegen die Deutschen gekämpft hatte, mit seinen Kolonnen zwischen versprengten Resten deutscher Verbände und kleinen, gehetzten und geängstigten Häuflein deutscher Zivilflüchtlinge den amerikanischen Linien zumarschierte.

Unterwegs wurden die allein fahrenden Generale Truchin, Bojarsky und Schepawalow bei Strakonitz von kommunistischen tschechischen Partisanen überfallen und wenige Tage später an die Russen ausgeliefert. Die 1. Division selbst konnte zunächst ohne Schwierigkeiten die amerikanischen Linien passieren und begab sich in die Gefangenschaft der 3. amerikanischen Armee.

Wlassow selbst hielt Einzug auf Schloss Schlüsselburg, wo er zunächst den Eindruck hatte, nicht Gefangener, sondern Gast der Amerikaner zu sein. Noch einmal regten sich in ihm Hoffnungen. Noch einmal versuchte er, seinen Gastgebern das Wesen der Sowjetunion klarzumachen, so, wie er es sah. Er machte den Versuch, ihnen zu erklären, welchem Ziel seine Bemühungen in Deutschland gegolten hatten. Vielleicht fand er bei einzelnen amerikanischen Offizieren Verständnis. Aber es waren nur wenige, und sie waren machtlos gegen die Generallinie, der Eisenhower folgte.

Unterdessen wurden, ohne dass er davon wusste, seine Truppen entwaffnet und von amerikanischen Panzerverbänden eng eingeschlossen. Russische Kommissare drängten auf die Auslieferung der Abtrünnigen, und es kostete sie wenig Mühe, diese Auslieferung zu erreichen. Formell gesehen, war auch diese Handlung für die amerikanischen Befehlshaber eine Pflicht. Aber nicht nur vom menschlichen, sondern auch vom politischen Standpunkt gesehen, hatte diese Pflicht ihr eigenes Gesicht.

Am 13. Mai um 11 Uhr vormittags eröffneten amerikanische Offiziere dem Befehlshaber der 1. Wlassow-Division, dass die Panzerlinien, welche seine Divisionen umschlossen,

nach Osten zu geöffnet würden, und dass die Division bis 15 Uhr nachmittags nach Osten abzumarschieren habe. Bunischenkow und alle seine Leute wussten, was das bedeutete. Es bedeutete die Auslieferung. Diejenigen, die Zivilkleidung besassen, versuchten, sich zu verbergen. Die Masse strömte nach Osten, weil noch keine Anzeichen der Roten Armee zu erkennen waren. Sie hofften, die amerikanischen Panzerlinien umgehen zu können und weiter nördlich oder südlich doch noch nach dem Westen zu fliehen.

Aber diese Versuche waren vergebens. Auch dort standen überall amerikanische Truppen, welche sie aufhielten, zusammentrieben und den sowjetischen Truppen übergaben, die wenige Stunden später das ganze Gebiet besetzten.

Währenddessen wurden die 2. Wlassow-Division, die Angehörigen der Offiziersschule und der verschiedenen Sonderverbände in Süddeutschland und Österreich ebenfalls von amerikanischen Truppen gefangengenommen und in den Lagern von Plattling, Füssen, Landshut, Kempten und Linz konzentriert. Viele verübten Selbstmord. Es kam zu Szenen von unbeschreiblicher Tragik. Aber nur diejenigen, die keine sowjetischen Staatsbürger gewesen waren oder sich zu tarnen verstanden, entrannen der Auslieferung.

Mitte Mai wussten Wlassow und die 15 Stabsoffiziere, die sich mit ihm in Schlüsselburg aufhielten, noch nichts vom Schicksal ihrer Leute. Schlüsselburg war zu dieser Zeit zur Hälfte von amerikanischen, zur anderen Hälfte von sowjetischen Truppen besetzt. In der zweiten Maihälfte wurde Wlassow durch einen amerikanischen Offizier aufgefordert, sich zu einer Besprechung in einen nahegelegenen Ort zu begeben. Auf der Fahrt zu jenem geheimnisvollen Ort, auf einer Waldstrasse, sahen er und seine Offiziere sich plötzlich von sowjetischen Truppen umringt, die sie überwältigten und gefangennahmen. Als sie die ganze Wahrheit erkannten, war es zu spät.

Anderthalb Jahre später wurde Wlassow auf dem Roten Platz in Moskau mit zwölf seiner Offiziere nach kurzem Geheimverfahren erhängt.

Wlassows letztes Auftreten in dem heraufsteigenden tschechischen Sturm war eine menschliche und politische Tragödie. Den Deutschen allerdings, die am 6. Mai in diesen Sturm hineingerissen wurden, konnte es, sofern sie überhaupt davon erfuhren, in der Tat nur als ein markantes Schauspiel des Verrats und des Egoismus erscheinen. In der gleichen Nacht vom 6. auf den 6. Mai, in der Bunischenkow und Wlassow sich des Scheiterns ihres letzten Planes bewusst werden mussten, hegten die Deutschen in den Widerstandsnestern in Prag, in Dewitz, im Tschernin-Palais und am Masaryk-Bahnhof und die Deutschen in einigen wenigen anderen Widerstandsnestern im weiten Land, dazu die unübersehbare Zahl der Verhafteten, nur noch eine Hoffnung: es war die Hoffnung auf die Heeresgruppe Schörner, die auf irgendeine Weise durch den tschechischen Raum nach Westen zurückgehen musste. Und man hoffte, dass der Mann, dessen Name „eiserne Entschlossenheit" bedeutete, auf diesem Rückmarsch zum Befreier werden würde.

Die Nacht vom 6. zum 7. Mai lastete mit rabenschwarzer Dunkelheit auf dem letzten Hauptquartier Schörners zehn Kilometer westlich Josephstadt. Die Hauptgebäude des Sanatoriums Wolchow, in denen sich Schörners Stab seit Anfang April eingerichtet hatte, lagen still und dunkel da. Man bemerkte nichts von der Spannung, die im Innern des Sanatoriums herrschte.

Der Chef des Stabes der Heeresgruppe ging in seinem Zimmer auf und ab. In der Stille hatte auch er, wie alle Ostfrontsoldaten, gehofft, es würde gelingen, mit den Westmächten zu einem Sonderfrieden zu kommen. Aber seit seiner Rückkehr aus Mürwick wusste er, dass dies eine vergebliche Hoffnung gewesen war und dass es für ihn nur noch eine sinnvolle Tätigkeit geben konnte. Sie hiess: Loslösung der unterstellten Armeen der Heeresgruppe von den sowjetischen Armeen, Bewahrung ihrer Soldaten vor sowjetischer und Überführung in amerikanische Gefangenschaft. Die Amerikaner hatten im Raum von Pilsen offenbar endgültig Halt gemacht. Es musste einfach gelingen, die vielen Hunderttausende deutscher Soldaten, für die

Schörner und er verantwortlich waren, an bzw. über die amerikanischen Linien zu bringen, bevor eine Kapitulation unterzeichnet wurde.

v. Natzmer wusste nicht genau, wie Schörner über diese Frage dachte. Der Feldmarschall war von einer sonderbaren, unerträglichen Nervosität erfüllt und noch unberechenbarer, als er sonst zu sein pflegte. Immerhin hatte er seinem Stabschef am 3. Mai die Zustimmung zu dessen Flug nach dem Sitz der Regierung Dönitz erteilt.

Seither zog sich die am weitesten im Osten stehende 17. Armee kämpfend durch die Tschechoslowakei nach Westen zurück. Die Reste der 1. Panzerarmee schlossen sich südwestlich davon diesem Rückzug an. Die 4. Panzerarmee im Norden stemmte sich noch immer mit letzter Kraft Konjews Armeen entgegen. Wenn es ihnen gelang, durchzubrechen, schnitten sie den Soldaten der 17. und 1. Panzerarmee den Weg nach Westen ab.

Draussen klang das dumpfe Brummen russischer Flieger durch die Nacht. Irgendwo in der Ferne knallten Schüsse und grollte eine schwere Explosion. Niemand konnte feststellen, wo überall geschossen wurde. Alarm-Meldungen kamen aus dem ganzen Land. Tschechische Gruppen rotteten sich zusammen, überfielen einzelfahrende Wehrmachtswagen und entfernten deutsche Strassenschilder. General v. Natzmer schob das Tablett mit Mokka und Kognak beiseite, das ihm Schörner persönlich hereingetragen hatte, bevor er sich um 12 Uhr für die Nacht zurückzog. Dies gehörte zu den berechnenden Gesten des sonst jeder Rücksicht baren Feldmarschalls gegenüber denen, deren Unterstützung er dringend brauchte, v. Natzmer hatte sich längst daran gewöhnt, diese Dinge nicht anders zu werten, als sie waren. In schnellen Zügen rauchend, beugte er sich über seine Papiere.

In der gleichen Nacht brannte in der nahegelegenen Villa des ehemaligen Chefarztes von Wolchow, in der Schörner Quartier genommen hatte, ebenfalls noch Licht. Im ganzen Hause herrschte lautlose Stille. Die beispiellose Geräuschempfindlichkeit des Feldmarschalls lastete in diesen Tagen und

Nächten noch stärker auf seiner Umgebung als sonst. Schörner selbst hatte seinen Rock abgelegt.

Er fröstelte. Es gab nun keinen Zweifel mehr, alles war unwiderruflich zu Ende. Der Mann, dem er seinen Aufstieg verdankte, Hitler, lebte nicht mehr. Was mit seinen Freunden, vor allem Bormann und Burgdorf, geschehen war, wusste niemand. Am 1. Mai, vor sechs Tagen, hatte Schörner noch den Funkspruch erhalten, der ihn aufforderte, ein Flugzeug nach der Pfaueninsel bei Potsdam zu schicken, um von Major Johannmeyer das Schreiben in Empfang zu nehmen, in dem er zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt worden war. Aber der Flieger kam unverrichteter Sache wieder zurück. Schörner wusste nichts von seiner Ernennung, da auch Dönitz nichts davon wusste und v. Natzmer keine Mitteilung darüber hatte machen können. Alles, was in Berlin geschehen war und noch geschah, lag für Schörner im Dunkel. War er, der Generalfeldmarschall Schörner, der letzte noch Lebende aus dem Kreis der „Unbedingten"? Er hatte gelegentlich erfahren, was man auf der feindlichen Seite über ihn schrieb. Es hiess, er stehe auf der schwarzen Liste der Russen. Er hatte auf eine Karte gesetzt, auf die eine grosse Karte Hitler. Die Karte hatte nicht gestochen – und jetzt kam die Rechnung.

Er dachte an andere Feldmarschälle und Generale, die stets Hemmungen gehabt hatten. Vielleicht bildeten sie sich jetzt ein, sie kämen mit heiler Haut davon, weil sie nur widerstrebend Krieg geführt und viele Massnahmen ebenso widerstrebend vollzogen hatten. Sie sollten sich nicht täuschen! Sie hatten mitgemacht, und sie würden ebenfalls bezahlen müssen. Sie lebten noch in alten Vorstellungen von Kriegs- und Völkerrechten und sonstigen Ritterlichkeiten. Aber damit war es vorbei. Sie hatten sich den Genuss dieser Rechte selbst verscherzt, als sie sich – wenn auch nur mit einem Bein – mit auf die neue Ebene begaben, auf der weltanschauliche Armeen geschaffen wurden, mit denen um die Vorherrschaft von Ideen und Parteisystemen auf Leben oder Tod gekämpft wurde. Wenn es schief ging, gab es keine Völkerrechte. Er, Schörner,

wusste das. Er würde sich nicht den Siegern und am allerwenigsten den Russen gutgläubig ans Messer liefern. Also erschiessen?

Nein. Er hatte Hitler am 24. April nochmals telefonisch aufgefordert, sich in die Tschechoslowakei zu seiner Heeresgruppe zurückzuziehen. Das wäre ein Grund gewesen, um in den tschechischen Bergen weiterzukämpfen. Aber Hitler hatte es weiterhin vorgezogen, in Berlin zu bleiben. Sollte er sich also den Teufel um die Kapitulationsverhandlungen scheren, die Dönitz in Mürwick tätigte, und bis zur letzten Patrone weiterkämpfen? Der Gedanke, dies zu tun, beherrschte ihn unentwegt stark. Er war noch nicht ganz entschlossen. Eines aber wusste er bestimmt. Er würde nicht selbst Hand an sich legen. Er glaubte an sein Ich und an die gesunde Kraft zur Selbstbehauptung. Er war nicht auf Grossstadtpflaster aufgewachsen. Er kannte die bayerischen Berge und die Einsamkeit.

In der Feme peitschten wieder ein paar Schüsse, Schörner holte Kurierpost hervor, wog einige Bündel Geld in der Hand und sperrte beides wieder ein. Vielleicht sah er jetzt das weltverlorene Adlernest in den bayerischen Bergen vor sich, das er ausgewählt hatte und das seine Vertrauten mit Proviant für mehr als ein Jahr versehen hatten.

Er löschte mit einem harten Griff das Licht und öffnete das Fenster. Er brauchte Luft, weil ihn das Vorgefühl der kommenden Tage zu ersticken drohte. Oder ergriff ihn Lebensangst? Dachte er in diesem Augenblick vielleicht einmal an diejenigen, die in den vergangenen Monaten draussen auch plötzlich die bohrende Angst vor der sowjetischen Übermacht befiel, die Angst vor dem Tod, die Angst vor der Grausamkeit der Gefangenschaft und der Wunsch nach Leben – und die er, Schörner, über das auch in Krisen vertretbare Mass hinaus, verurteilt hatte?

Am Mittag des 7. Mai 1945 nahm die Funkstelle in Wolchow einen Befehl des Oberkommandos der Wehrmacht – oder dessen, was sich in Mürwick oder Flensburg noch so nannte – auf. Der Befehl besagte, dass am 9. Mai 0.00 Uhr Waffenstillstand an allen Fronten eintrete. Als dieser Funk-

spruch dem General v. Natzmer vorgelegt wurde, erbleichte er. Dies bedeutete das Ende der Hoffnung, die Soldaten der Heeresgruppe vor der sowjetischen Gefangenschaft zu bewahren. Es war völlig unmöglich, bis zum 9. Mai die Heeresgruppe von den Sowjets zu lösen. Also Nichtbeachtung des Befehls und des geschlossenen Waffenstillstandes?

Schörner war nicht zu erreichen. Er war am frühen Morgen aufgeregt und ruhelos davongefahren. Nicht nur die tägliche Gewohnheit der vergangenen Jahre, sondern auch die kaum bezähmbare innere Unrast hatte ihn an diesem Tage, sozusagen an der Schwelle des Endes, ins Hinterland der Front hinausgetrieben. Er kehrte immerhin früher als sonst zurück und nahm die Nachricht über den Abschluss des Waffenstillstandes entgegen. Er bebte im ersten Augenblick vor Zorn und erklärte, an diesen Waffenstillstand werde er sich nicht halten. Er diktierte ein Schreiben an die Oberbefehlshaber seiner Armeen, teilte die Tatsache des Waffenstillstandes und gleichzeitig seinen Entschluss zum Weiterkämpfen mit. Er forderte Befragung der kommandierenden Generale in dieser Angelegenheit und Antwort bis zum Abend. Schörner war sich über die Art der Antwort gewiss. Niemand würde vor den Russen kapitulieren wollen. Hier deckten sich die allgemeinen Ansichten mit seinen persönlichen Plänen, die er noch streng verborgen hielt.

Der Stabschef und seine Mitarbeiter hatten jedoch das ganze Problem des Weiterkämpfens genau durchdacht. Sie waren zu dem Schluss gekommen, dass es undurchführbar war. Ein willkürliches Hinwegsetzen über die Kapitulationsvereinbarungen würde die letzten schwachen Rechtsgrundlagen zerstören, auf die man vielleicht noch rechnen konnte. Die Amerikaner würden auf jeden Fall jegliche Vereinbarung über eine Gefangennahme der Heeresgruppe durch sie ablehnen, wenn diese die Kapitulationsvereinbarungen nicht einhielt. Mit dem Befehl zum Weiterkämpfen machte man die eigenen Soldaten zum Freiwild und rief Folgen auf sie herab, die wahrscheinlich schlimmer waren als das Schicksal der sowjetischen Gefangenschaft.

Schörner hörte seine Mitarbeiter in unveränderter Erregung

an. Er hätte ihnen am liebsten Feigheit vorgeworfen. Ihn interessierte die Haltung der Amerikaner nach einem Bruch des Waffenstillstandes nicht mehr. Er war schon so sehr in dem Gedanken an sein persönliches Schicksal gefangen, dass ihn das Nachher nicht mehr bewegte. Er selbst wollte weder in russische noch in amerikanische Gefangenschaft gehen. Wusste er, ob ihn die Amerikaner nicht an die Russen auslieferten?

Er hatte seinen Fluchtplan fertig und brauchte die Amerikaner nicht. Aber da hörte er etwas, das ihn aufhorchen liess. v. Natzmer unterbreitete seine Vorschläge für die einzige noch mögliche Lösung des ganzen Problems. Er schlug vor, dem im Erzgebirge stehenden äussersten Flügel der 4. Panzerarmee den Befehl zu befristetem Weiterkämpfen zu geben, um die dort anrennenden Russen zu hindern, von Norden her die Rückmarschstrassen der Heeresgruppe nach Westen abzuschneiden. Er schlug ferner vor, der 17. Armee und 1. Panzerarmee sofort freie Hand für eine „organisierte Flucht nach Westen" unter Ausnutzung jedes Fahrzeuges und jedes Tropfens Benzin zu geben. Dies werde zwar, vor allem angesichts der Unsicherheit des Hinterlandes, nicht verhindern können, dass grosse Teile der nichtmotorisierten und bespannten Einheiten in sowjetische Gefangenschaft fielen. Es eröffne aber die einzige noch mögliche Aussicht, wenigstens die anderen Teile zu retten.

Schörner hörte plötzlich aufmerksam zu. Er begriff sofort, dass hier die Lösung war, nicht nur für die Heeeresgruppe, sondern auch für ihn. Wenn er den Armeen freie Hand, ja den Befehl zur Flucht nach Westen gab, – befreite er sich dann nicht selbst von aller Verantwortung? Konnte er dann nicht offen und ohne weitere Rücksichten so handeln, wie es für seine eigene Rettung notwendig war?

Er stimmte überraschend schnell zu. Der Stabschef schlug daraufhin vor, das Hauptquartier am nächsten Morgen von Wolchow nach Westen, etwa nach Saaz, zu verlegen, um von dort den Versuch zu unternehmen, Verbindung zu den Amerikanern zu erhalten und die Fluchtbewegung der Truppen so

lange wie möglich zu lenken. Schörner stimmte auch hier sofort zu. Vielleicht hätte diese Zustimmung seine Mitarbeiter aufmerksam machen müssen. Aber keiner von ihnen dachte daran, dass der Feldmarschall, der mit völliger Selbstverständlichkeit von jedem Soldaten jedes Opfer bis zum Tode gefordert hatte, sich mit dem Gedanken trug, zu fliehen. Schörner gab fast erleichtert Befehl, alle Vorbereitungen für die Verlegung zu treffen, einen Abschiedsappell für die Offiziere des Stabes anzuberaumen und eines nicht zu vergessen – die ,,Fieseler Störche" der Heeresgruppe auf den Flugplatz von Saaz vorauszuschicken.

Der Abschiedsappell war vorüber. Schörner hatte in die kalten Augen seiner Offiziere geblickt und nicht viel Zeit für diese Verabschiedung geopfert. Sein eigenes Schicksal hatte ihn schon ganz in seinen Bann geschlagen.

Während im Stab die Anweisungen an die Armeen und die Befehle, am Morgen des 8. Mai noch einmal die Stabschefs zu einer letzten Besprechung nach Wolchow zu schicken, hinausgingen, während die Verlegung vorbereitet, Koffer gepackt und Kraftwagen beladen wurden, eilte Schörner zu seinem Hause hinüber. Er ging von Zimmer zu Zimmer. Er beriet sich mit seinem Ordonnanzoffizier. Dann schob er Geld in eine Aktentasche und trat noch einmal ans Fenster. Es begann schon zu dunkeln. Das also war sein letzter Abend als Feldmarschall, dachte er, und dann: wenn nur die ,,Störche" unbeschädigt nach Saaz gelangen. Ohne sie oder wenigstens einen von ihnen musste sein Fluchtplan scheitern. Nein, es war noch nicht die Zeit gekommen, sich sicher zu fühlen. Im Gegenteil. Er raffte sich auf, nahm die Tasche, verliess das Haus und ging zum Stabsgebäude hinüber. Bepackte Wagen standen im Hof. Akten und Papiere wurden zum Verbrennen übereinandergehäuft. Es waren Zeichen des Endes. Aber Schörner hatte keine Zeit, sich mit diesen Bildern einer zusammenbrechenden Ordnung, die vor wenigen Tagen noch sein ganzes Strafregister auf den Plan gerufen hätten, zu beschäftigen. Er war so erregt, dass er

kaum seine Umgebung bemerkte. Er begab sich zu Natzmer, um ihm seinen Fluchtplan mitzuteilen, und er wusste genau, auf welchen Widerstand er stossen würde.

Er traf v. Natzmer allein. Der Stabschef bemerkte seine fiebernde Erregung. Er ahnte dunkel, dass irgendeine Entscheidung bevorstand. Aber er dachte an alles, nur nicht an das, was Schörner ihm mit kaum beherrschter Stimme mitteilte.

Schörner sprach vom Ende ihrer Zusammenarbeit und dankte kurz für Natzmers Dienste. Dann fuhr er unvermittelt fort, er selbst sei öffentlich zu sehr herausgestellt und belastet, als dass er sich freiwillig in Gefangenschaft begeben könne. Er werde daher spätestens in der Nacht vom 8. auf den 9. Mai versuchen, mit einem der „Fieseler Störche“ in die bayerischen Berge zu entkommen. Dort sei schon alles vorbereitet. Er werde in einer Sennhütte, die niemand kenne, verschwinden. Erst um Weihnachten herum werde er den Kopf wieder „rausstrecken“ und die Lage „peilen“.

Er öffnete die Tasche und zog das Geld hervor. Er bot es v. Natzmer an für den Fall, dass auch dieser sich zur Flucht entschliessen werde. Er versuchte dabei ein unnatürliches Lachen und sah in Natzmers errötendes, dann eisig erstarrendes Gesicht, v. Natzmer machte Schörner mit einer Stimme, die kalt und abweisend klang, darauf aufmerksam, dass die Heeresgruppe am kommenden Tage um ihr Leben marschieren werde. In dieser Zeit könne der Oberbefehlshaber seine Heeresgruppe nicht verlassen. Niemals sei eine oberste Führung notwendiger gewesen als jetzt. Wenn es darum gehe, die Amerikaner zu gewinnen, die eigenen Truppen aufzunehmen, so sei das Gewicht des Schörnerschen Ranges, gleich ob belastet oder nicht, von ausschlaggebender Bedeutung.

Schörners Augen waren rot unterlaufen. Aber noch beherrschte er sich gegenüber dem Mann, mit dem er so lange zusammengearbeitet hatte. Er erklärte kurz, er habe jedem in der Heeresgruppe das Recht gegeben, sich nach Westen in Sicherheit zu bringen. Er nehme jetzt lediglich dasselbe Recht für sich in Anspruch. Was noch zu tun sei, werde v. Natzmer erledigen können. Damit nahm er die Tasche wieder an sich

und verliess schroff das Zimmer. Dann eilte er, gefolgt von seinem Adjutanten, der sich ihm draussen anschloss, durch die sinkende Nacht. Draussen brannten schon die Feuer, in denen Aktenpapiere und Dokumente zu Asche zerfielen.

Am Morgen des 8. Mai tat sich für den Stab der Heeresgruppe Mitte noch einmal eine Hoffnung auf. Aus Flensburg kam die Meldung, ein Offizier des Oberkommandos der Wehrmacht – unter amerikanischem Schutz über Prag herangeführt – sei unterwegs, um neue Weisungen zu bringen. Man wartete in Wolchow mit grosser Spannung. Gegen Mittag erschien ein Oberst Meyer-Detring. Aber sein Besuch war eine grenzenlose Enttäuschung. Er brachte lediglich das Schreiben, in welchem die Regierung Dönitz erklärte, weshalb der Waffenstillstand so frühzeitig habe abgeschlossen werden müssen und dass man trotzdem alles daransetzen solle, die Heeresgruppe in amerikanische Gefangenschaft zu überführen.

Kurz nach Mittag war die Wagenkolonne des Stabes fahrbereit. An der Spitze fuhr Schörner mit seinem Ordonnanzoffizier, es folgte der Adjutant, der Stabschef und die Funkstaffel. Wegen der immer bedrohlicheren Nachrichten über tschechische Aufstandsbewegungen hatte Schörner befohlen, als Marschweg die Strasse Josephstadt–Jungbunzlau–Leitmeritz–Saaz zu benutzen. Er forderte seinen Fahrer zu ständigen Steigerungen der Geschwindigkeit auf, so dass der Stabschef nur mühsam folgen konnte und die anschliessenden Wagen bald den Anschluss verloren.

Auf der Strasse bewegten sich – auf der Flucht vor den Russen – militärische Kolonnen, rückwärtige Dienste und Besatzungseinheiten aus der Tschechoslowakei. Dazwischen die in ihrem Elend immer gleichbleibenden, endlosen Trecks der deutschen Flüchtlinge. Gelegentlich wurde Schörners Wagen durch Strassenverstopfungen aufgehalten. Als der Stabschef ihn bei einem solchen Halt bat, eine längere Pause einzulegen, um den zurückgebliebenen Teilen der Kolonne die Möglichkeit zu geben, wieder Anschluss zu finden, lehnte Schörner ab. v. Natzmer ging es darum, die Funkstaffel nicht zu verlieren.

Ohne sie würde es ihm unmöglich sein, von Saaz aus wieder Verbindungen zu den Armeen aufzunehmen. Schörner hörte ihm kaum zu, sondern befahl die Weiterfahrt.

Schliesslich näherte man sich Saaz und dem Flugplatz, der unmittelbar an der Strasse lag. Als auf dem Platz die vorausgeschickten „Fieseler Störche" nicht zu finden waren, bemächtigte sich Schörners eine neue Erregung. Gleichzeitig trafen Meldungen über das Heranrücken sowjetischer Panzer von Norden ein. Wenn diese Meldungen richtig waren, musste die Front der 4. Armee im Erzgebirge durchbrochen sein. Damit drohte nun tatsächlich das Schlimmste, das man befürchten konnte, die Absperrung der Fluchtstrassen nach Westen durch sowjetische Panzerkolonnen, die nach Süden vorstiessen. In Saaz machte Schörner fast eine Stunde Halt, um auf die „Störche" zu warten. Von Natzmer hoffte unterdessen, dass die Funkstaffel ihn wieder erreichen würde. Aber weder die Störche noch die Funkstaffel trafen ein. Dafür tauchten plötzlich feuernde sowjetische Panzer am Nordrand des Flugplatzes auf. Den Russen war also der Durchbruch durch die 4. Panzerarmee gelungen.

Schörner befahl sofortige Weiterfahrt. Bei sinkender Dunkelheit rollte die Kolonne in den nächsten grösseren Ort, Podersam, ein. In der Ortskommandantur erfuhr Schörner endlich, dass einer seiner „Störche" in der Nähe auf einer Wiese gelandet sei. Er sandte sofort seinen Ordonnanzoffizier aus, um das Flugzeug sicherzustellen. Er verlor kein Wort mehr über seine Heeresgruppe oder über eine Führung der nach Westen fliehenden Einheiten. In den Diensträumen der Ortskommandantur drängten sich zahlreiche Soldaten, Verwundete, Versprengte, ratlose Urlauber. Als Schörner plötzlich mitten unter ihnen stand, schreckten sie zusammen, so wie sie vor ihm immer zusammengeschreckt waren. Trotzdem klammerten sie sich an ihn, der so vieles mit brutaler Gewalt durchgesetzt hatte – wie an einen Halt im rings flutenden Zusammenbruch.

Sie wussten nicht, dass vor ihnen eigentlich nur noch eine Uniform stand – die äussere Haut einer schon gestürzten Grösse. Aber sie begannen dies zu begreifen, als der Feldmar-

schall, ohne sich um sie zu bekümmern, den Ortsgruppenleiter von Podersam zu sich befahl und ihm den Auftrag erteilte, zwei passende Zivilanzüge für ihn, darunter bayerische Tracht, zu besorgen. Er löste mitten im Kreis der Soldaten Ritterkreuz, Eichenlaub und Brillanten vom Hals und schob Orden und Ehrenzeichen in seine Hosentaschen. Dann befahl er seinem Adjutanten, einen Zahlmeister oder Intendanten herbeizuschaffen und zog sich in das Zimmer des Ortskommandanten zurück. Dort warf er die Uniform ab, zog die Tracht an, die der völlig verwirrte Ortsgruppenleiter brachte, und befahl dem eintreffenden Zahlmeister, Sekt und Zigarren zu beschaffen. Er nahm den Adjutanten und den Ordonnanzoffizier, beides Männer, die ihm völlig ergeben waren, zu sich ins Zimmer. Und während sich draussen die Ratlosen und Verlorenen langsam aus ihrer Erstarrung lösten und begriffen, welchen Sturz sie eben miterlebt hatten, ertränkte Schörner die Überspannung seiner Nerven und die letzten Sorgen vor der Flucht in einem Abschiedsfest.

Der General v. Natzmer zog sich, von einem quälenden Gefühl erfasst, aus der Ortskommandantur zurück und ging mit seinem Ordonnanzoffizier schweigend durch das nächtliche Podersam. Er versuchte, irgendeine Funkstelle aufzutreiben, mit deren Hilfe er Verbindung zu den Truppen der Heeresgruppe aufnehmen könnte, deren Standorte niemand mehr kannte. Aber alles Bemühen war umsonst. Es gab keine geeignete Funkanlage. So begab er sich zur Ortskommandantur zurück. Es gab jetzt nur noch eine Verbindungsmöglichkeit zu den Truppen, nämlich mit Hilfe des „Storch", der auf der Wiese von Podersam wartete.

v. Natzmer stand lange bei seinem Wagen. Dann entschloss er sich, doch noch einmal die Ortskommandantur zu betreten, Schörner zu einer Aussprache zu bitten und ihn dabei zu ersuchen, ihm den „Storch" zur Verfügung zu stellen, damit er in der Frühe des 9. Mai noch einmal zur 17. und 1. Panzerarmee fliegen könne.

Schörner – im bürgerlichen Rock, ein Glas in der Hand –,

stand nicht mehr sicher auf den Beinen, als er seinem Stabschef entgegentrat. v. Natzmer äusserte seine Bitte, dann seine Forderung.

Aber Schörner sah ihn starr aus seinen geröteten Augen an und lehnte ab. Es kam zu einer heftigen Auseinandersetzung. Schörner versuchte, in seiner halben Trunkenheit v. Natzmer zu beruhigen, indem er ihm sein Glas entgegenstreckte und ihn aufforderte, mitzutrinken und „alles zu vergessen“. Als sein Stabschef mit kalten Worten ablehnte, erfasste Schörner eine jäh aufsteigende Wut. Seine schmalen Lippen zuckten. Er verlor die letzte Beherrschung über sich selbst. Zum ersten Male in seiner ganzen Laufbahn strömte sein abgrundtiefer Hass gegen die Offiziersklasse, der v. Natzmer angehörte, über seine Lippen. Sein Stabschef hörte ihm mit zusammengebissenen Zähnen zu und liess den Hass verströmen. Dann forderte er nochmals den „Storch“. Schörner sah ihn wie abwesend an und schrie ihm ein neues „Nein“ entgegen. Darauf entgegnete ihm v. Natzmer in durchbrechendem Zorn, er werde den „Storch“ unter Bewachung stellen und verliess vor Erregung zitternd das Zimmer.

Draussen erteilte er Befehl, eine Wache bei dem Flugzeug aufzustellen und die Maschine niemanden ausser ihm selbst freizugeben. Er begab sich noch einmal auf die Suche nach einer Funkstelle. Als sie abermals ergebnislos blieb, setzte er sich in seinen Wagen, der vor der Ortskommandantur stand, um den Morgen abzuwarten und ohne Rücksicht auf Schörner zu starten. Dabei übermannte ihn die Müdigkeit.

Die Bewachung des „Storch“ bestand aus einigen älteren Landesschützen. Sie waren voller Sorge über ihr Schicksal und über das Ergehen ihrer Familien zu Hause. Als im Morgengrauen plötzlich ein grosser, breiter Mann in Zivil, begleitet von einem jüngeren Menschen, vor ihnen auftauchte, griffen sie zu den Waffen. Als sie aber sein Gesicht erkannten und als seine Stimme sie anschrie: „Kennt ihr mich nicht? Ich bin der Feldmarschall Schörner“, liessen sie erschreckt die Waffen sinken und sahen bewegungslos zu, wie Schörner und sein Or-

donnanzoffizier den „Storch" bestiegen und davonflogen. Eine Viertelstunde später meldete sich bei General v. Natzmer, der nach tiefem Schlaf in seinem Wagen zu spät aufwachte und Schörners Zimmer in der Ortskommandantur verlassen fand, der Adjutant des Feldmarschalls und bat darum, mit einem eigens angefertigten Soldbuch als „Gefreiter" untertauchen zu dürfen.

Schörner flog unterdessen nach Südwesten. Der „Storch" verweigerte jedoch den Dienst, bevor er sein Ziel erreichte, und zwang Schörner notzulanden. Schörner irrte daraufhin einige Tage umher, wurde schliesslich von der Bevölkerung erkannt und meldete sich Mitte Mai bei dem Stab der einstigen 1. deutschen Armee, die unter General Foertsch aus dem Südosten nach Österreich gelangt war. Der Stab befand sich bereits in amerikanischer Gefangenschaft und war mit der Entlassung der einfachen Soldaten und unteren Dienstgrade beauftragt. Kurze Zeit später lieferten die Amerikaner Schörner an die Sowjetunion aus, deren Kommissare bereits auf der Suche nach dem Entflohenen waren.

An der beschämenden Düsterkeit dieses Endes änderte die Tatsache, dass Schörners Anwesenheit kaum noch das nun kommende Schicksal seiner Soldaten hätte wenden können, nichts.

Ihr Schicksal war – wie das Schicksal der deutschen Armeen in Mecklenburg und das Schicksal Wlassows und seiner Leute – der Entscheidung der westlichen Alliierten anheimgegeben. Deren Entscheidung über den Ausgang der Flucht vor den Schrecken der sowjetischen Gefangenschaft war aber für den Kriegsschauplatz in der Tschechoslowakei die gleiche wie im Norden. Aber sie war eindeutiger, denn während dort eine englische Russlandkenntnis, oder aber eine unpolitische Fairness oder irgendwelche anderen Motive wenigstens einem grossen Teil der deutschen Soldaten insgeheim Wege nach Westen offen gelassen hatten, die sich bei gutem Willen trotz

aller Bindungen an den Osten finden liessen, versperrte sich hier jeder Weg zur Rettung.

In den frühen Morgenstunden des 9. Mai, in denen Schörner seine Heeresgruppe im Stich liess, fluteten auf zahlreichen Strassen des tschechischen und sudetendeutschen Raumes die Soldaten der 1. und 4. Panzerarmee sowie der 17. Armee nach Westen. Sie kannten nur noch das eine Ziel: Bewahrung vor der Gefangennahme durch einen Feind, dessen Grausamkeit und Härte vor aller Augen stand.

Im Laufe des 8. Mai waren die Stabschefs der Armeen, die befehlsgemäss noch einmal nach Wolchow geschickt worden waren, zurückgekehrt. Den Weisungen entsprechend, die sie in Wolchow erhalten hatten, wurde den Armeen der Befehl erteilt, dass die Kampfhandlungen am 9. Mai um 0.00 Uhr zu Ende seien, dass die Armeen aber mit allen Mitteln nach Westen marschieren sollten. Rund eine Million Soldaten, die bis zur letzten Stunde gekämpft und gelitten hatten und die – wenn schon jeder andere Glaube und jede andere Sicherheit dahinschwanden – fest davon überzeugt waren, zu Recht gegen den Sturm aus dem Osten gekämpft zu haben, marschierten nach Westen – die feste Hoffnung im Herzen, dass die amerikanischen Verbände sie als Gefangene aufnehmen würden. Wenigstens als Gefangene, wenn man sich im Westen schon nicht entschliessen konnte, eine „Gemeinsamkeit der westlichen Völker gegen den Osten" zu erkennen und den Verzweiflungskampf der deutschen Ostarmee zu unterstützen. Rund eine Million deutscher Soldaten klammerte sich an diese ihre letzte Hoffnung, während sie durch das aufrührerische Land marschierten. Und der Absturz in eine absolute Hoffnungslosigkeit, den sie in den folgenden Stunden und Tagen erlebten, war unbeschreiblich und blieb unvergessen für ihr ganzes Leben.

Dieser Absturz traf in den Tagen vom 9. bis 11. Mai alle drei Armeen bzw. die Verbände, die, wie im Falle der zertrümmerten 4. Armee, von diesen Armeen erhalten geblieben waren. Und das Schicksal der 1. Panzerarmee war nur ein Beispiel für das Schicksal der anderen.

Fast abgeschnitten von allen Nachrichtenverbindungen hatte sich die 1. Panzerarmee gerade der Gefahr einer vollständigen Umklammerung durch zwei sowjetische Panzerarmeen, die aus den Räumen von Troppau und Austerlitz vordrangen, entzogen, als der Chef des Stabes, Oberst v. Weitershausen, aus Wolchow nach dem letzten Gefechtsstand der Armee in Leitomischel zurückkehrte. Er brachte die Nachricht von der Kapitulation sowie den Befehl zur organisierten Flucht nach Westen mit. Während die Flügel der Armee noch nördlich und südlich von Olmütz darum kämpften, eine 30 Kilometer breite Lücke nach Westen offenzuhalten, zwängten sich in der Mitte die zusammengeschmolzenen Gebirgs- und Jägerdivisionen aus den Kleinen Karpaten in das Marchtal hinab.

Aus dem Industriegebiet von Mährisch-Ostrau wichen die Reste deutscher Divisionen auf Olmütz zurück, und am Abend des 8. Mai hielt die 1. deutsche Panzerarmee, ausgeblutet, aber immer noch geschlossen kämpfend, auf der Linie Brünn – Olmütz – Mährisch-Schönberg. Von hier begann der letzte Marsch der Vierhunderttausend, die der Armee noch angehörten.

Der 9. Mai war ein trügerisch schöner Frühlingstag. An den Strassen blühten die Bäume, so als wollten sie den Aufbruch des Hasses verdecken, der sich zur gleichen Zeit abseits der Strassen, auf denen noch kampffähige, geschlossene deutsche Verbände marschierten, vollzog. 200 Kilometer trennten die Nachhuten an der March vom Böhmerwald, wo die amerikanischen Linien standen. 200 Kilometer waren keine Entfernung für die Soldaten, welche die Strapazen des Krieges im Osten bis zur letzten Stunde überwunden hatten und hinter sich sowie in ihren Flanken den sowjetischen Gegner wussten. Einzelne Kolonnen zu Fuss und zu Pferde wurden zwar von sowjetischen Verbänden überholt. Sie gingen verloren. Aber die Masse der Armee blieb geschlossen auf ihrem Marsch der Hoffnung.

Die rückwärtigen Dienste und Lazarette gelangten als erste in den amerikanischen Bereich. Sie wurden von den Amerikanern gefangengenommen. Die Hoffnung wuchs, dass mit den übrigen Teilen der Armee das gleiche geschehen würde. Am

Nachmittag des 9. Mai bezog der letzte Befehlshaber der Armee, General Nehring, seinen letzten Gefechtsstand in dem Dorf Tisch im Böhmerwald. Nur 10 Kilometer weiter westlich standen die Sicherungen der 5. amerikanischen Infanterie-Division.

Um die gleiche Stunde trafen die ersten Nachrichten darüber ein, dass die amerikanischen Linien sich fest schlossen, und dass die nach Westen marschierenden Verbände die Wege nach Bayern gesperrt fanden. Meldungen aus dem Osten und Südosten besagten um die gleiche Zeit, dass schnelle sowjetische Panzerkolonnen über Iglau und Budweis in Richtung auf Prag marschierten und dass die Zeit dränge, wenn die Soldaten der Armee gerettet werden sollten.

Aber die amerikanischen Linien blieben geschlossen. Die Zug um Zug eintreffenden deutschen Verbände drängten sich auf freiem Feld oder an Waldrändern zusammen, vorsichtig umlauert von tschechischen Partisanen, die vorläufig noch aus der Entfernung auf ihre Stunde warteten. Deutsche Soldaten, die mit Amerikanern in ein kurzes Gespräch gerieten, stiessen auch hier auf Anteilnahme. Sie stiessen aber auch auf Verständnislosigkeit, auf Unkenntnis oder gar auf einen Hass, der ihnen auch hier ins Gesicht sagte, dass ihr Versuch, vom Schauplatz ihrer Verbrechen im Osten und vor ihrer verdienten Strafe für diese Verbrechen zu fliehen, vergeblich sein werde.

Zur gleichen Zeit begannen amerikanische Flugzeuge an den Rückmarschstrassen der Deutschen zu landen. Sie zwangen die fahrenden und marschierenden deutschen Kolonnen zum Halten und trieben sie schon weit vor den amerikanischen Linien auf grossen Plätzen zusammen. Als diese Nachricht General Nehring in Tisch erreichte, begriff er, welches Ende für seine Armee heranrückte, und dass sowohl die Führung der Heeresgruppe als auch er selbst einer Illusion nachhingen, wenn sie geglaubt hatten, man werde bei den Gegnern im Westen eines finden: eine „Gemeinsamkeit menschlichen Verständnisses gegenüber der fremden, grausamen, unerbittlichen Welt des Ostens."

Aber er wollte sich dieser Erkenntnis noch nicht kampflos beugen. Er beauftragte seinen Stabschef, jeden möglichen

Versuch zu machen, um wenigstens den Kommandeur der 5. amerikanischen Division persönlich zu sprechen, ihm zu erklären, was die militärische deutsche Führung und ihre Soldaten bewegte und auf diese Weise vielleicht Verbindung zu höheren amerikanischen Stellen zu erhalten. Vielleicht hoffte er noch, überzeugen zu können, wo es nichts zu überzeugen gab, sondern wo eine feste Barriere von Illusionen, Vorstellungen und Befehlen bestand, die erst die Erkenntnisse vieler folgender Jahre erschüttern sollte.

Es gelang v. Weitershausen in der Tat, die amerikanischen Linien zu überschreiten. Währfend sich immer grössere verlorene Haufen der 1. Armee vor der amerikanischen Demarkationslinie versammelten und in den Lagern an den Marschstrassen immer mehr Verbände von den Amerikanern eingefangen wurden, unternahm v. Weitershausen den letzten Versuch, den amerikanischen Offizieren verständlich zu machen, weshalb seine Soldaten nach Westen drängten, weshalb sie vor dem Osten flohen, weshalb sie seiner und ihrer Überzeugung nach überhaupt im Osten gekämpft hatten.

Aber er bemerkte bald, dass er zu Menschen sprach, die auf einem andern Stern zu leben schienen. Er bemerkte mit der Klugheit, die ihm eigen war, dass sich in dem Zimmer, in dem er um das letzte Schicksal seiner Armee zu kämpfen versuchte, zwei Welten gegenübersassen, zwischen denen es in diesem Augenblick keine Verständigung geben konnte. Er fühlte, dass seine Anschauung und die Anschauung seiner Soldaten über den Osten und über die anscheinend so naheliegende „Gemeinsamkeit der westlichen Völker gegenüber diesem Osten" zu primitiv war, um der komplizierten Wirklichkeit gerecht zu werden, und dass sich durch Schuld und Irrtümer anstatt der Gemeinsamkeit eine Kluft herausgebildet hatte, vor der er hoffnungslos und mit leeren Händen dastand. Vielleicht begriff er zum ersten Male etwas von der ganzen Verwirrung, die im politischen Hintergrund des gewaltigen Krieges entstanden war. Er konnte sie in diesem Augenblick noch nicht deuten und im Einzelnen verstehen. Sie zeigte ihm aber, dass er selbst

ein Illusionist gewesen war, wenn er jemals darauf gehofft hatte, es hätte in den letzten Monaten zu einem Sonderfrieden mit den Westmächten oder gar zu einer gemeinsamen Weiterführung des Kampfes gegen die Sowjetunion kommen können.

Er stiess bestenfalls auf eine Art mitleidiger Höflichkeit, mit der ihm ungezählte technische Schwierigkeiten, welche einem Weitermarsch seiner Soldaten über die amerikanischen Linien hinaus im Wege stehen sollten, vor Augen geführt wurden. Aber während er diese technischen Einwände widerlegte, wusste er, dass es nur Vorwände waren. Als sich v. Weitershausen trotzdem nicht geschlagen geben wollte und mit der Beharrlichkeit der Verzweiflung einen technischen Vorwand nach dem anderen aus der Welt schaffte, erfuhr er schliesslich kurz die harte Wahrheit.

Der amerikanische Divisionskommandeur erklärte ihm, die 1. Panzerarmee habe sich, da sie auf dem russischen Kriegsschauplatz gefochten habe, auch in russische Gefangenschaft zu begeben. Er habe Befehl, jeden Marsch der Armee nach Westen mit allen Mitteln zu verhindern. Weitere Verhandlungen seien daher Zeitverschwendung. Er müsse das Kommando der 1. Panzerarmee an die zuständigen sowjetischen Befehlshaber verweisen. Aus den Worten des Generals sprach eine Entschiedenheit, gegen die weitere Worte sinnlos waren.

v. Weitershausen dachte an die Hunderttausende, die in verzweifelter Hoffnung auf den Ausgang seines letzten Versuches warten mochten. Für eine Weile befiel ihn der wilde Zorn des Machtlosen, der gegen eine unbezwingbare Mauer gestürmt war. Sein Gesicht war totenblass, als er sich schweigend erhob. Er bat darum, über die amerikanischen Linien zurückgebracht zu werden, um seinen Oberbefehlshaber zu orientieren. Dann liess er sich schweigend zum Wagen bringen.

Erst als der Stabschef der amerikanischen Division ihm die Hand bot und ihm aus offenbar ehrlicher Überzeugung erklärte: „Wir achten die Russen als eine sehr faire Armee. Sie werden auch in russischer Gefangenschaft nach den Grundsät-

zen des Völkerrechts behandelt werden und bald Ihre Heimat Wiedersehen", brach v. Weitershausen noch einmal sein Schweigen. Er sah den Amerikaner aus ebenso hoffnungslosen wie verzweifelten Augen an, ,,Mit den Sowjets", sagte er mit mühsam beherrschter Stimme, „kann man nur mit der Waffe in der Hand verhandeln. Hat man die nicht mehr, so ist man ein Sklave. Sie werden einmal an meine Antwort denken."

Der Amerikaner verbeugte sich ungläubig, überlegen, abweisend. Dann fuhr v. Weitershausen nach Tisch zurück.

Schon am nächsten Tage kam das Ende. Alle Verbände der 1. Panzerarmee, die von amerikanischen Kommandos gestellt oder aufgehalten waren, wurden sowjetischen Verbänden, die nach einem bestimmten Plan heranrückten, übergeben. Die noch marschierenden deutschen Kolonnen fingen sich in den nun schnell gezogenen Panzernetzen der sowjetischen Armeen. Nur diejenigen entkamen, die einzeln oder in kleinen Trupps durch die Netze schlüpften und durch die Wälder des Böhmer- und Bayrischen Waldes nach Westen flohen. Am Anfang waren es vielleicht einige Zehntausend. Aber nur wenige Tausend entkamen wirklich. Die anderen fielen in die Hände der aufständischen Tschechen. Sie wurden gefangen, erschlagen, zu Tode gemartert oder sowjetischen Kolonnen übergeben; sie verschwanden, ohne dass noch jemals ein Mund über ihr Schicksal berichten würde. Die Masse der Armee aber formte sich zu den gleichen trüben, grauen und hoffnungslosen Kolonnen, die auch im Norden, vor allem in Berlin, den Marsch in die Ungewissheit antraten.

Schörner hatte nicht nur seine Soldaten im Stich gelassen. Er hatte auch alle jene Deutschen im Stich gelassen, die am 6. und 7. und 8. Mai in Prag und im ganzen tschechischen und sudetendeutschen Gebiet noch darauf hofften, seine nach Westen zurückgehenden Truppen würden sie schützen oder befreien und ihnen ebenfalls den Weg nach Bayern oder ins amerikanisch besetzte Gebiet öffnen.

Auch hier war es keine Entschuldigung für ihn, dass auch

sein Verbleib bei seiner Heeresgruppe wahrscheinlich nichts mehr oder nur noch wenig am Schicksal der Deutschen in der Tschechoslowakei und im Sudetenland hätte ändern können.

Aber wenn es seine Leidenschaft gewesen war, schwache, zermürbte, kampfesmüde Truppen wieder hochzureissen und unter seine Gewalt zu zwingen, so hätten die letzten Tage des Krieges im tschechischen Gebiet nach der Betätigung dieser Leidenschaft verlangt. Hier hätte er zumindest den Versuch machen können, die zahlenmässig noch grossen, aber kriegsmüden, am Sinn des Weiterkämpfens verzweifelten deutschen Soldaten im Hinterland und vor allem in Prag noch einmal zusammenzufassen und den von den Kommunisten geweckten Aufstand des nationalistischen Hasses und der Begierden wenigstens an den wichtigsten Punkten des Landes niederzuhalten, bis die noch erreichbaren Deutschen nach Westen in Sicherheit gebracht waren. Es wäre nur ein Versuch gewesen, und es blieb angesichts der Erfahrungen an der Elbe im Norden mehr als zweifelhaft, ob der Masse dieser Deutschen der Weg über die amerikanischen Linien geöffnet worden wäre.

Eine Antwort auf diese Frage gab es nicht mehr. Die Deutschen warteten vergebens auf Schörner, auf seine Truppen und auf die Wirksamkeit seiner Person.

Nur Teile seiner zurückflutenden Armeen kamen hier und da dazu, in den Orten, die an ihrem Marschwege lagen, Deutsche aus ihrer verzweifelten Lage zu befreien. Aber der Marsch der Armeen selbst war so schnell, die Drohung, die hinter ihnen stand, war so gewaltig, und ihre eigene Auflösung vollzog sich mit solcher Geschwindigkeit, dass sie nicht mehr dazu kamen, den im Lande verstreuten Deutschen wirksam zu helfen.

Der 7. Mai war in Prag ein Tag ununterbrochener Kämpfe um die Zentren des deutschen Widerstandes gewesen. Er war gleichzeitig ein Tag immer neuer Verhaftungen deutscher Zivilisten und immer hemmungsloserer Misshandlungen und Plünderungen geworden.

Aber noch immer wartete Frank. So sehr er jeden festen

Halt und jeden Glauben an einen Sieg verloren hatte, so sehr sträubte er sich dagegen, vor den Tschechen, die er so lange verachtet und über die er so lange geherrscht hatte, bedingungslos zu kapitulieren. In der Nacht vom 6. auf den 7. Mai ergriff den zwischen Ratlosigkeit und dem falschen Stolz des Emporkömmlings Hin- und Hergeworfenen noch einmal die vergebliche Hoffnung auf die Gegensätze zwischen Ost und West. Er suchte einen Ausweg vor dem Zwang, sich den Tschechen zu beugen. Er wandte sich an die Amerikaner. Er schrieb eine Botschaft an die Amerikaner, in der er auf den kommunistischen Hintergrund des tschechischen Aufstandes sowie auf die drohenden Zukunftsgefahren aus dem Osten hinwies. Er beschwor die Amerikaner, Prag zu besetzen, bevor es zu spät sei und bevor der Bolschewismus sich dieser zentralen Stelle in Europa bemächtigt habe. In Prag wusste man nicht mehr genau, wo sich die Front Schörners und damit die Front der Russen befand. Aber als Franks Botschaft mit Hilfe eines mühsam genug aufgetriebenen englischen Lexikons ins Englische übersetzt wurde, konnte man, wenn man das Ohr auf die Erde legte, den Kanonendonner aus der Richtung Aussig– Teplitz–Brüx vernehmen. Ein General, Ziervogel mit Namen, erhielt den Auftrag, die Botschaft durch das im Aufstand befindliche Land nach Pilsen zu bringen. Er erreichte jedoch niemals sein Ziel, sondern wurde bald nach Antritt seines Marsches überfallen und verschwand spurlos. Frank wartete vergebens auf eine Antwort.

Währenddessen erhielt General Toussaint aus Plön die Nachricht von der allgemeinen Kapitulation und den Befehl, zusammen mit allen anderen deutschen Truppen, den Kampf am 9. Mai um 0.00 Uhr einzustellen.

Toussaint bot daher von sich aus dem tschechischen Nationalrat die Kapitulation unter der Bedingung freien Abzuges für seine Truppen und die deutsche Zivilbevölkerung an. Die Verhandlungen mit dem Nationalrat währten die ganze Nacht vom 7. auf den 8. Mai. Sie beanspruchten auch noch den ganzen Vormittag des 8. Mai.

Während überall in der Stadt die Schüsse der Kämpfenden, aber auch die Schüsse von Hinrichtungspeietons knallten, versuchten einige SS-Regimenter von sich aus den Sommerberg und die Moldau-Brücken zu nehmen und sich gewaltsam einen Ausbruch aus dem Stadtinneren zu erkämpfen. Sie schossen im Strassenkampf das alte Rathaus und die weltberühmte astronomische Uhr in Trümmer. Der Durchbruch gelang ihnen nicht. Aber die Vernichtung des Rathauses erhitzte die tschechischen Massen noch stärker und führte zu neuen Misshandlungen wehrloser deutscher Zivilisten.

Sie erschwerte auch die Verhandlungen, die Toussaint führte. Frank hielt sich schweigend im Hintergrund. Aber vielleicht fühlte er, der verzweifelt nach einem Ausweg – nicht zuletzt für sich persönlich – suchte, Erleichterung bei dem Gedanken, dass hier eine Kapitulation vollzogen wurde, die von Dönitz befohlen war und in der er persönlich sich nicht vor den Tschechen zu beugen brauchte.

Der Nationalrat war bereit, in diese Kapitulation einzuwilligen. Diese Bereitschaft entstand aus der Erkenntnis, dass man zu einer Beendigung der Kämpfe, zu geordneten Verhältnissen und zu einer nationalen Regierungsbildung kommen müsse, bevor die Russen, deren Einmarsch nun unvermeidlich schien, in Prag erschienen. Auch der tschechische Nationalrat lebte in Illusionen über die Zielstrebigkeit und Härte der Sowjets. Er dachte in westlich demokratischen Begriffen und glaubte sich nach einer sowjetischen Besetzung halten zu können, wenn es ihm nur vorher gelang, eine Regierung zu bilden. Die Kommunisten dagegen sträubten sich gegen jede Vereinbarung mit den Deutschen. Sie konnten sich mit keiner Beendigung der Kämpfe, mit keiner Unterbrechung des blutigen Aufstandes einverstanden erklären, bevor nicht die russischen Armeen als Befreier in der goldenen Stadt Prag standen und aus den Feuern des Aufstandes die sozialistische Revolution entstand. Sie hatten erfahren, dass sich die 4. deutsche Panzerarmee in Nordböhmen im Zusammenbruch befand, und dass es nur noch eine Frage kurzer Zeit sein konnte, bis die Panzer

Konjews nach Süden durchbrachen und Prag erreichten.

Aber die Kommunisten setzten sich noch nicht durch. Gerade ihr Widerstand und die Tatsache des dicht bevorstehenden sowjetischen Durchbruchs im Norden bestärkte die gemässigten und rechtsgerichteten Kräfte des Nationalrates in ihrer Ansicht, dass es höchste Zeit war, den inneren Kampf zu beenden. Der Nationalrat willigte in den Abzug der deutschen Truppen nach Westen ein, erklärte sich allerdings ausserstande, den allgemeinen Abzug der deutschen Zivilisten, die sich zum grössten Teil ja schon nicht mehr in Freiheit befanden, zu ermöglichen. Teils fehlten hierzu tatsächlich die Mittel, vor allem gegenüber den Kommunisten. Teils wollten sich auch die Extremisten unter den Nationalen das deutsche Wild nicht entgehen lassen. Die Deutschen verhandelten lange über diesen Punkt und auch über die Räumung der deutschen Lazarette. Aber als nach Mittag eine zufällige, aber zuverlässige Funk-Nachricht über den Durchbruch der russischen Panzer durch die deutschen Grenzschutzstellungen im Erzgebirge und das schnelle Vordringen dieser Panzer nach Süden eintraf, sah Toussaint sich gezwungen, entweder sofort mit dem Ausmarsch zu beginnen und die Verwundeten und Zivilisten, so wie es die Tschechen vorschlugen, unter dem Schutz des Roten Kreuzes zurückzulassen, oder aber seinen Truppen die Möglichkeit des Abmarsches nach Westen zu verbauen und sie in Prag in russische Hände fallen zu lassen. Helfen konnte er den Zivilisten nicht. Er konnte nur durch die Opferung seiner Truppen die Zahl der Opfer vermindern.

Frank nahm schweigend die Kapitulationsverhandlungen zur Kenntnis und rüstete sich ebenso schweigend, an dem allgemeinen Auszug nach Westen teilzunehmen. Die Frage nach dem Schicksal der deutschen Zivilisten, die zurückbleiben mussten und die schon zu Zehntausenden in den Gefängnissen lagen, wurde von ihm nicht gestellt.

Es war vereinbart worden, dass die Deutschen sich zu grösseren Kolonnen zusammenschliessen konnten, deren be-

waffneten Schutz gegen Überfälle sie selber übernahmen. Soweit die Fahrzeuge reichten, konnten sie Verwundete und Kranke mitnehmen.

Am Nachmittag des 8. Mai rüsteten die Deutschen zum Ausmarsch. Toussaint war nicht imstande, alle seine Truppen zu benachrichtigen. Einzelne isolierte SS-Verbände weigerten sich auch, seinem Befehl zur Kapitulation zu folgen. Noch während die deutschen Soldaten ihre Wagen beluden, knallten überall Schüsse. Die Vertreter des Nationalrates waren nicht in der Lage, zu garantieren, dass die Kommunisten sich an die Abmachungen halten würden.

Am Spätnachmittag begann der Auszug. Über ihm stand die bange Frage, wie lange überhaupt die Waffenruhe dauern würde, ob nicht die Russen in Prag eintrafen, bevor der Ausmarsch vollendet war. Über ihm stand die bange Frage nach dem Schicksal der Verwundeten und Kranken und Ärzte und Schwestern, vom Schicksal der schon Verhafteten oder in der ganzen Stadt verstreut ihrer Verhaftung entgegensehenden Deutschen ganz zu schweigen.

Der tschechische Major Fürst Schwarzenberg, der die Kapitulation der kleinen deutschen Truppe im Masaryk-Bahnhof entgegennahm und dies, während ringsum die einmal geweckte Blutgier in den Strassen lauerte, mit Korrektheit und Ritterlichkeit tat und wirklich dafür sorgte, dass das verlorene Häuflein deutscher Soldaten und Flüchtlinge ungestört seinen Marsch antreten konnte – dieser Major war eine der Gestalten, die sich aus dem Brodeln der hemmungslosen Instinkte und der blutigen Revolution heraushoben. Er gehörte zu denen, die sich bei den letzten Verhandlungen des Nationalrats durchgesetzt hatten. Aber wenn man über die Strassen blickte, konnte man schon sicher sein, dass er und seinesgleichen bald der Hemmungslosigkeit der Radikalen und der Massen zum Opfer fallen würden.

Gerade das Schicksal der Deutschen vom Masaryk-Bahnhof sollte zum Zeichen für die endgültige Entfesselung alles Bösen werden, die sich am Morgen des 9. Mai vollzog, als die sowjetischen Truppen nach einem Gewaltmarsch über die grosse Autostrasse nach Prag in die aufrührerische Stadt einrückten. Sie

verhalfen den Kommunisten und den nationalistischen Radikalen zum Sieg. Sie befreiten die lüsternen Massen vor der letzten Angst, die Deutschen könnten vielleicht doch noch einmal zurückschlagen. Sie nährten die blutige Revolution. Und die Hölle, die im Untergrunde schon angefacht war, feierte am 9. Mai ihren Befreiungstag und gebar so mörderische Exzesse, dass nun wiederum sowjetische Offiziere und Soldaten eingreifen mussten, um zu verhindern, dass jede Ordnung in einem Blutrausch sondergleichen erstickte.

Die deutschen Soldaten, Zivilisten und als Soldaten verkleidete Zivilisten aus den deutschen Widerstandsbereichen zogen am Spätnachmittag und Abend des 8. Mai in langem Zuge durch die Panzersperren und Barrikaden in den Strassen Prags nach Westen. Sie mussten sich selbst mühsam ihren Weg durch die Barrikaden bahnen, während Tschechen die Strassen säumten und dem Auszuge zusahen. Hier und da rollten deutsche Panzer. Und an den Seiten des Zuges gingen schleppenden Schrittes deutsche Soldaten, noch mit Maschinenpistole und Panzerfaust, aber müde, geschlagen, mit grauen Gesichtern. Verwundete auf Stöcken und Krücken, die dem Frieden kein Vertrauen schenkten, quälten sich stöhnend und ächzend vorwärts. In einem Wagen, inmitten des grossen Auszuges, entkam Frank mit seiner Familie aus der Stadt. Niemand weiss, was ihn bewegte, als er durch die Abenddämmerung aus der Stadt seiner grössten Machtvollkommenheit auf die Strasse nach Pilsen fuhr. Auch er floh, nachdem er in knechtischer Unselbständigkeit jeden Schritt versäumt hatte, der zahlreichen Deutschen in Prag noch hätte zur Rettung werden können. Dachte er jetzt an diejenigen, welche er nun den Tschechen überliess, die ihren Hass an seinen letzten Worten über das Blutbad, das er ihnen bereiten wollte, – noch mehr als an seinen Taten – schürten und daraus das Recht ableiteten, nicht nur eine Bartholomäusnacht, sondern Nächte und Tage ohne Zahl zu feiern? Man wusste es nicht. Er selbst entrann seinem Schicksal nicht, denn die Amerikaner, zu denen er sich flüchtete, lieferten ihn unverzüglich an die Tschechen aus, und diese zögerten nicht, ihn zu erhängen.

Der Ausmarsch währte die ganze Nacht hindurch. Als gegen zwei Uhr nachts irgendwo in der Innenstadt noch einmal eine versprengte deutsche Batterie zu schiessen begann, nutzten die kommunistischen Partisanen die Stunde, um ihrerseits wieder das Feuer auf die ausmarschierenden deutschen Kolonnen zu eröffnen. Ihr Feuer galt vor allem den Nachhuten in den Gartenstrassen von Dewitz. Auch in Bubentsch flackerten vereinzelte Kämpfe auf, die immer wieder Stockungen in den deutschen Ausmarsch brachten. So dauerte der Marsch der Deutschen länger als vorgesehen. Er hielt noch an, als schon die Morgensonne des 9. Mai leuchtete.

Die deutsche Gruppe am Masaryk-Bahnhof gehörte zu den letzten Haufen, die die aufrührerische, aber doch erst vor dem wirklichen Ausbruch der Leidenschaften stehende Stadt verliessen. Frauen, Kinder und Zivilisten, deren Mitnahme gestattet worden war, in der Mitte, schleppte sich ihr Zug der Moldaubrücke entgegen. Noch waren erst wenige Tschechen auf der Strasse, die ihren Hohn über die Ausziehenden ausgossen. Der Morgen schien still und nach den vorangegangenen Tagen merkwürdig friedlich. Er wurde nur durch die schlurfenden Schritte aller derer gestört, die schweigend daherzogen. Ein unheimliches Gefühl der Verlassenheit lastete auf allen, obwohl sie sich glücklich priesen, in letzter Minute dem Bereich des Vulkans zu entkommen, der jeden Augenblick endgültig ausbrechen konnte, obwohl eine Anzahl deutscher Panzer ihnen noch voranfuhr und Sicherheit zu gewähren schien.

Gegen sieben Uhr überschritten die Deutschen die Moldaubrücke. Vor ihnen erhob sich, jäh aufsteigend, vom Strahlenglanz der frühen Morgensonne übergossen, der Hradschin. Sie zogen über die schleifenreiche Strasse an den gewaltigen Mauern entlang und bogen gerade in eine Kurve ein, als sie die deutschen Panzer schiessen hörten. Gleich darauf sahen sie die Panzer brennen. Und dann stürzte plötzlich in dichten, graubraunen, „Urrä" schreienden Massen sowjetische Infanterie aus dem umliegenden Park hervor. Sie feuerten aus Maschinengewehren und Maschinenpistolen. Sie mähten die

deutschen Soldaten nieder, die versuchten, sich zur Wehr zu setzen. Und dann brachen sie in die Schar der Zivilisten ein, die, zwischen die Angreifer und die hohen Mauern eingezwängt, hoffnungslos ihrem Schicksal ausgeliefert waren. Und sie erlebten, was ungezählte andere vor ihnen erlebt hatten, den Mord, die Plünderung, die Schändung, noch während Gewehre knallten und die Gefallenen und Sterbenden die Strasse bedeckten.

Dies war der Sieg des Radikalismus, der blutigen Revolution.

Als die Deutschen, die man am 6. und 7. Mai in das Prager Zuchthaus Ruzyn getrieben hatte, am Vormittag des 9. Mai zum ersten Male aus den brütend heissen, stinkenden, zehn- oder zwanzigfach überbelegten Zellen ins Freie geführt wurden; als sie zum ersten Male nach Tagen eine Blechschale mit Wasser erhielten und ihre vor Erschöpfung zusammengebrochenen Kinder von den Fussböden auflasen, wussten sie nicht, dass sie noch nicht einmal die Vorhölle ihres zukünftigen Lebens durchschritten hatten.

Trotzdem waren viele schon so erschöpft, dass sie sich wünschten, ihre Peiniger möchten die Pistolen abdrücken, mit denen sie immer wieder geschlagen und bedroht wurden. Aber man sagte ihnen, so wie es wahrscheinlich den meisten Deutschen in Prag an diesem Morgen gesagt wurde, der Krieg sei zu Ende, und jetzt sei es ihre Ehrenpflicht, die Schäden in der Stadt und die Barrikaden wieder zu beseitigen.

Aber noch bevor sie zum Abmarsch zusammengestellt wurden, erhielt ein Teil von ihnen, der sich in der Nähe des Tores befand, einen Vorgeschmack dessen, was auf sie wartete. Es fuhren plötzlich Lastwagen mit verwundeten deutschen Soldaten in den Hof, die eigentlich im Schutz des Roten Kreuzes hätten stehen sollen. Es waren Jammergestalten darunter, Abbilder menschlichen Elendes und menschlicher Verlorenheit. Sie trugen noch blutdurchtränkte Verbände. Und die Gesichter der Ärzte und Schwestern, welche sie begleiteten, verrieten ein solches Mass an Schrecken, dass die zusehenden Deutschen

erschauerten. Sie wussten nicht, was in diesen Stunden schon in vielen Lazaretten geschah. Sie wussten nicht, dass Tschechen und Tschechinnen, und zwar nicht nur nationalistische oder kommunistische Aufständische, sondern mitlaufende Männer und Frauen Verwundete aus ihren Betten warfen, Hilflose erschlugen und erdrosselten, entmannten oder in ihren Waschschüsseln ertränkten. Oder sie in Schuppen oder Garagen warfen oder auf Lastwagen luden und sie an einigen Stellen sogar auf die Strasse legten, damit Soldaten zu Pferde über sie hinwegreiten konnten.

Die Verwundeten, die hier nach Ruzyn kamen, schienen den schlimmsten Qualen einer völlig entmenschten Welt noch entronnen zu sein – aber sie entrannen ihrem Schicksal nicht. Denn als sie noch furchtsam und bleich neben ihren Wagen standen, stürzte sich eine Gruppe von Aufständischen, welche im Hofe lauerte, auf sie, riss ihnen Krücken, Stöcke und Verbände weg, schlug sie zu Boden und hieb so lange mit Knüppeln, Stangen und Hämmern auf sie ein, bis sie in ihrem Blute lagen und sich nicht mehr rührten. Das war für die Deutschen, die dies in Ruzyn erlebten, der Auftakt zum 9. Mai, einem Höllentage, wie ihn die Weltgeschichte bis dahin kaum gesehen hatte.

Auf die vielen Deutschen, die an diesem Tage aus den Gefängnissen und Behelfsgefängnissen herausgeholt und zum grossen Teil zur freiwilligen Meldung für die Barrikadenbeseitigung aufgefordert wurden, wartete an vielen Strassen und an den Barrikaden bereits die Menge. Und aus zahlreichen Fenstern blickten Augen, die sich das Schauspiel der Rache nicht entgehen lassen wollten. Die Historie weiss nicht, wie viele sich von den Fenstern abwandten und beschämt in ihren Häusern blieben. Auch sie waren vorhanden, und wahrscheinlich war ihre Zahl gross genug. Aber diejenigen, die an den Strassen standen, hatten vom heissen Teer bis zur Schere alles mitgebracht, womit sie ihren Hass und ihre Gelüste zu befriedigen dachten. Und wenn man bis dahin auch im schlimmsten Wüten von Tilsit bis an die Oder und an die Elbe doch noch hatte sagen können, dies sei furchtbar und jenes weniger furchtbar gewe-

sen, und dieses sei entsetzlich und jenes weniger schrecklich gewesen, so gab es an diesem 9. Mai keine Unterscheidung mehr.

Waren es denn noch Menschen, welche am 9. Mai auf dem Wenzelsplatz, auf dem Karlsplatz und in der Rittergasse Deutsche – und nicht nur SS-Leute – mit Benzin übergossen, mit den Füssen nach oben an Masten und Laternen hingen und sie anzündeten und johlend den brennenden Fackeln und ihren Qualen zusahen, die um so länger dauerten, weil die Köpfe der Brennenden vorsorglich nach unten gehängt waren und der aufsteigende Rauch sie nicht ersticken konnte? Waren es noch Menschen, welche deutsche Soldaten, aber ebenso Zivilisten und Frauen mit Stacheldraht zusammenbanden, zusammenschossen und die Menschenbündel in die Moldau stürzten? Waren es noch Menschen, welche deutsche Kinder in den Löschwasserbehältern ertränkten und Frauen und Kinder aus den Fenstern auf die Strasse stürzten? Sie hatten menschliche Gesichter. Aber es waren keine Menschen mehr.

Es waren keine Menschen, die wahllos auf jeden Deutschen einprügelten, bis er zusammenbrach. Es waren keine Menschen, welche deutsche nackte Frauen zwangen, Steine fortzuräumen, ihnen die Achillessehnen durchschnitten und sich an ihrer Hilflosigkeit weideten. Es waren keine Menschen, welche die Deutschen aus den unterirdischen Klosettanlagen des Wenzelsplatzes heraufholten, mit Knüppeln niederschlugen und buchstäblich zu Tode traten, und es waren keine Menschen, welche deutsche Mädchen, die ihnen als Wehrmachtshelferinnen in die Hände gefallen waren, nachdem sie ihnen die Kleider geraubt hatten, durch die Fochobastrasse nach dem Wolschaner-Friedhof trieben und sie dort mit Maschinengewehren zusammenschossen, oder andere mit Schlägen und Stichen in Heuhaufen hineintrieben, die sie dann anzündeten. Und dies waren nur einige Gipfelpunkte in dem Meer von Unmenschlichkeit, in dem die einfache Erschiessung, und sei es die Hunderter von Schülern der Prager Adolf-Hitler-Schule, eine Wohltat schien.

Und das war nur der Anfang. Prag war wiederum nur das Beispiel für das ganze Land und für alle Städte und Flecken, in

denen Deutsche lebten, in den tschechischen Gebieten und mit geringen Unterschieden in den alten deutschen Gebieten Sudetenlands. Es war der Auftakt zu einer Sturmflut der Misshandlung, Schändung, Enteignung, Ermordung und Vertreibung, die sich – mochte sie auch in den Maiwochen 1945 die Höhepunkte ihrer unbeschreiblichen Exzesse erleben, über Monate und langsam abebbend über Jahre ausdehnte, bis der letzte Deutsche das Land verlassen hatte oder zu Tode geschunden und in den Konzentrationslagern verhungert war oder enteignet und entrechtet, unentbehrlicher Fachkenntnisse wegen geduldet wurde.

Die Geschichte kann feststellen, dies Geschehen sei nicht schlimmer gewesen als die Austreibung und Vernichtung der Juden durch die Deutschen und es stelle nur eine gerechte Antwort auf vorangegangene Untaten dar. Aber es muss auch hier wieder die Frage gestellt werden, ob die Tschechen dazu berufen gewesen seien, das Schicksal der Juden an den Deutschen zu rächen, während sie doch nur – mochten auch die Kommunisten die Zündschnur gelegt haben – ihren eigenen Hass, ihre eigene Rache, ihren eigenen Chauvinismus enthüllten. Die Geschichte kann ferner feststellen, dass die Unterdrückung der politischen Freiheit der Tschechen und dass die Ereignisse um Lidice nach einer solchen Explosion der Rache und des Hasses gerufen hätten. Im gleichen Atemzug aber muss sie feststellen, dass es zwischen dem Ausmass dieser Dinge und dem Ausmass der Geschehnisse, die mit dem Prager Aufstand ihren Anfang nahmen, kein gerechtes Verhältnis und keinen Vergleich mehr gibt. Sie wird es wahrscheinlich ablehnen müssen, darüber zu rechten, was grausamer, bestialischer und unmenschlicher gewesen sei, das Schicksal der Juden oder das Schicksal der Deutschen in der Tschechoslowakei. Aber sie wird auch hier eine Feststellung kaum übersehen können, die Feststellung nämlich, dass die Vertreibung und die Vernichtung der Juden keine öffentliche Sache der Deutschen in ihrer Masse oder auch nur eines nennenswerten Hundertsatzes gewesen war, es sei denn, sie würde

die Deutschen immer wieder an die Verantwortung gemahnen, die sie dadurch trugen, dass sie in dem Glauben, es werde nicht so schlimm werden, Männer an die Macht brachten, die auch den Antisemitismus auf ihre Fahnen geschrieben hatten. Vertreibung und Vernichtung selbst waren die Sache des Nationalsozialismus und einer kleinen Gruppe von Befehlenden und Ausführenden gewesen, die nach den künstlich geschaffenen und befohlenen Krawallen des Jahres 1938 bald danach getrachtet hatten, ihre Taten in die Verborgenheit von Lagern und in die noch grössere Verborgenheit des Ostens zu verlegen, um sie vor der Masse der Deutschen ebenso wie vor der Welt zu verbergen.

Die Geschichte wird demgegenüber nicht umhinkönnen, festzustellen, dass das Schicksal der Deutschen in der Tschechoslowakei eine öffentliche Sache der Tschechen wurde. Sie kann dabei auf die allgemeine Aufruhrbereitschaft und Verwirrung jener Tage hinweisen. Sie kann darauf hinweisen, dass vor allen Dingen die Hefe des tschechischen Volkes nach oben gespült worden war und sich gern in den Dienst radikaler und chauvinistischer Führer gestellt hatte, die sich dann gegenseitig zu übertreffen suchten, bis den Kommunisten der Sieg gehörte. Die Geschichte kann und darf nicht die Millionen Tschechen übersehen, die bewusst abseitsgestanden hatten, oder die sich fürchten mussten, ein Wort der Menschlichkeit oder des Anstandes zu sagen, um nicht selbst den entfesselten Massen zum Opfer zu fallen. Sie kann und darf nicht die Männer und Frauen übersehen, die auch in den schlimmsten Sturmtagen, vor allem auf dem Lande, noch deutschen Flüchtlingen weiterhalfen und Deutschen Nahrung und Kleidung gaben.

Trotz alledem war es so, dass das entsetzliche bestialische Wüten vom Mai bis zum Herbst des Jahres 1945 eine öffentliche Sache war, die keinem Tschechen verborgen blieb und an der Millionen als Täter oder aber als aufpeitschende und mithelfende Zuschauer ihren Anteil hatten.

Als Antwort hierauf mag die Geschichte schliesslich erklären, dass es unfruchtbar bleiben müsse, die Grösse einer

Schuld abzuwägen und das Verborgene gegen das Öffentliche zu stellen und überhaupt zwischen Nationen zu vergleichen, sondern dass man aus der Tragödie jener Wochen und Monate und aus der Masslosigkeit des Hasses, der Begierden und der Bestialität nur dann lernen könne, wenn man darin die Macht des Bösen, gleich, ob in diesem oder jenem Volke erkenne und begreife, wie leicht Nationalismus und Chauvinismus, Faschismus und Antifaschismus und Ideologien aller Art den Boden schaffen, auf dem das Böse zur gegebenen Stunde am schnellsten und hemmungslosesten gedeiht.

Aber das mussten Erkenntnisse der Zukunft bleiben, unverständlich für die Handelnden dieser grauenvollen Tage und noch unverständlicher für die Opfer und Zeugen ihrer Taten. Das Höchste, das man von ihnen erwarten konnte, war vielleicht, dass sie keinen noch grösseren Hass und keinen unauslöschlichen Wunsch nach Vergeltung in ihren Herzen Wurzel fassen liessen, sondern fassungslos vor der Masslosigkeit dieses Schicksals standen und sich fragten, wie die Peiniger ihre Masslosigkeit einmal vor einem höheren Richter verantworten mochten.

So erging es dem deutschen Pfarrer Karl Seifert, der am Abend des 20. Mai in der Gegend von Pirna mit einigen alten Männern seiner Gemeinde am Ufer der Elbe stand. Er hatte dem zwischen Härte und Gutmütigkeit hin und her schwankenden sowjetischen Kommandanten seines Ortes die Erlaubnis abgerungen, jene Deutschen zu bestatten, die Tag für Tag an dieses Ufer angetrieben wurden.

Sie kamen elbeabwärts aus der Tschechoslowakei. Und es waren Frauen und Kinder und Säuglinge, Greise und Greisinnen und deutsche Soldaten. Und es waren Tausende und aber Tausende, von denen der Strom nur wenige an jenen Teil des Ufers schwemmte, an welchem der Pfarrer und seine Männer die Toten in die Erde senkten und ein Gebet über ihren Gräbern sprachen. An diesem Abend des 20. Mai geschah es, dass der Strom nicht nur solche Deutsche von sich gab, die zusammengebunden ins Wasser gestürzt und ertränkt worden waren,

und nicht nur die Erdrosselten und Erstochenen und Erschlagenen, ihrer Zunge, ihrer Augen, ihrer Brüste Beraubten, sondern auf ihm trieb, wie ein Schiff, eine hölzerne Bettstelle, auf der eine ganze deutsche Familie mit ihren Kindern mit Hilfe langer Nägel angenagelt war. Und als die Männer die Nägel aus den Händen der Kinder zogen, da konnte der Pfarrer nicht mehr die Worte denken, die er in den letzten Tagen oft gedacht hatte, wenn er sich mit den Tschechen beschäftigte und wenn Schmerz und Zorn und Empörung ihn übermannen wollten: „Herr, was haben w i r getan, dass sie so sündigen müssen." Dies konnte er nicht mehr. Aber er sagte leise: „Herr, sei ihrer armen Seele gnädig!"

DIE VERLORENEN VON KURLAND

8. Mai 1945 • Hoffnungen und Enttäuschungen • Von der ersten bis zur sechsten Kurlandschlacht • Schörner, Rendulic, Vietinghoff-Scheel, Hilpert • Um den Abtransport der Kurlandarmee zwischen Pelci und Flensburg • Das Ende in Libau • Die Illusion des General Foertsch • „Woina kaputt“ • Abmarsch der 180'000 • Was war der Sinn? • Ende in Flensburg

Aber das grosse Drama im Osten hatte noch einen letzten Akt. Und dieser Akt spielte auf einer Bühne, deren Existenz die meisten, in ihre unmittelbarsten Nöte verstrickten Deutschen zu diesem Zeitpunkt fast schon vergessen hatten.

Am Spätnachmittag des 8. Mai 1945 sass der 25jährige Hauptmann Breuninger in der kurländischen Hafenstadt Libau in seiner Unterkunft und schrieb. Er schrieb an seinen Vater in Hannover, damit dieser noch ein Lebenszeichen von ihm erhielt, bevor er als Gefangener in dem weiten Russland verschwand.

Und er schrieb: „Lieber Vater! Es geht nun alles zu Ende. Heute abend verlassen diejenigen von uns, die die Heimat noch einmal Wiedersehen sollen, Libau, um zu Schiff nach

Kiel gebracht zu werden. Ich gebe einem von ihnen, dem Feldwebel Hermann Meister von der 11. ID, diesen Brief mit und hoffe, dass er Dich erreicht. Wir haben bis gestern noch gehofft, dass wir alle zu Schiff nach Deutschland kämen, um dort gegen die Russen weiter zu kämpfen.

Am 5. Mai, vor drei Tagen, erhielten wir eine nur mündlich durchgegebene geheime Weisung unseres Befehlshabers, General der Infanterie Hilpert. Danach hat Grossadmiral Dönitz Verbindung mit den westlichen Alliierten aufgenommen, um im Westen Frieden zu schliessen. Im Osten aber sollte weitergekämpft werden. Unsere Heeresgruppe sollte über Libau und Windau abtransportiert und an der Elbe wiedereingesetzt werden. Am 6. Mai sollte alles überflüssige Gerät unauffällig vernichtet werden. Das Korps bei Grobin erhielt den Befehl über die Festung Libau, um unseren Abtransport zu sichern. Seit Dezember 1944 waren ja schon die Riegelstellungen vorbereitet, in die unsere Heeresgruppe sich Zug für Zug bis zur Küste absetzen sollte, wenn der Führer es befahl.

Einige Offiziere wollten sogar wissen, dass englische Schiffe uns abholen würden. Es hat sogar geheissen, englische Truppen würden in Libau gelandet, um sich mit uns zu vereinen und den Russen in den Rücken zu fallen.

Bis wir die Nachricht vom Heldentod des Führers erhielten, haben wir an eine Wendung durch die neuen Waffen geglaubt. Als die Nachricht vom Tod des Führers kam, bedeutete das eine bittere Enttäuschung und das Ende dieser Hoffnung. Aber als wir am 5. Mai die neue Weisung erhielten, schöpften wir wieder Hoffnung und erkannten wieder den Sinn unseres Aushaltens, denn wir haben mit unserm Herzen immer nur gegen einen Gegner gekämpft, gegen den Bolschewismus. Wenn wir gegen Engländer und Franzosen und gegen die Amerikaner gekämpft haben, so doch nur, weil diese den Sinn unseres Kampfes im Osten und gegen den Bolschewismus nicht begreifen wollen. Um so grösser waren unsere Hoffnungen, als wir von einem Sonderfrieden im Westen hörten und von der Fortsetzung dieses Kampfes gegen den bolschewistischen Weltfeind.

Dann wäre unser Kampf ja doch noch zu einem guten Ende gediehen, obwohl wir uns als Volk fast hätten opfern müssen, bis die Engländer und Amerikaner begriffen, um was es in Wirklichkeit geht.

Vielleicht kannst Du Dir denken, wie gross jetzt unsere Enttäuschung sein muss, nachdem uns heute mittag mitgeteilt worden ist, dass unsere ganze Wehrmacht kapituliert hat und unsere Heeresgruppe sich dieser Kapitulation anschliesst und russische Kommissare zur Übernahme unserer Truppen und unserer Waffen in den nächsten Tagen erwartet werden. Es heisst, dass die Engländer das Auslaufen der Schiffe, die uns abholen sollten, verhindert haben. Aber niemand weiss genau, wer uns in den Rücken gefallen ist. Die Kriegsmarine hat von sich aus noch eine Reihe kleiner Schiffe aus der Danziger Bucht hergeschickt. Mit ihnen wird die Heeresgruppenreserve: die 11. ID und die 14. PZ-Div. abtransportiert. Sie war unsere ‚Feuerwehr' und immer in den Brennpunkten der Schlachten. Sie hat es verdient. Und jede Division durfte einige Offiziere oder einen Offizier und 125 Mann für die Fahrt in die Heimat stellen, vor allem Familienväter. Dazu wurden die Verwundeten verladen. Ihr hättet sehen müssen, wie die 11. ID durch Libau marschierte in voller Ordnung und Bewaffnung, zum Teil mit Gesang. So zog sie mit ‚Reihe rechts' auf die Schiffe.

Viele ihrer Offiziere und Männer glauben auch jetzt noch nicht an die Kapitulation, sondern meinen, dass sie in Kiel einen neuen Einsatz gegen die Russen erleben. Der Hafen ist durch Feldgendarmerie abgesperrt, damit nur diejenigen auf die Schiffe kommen, die Erlaubnis dazu haben. Aber es vollzieht sich alles ohne Panik, mit der Disziplin, mit der unsere Heeresgruppe immer gekämpft hat und auch heute ungeschlagen und ungebrochen dasteht. Wir haben unsere Pflicht getan, so wie sie deutsche Soldaten nur tun konnten – wenn es nun sein muss, bis zum bitteren Ende.

Wir wissen nicht, wie der Führer gefallen ist. Wir wissen nicht, was sich in der Heimat in den letzten Wochen abgespielt hat an Schwäche und Verrat. Wir wissen nur, dass wir gegen den Bolschewismus, der nicht nur unser Feind, sondern der

Feind ganz Europas ist, gekämpft haben bis heute. Wir haben ihn erlebt. Wir haben sein Paradies gesehen wie niemand vor uns. Wir wissen daher, wofür wir gekämpft haben. Und wenn es stimmt, dass die Engländer die Ausfahrt unserer Schiffe verhindert haben, so werden sie einmal daran erinnert werden, wenn sie das gleiche sehen und das gleiche erfahren, was wir gesehen und erfahren haben ...“

Dieser Brief war ein typisches Zeugnis jener Tage. Er würde wahrscheinlich glücklicheren Angehörigen westlicher Völker unverständlich bleiben. Er würde ihnen als Zeichen böser Verstocktheit und des hysterischen Russland-Komplexes erscheinen, der alle Deutschen zu erfüllen schien. Dies mindert jedoch nicht seine tragische Note.

So wie der Hauptmann Breuninger dachte wahrscheinlich die Masse jener Offiziere und Soldaten, die am 8. Mai 1945 gegen 14 Uhr den Kapitulationsbefehl der Heeresgruppe Kurland vernahmen. Sie alle hatten so tapfer gekämpft, wie nur jemals Soldaten gekämpft hatten. Dies würde ihnen niemals bestritten werden können. Aber auch sie waren Opfer einer beispiellosen Glaubensbereitschaft geworden.

Dies galt für sie um so mehr, als sie in einer Abgeschlossenheit kämpften, die sie noch stärker als alle anderen Deutschen dem Monopol der nationalsozialistischen Propaganda unterworfen hatte. Diese Propaganda hätte ihnen seit der Abtrennung von der Heimat gesagt, dass sie soviel sowjetische Kräfte wie möglich zu binden hätten, um die Ostfront in Deutschland zu entlasten, bis neue deutsche Armeen, vor allem aber die kriegsentscheidenden Wunderwaffen, zu einer grossen Wende führen würden. Und als diese Hoffnung in den ersten Tagen des Mai zerbrach, war an ihre Stelle auch hier die Hoffnung auf eine gemeinsame Fortsetzung des Kampfes mit den Westmächten gegen die Sowjetunion getreten.

Die hier und da vorhandene dunkle Ahnung einer deutschen Schuld am Kriege und einer Mitschuld an den Ereignissen im Osten war auch hier überschattet durch die Wirksamkeit einer

Propaganda, die nie aufgehört hatte, die These zu vertreten, dass Hitler der Sowjetunion in die Arme gefallen sei, kurz bevor diese sich auf Deutschland und Europa stürzen wollte. Sie war vor allem aber überschattet durch das langjährige Erlebnis des russischen Landes und seines Regimes, ein Erlebnis, das diese These, die sich, sofern sich jemals die sowjetischen Geheimakten öffneten, sehr leicht als Wahrheit erweisen konnte, unterstützte. Das Bewusstsein, gegen eine fremde östliche Welt und eine Bedrohung Europas, ja der ganzen westlichen Welt gekämpft zu haben, war unerschütterlich – und bei aller Doppelgesichtigkeit des Kampfes im Osten nicht zu Unrecht – in sie eingepflanzt.

In diesem Bewusstsein hatten sich die ursprünglich 35 und am Ende 24 kaum noch regimentsstarken Divisionen der Heeresgruppe Kurland seit Ende Oktober 1944 in sechs schweren Angriffsschlachten gegen die erste, zweite und dritte baltische Front der Russen unter der Führung der Generale Bagramian, Jeremenkow und Maslennikow mit nur unwesentlichen Geländeverlusten behauptet. Und die Angehörigen dieser Divisionen waren überzeugt, auch die drohende siebte Kurlandschlacht noch einmal durchstehen zu können, obwohl die Russen ihnen in den Tagen der Kapitulation mit 101 Schützendivisionen, zwei Panzerkorps, einem motorisierten Korps und 18 selbständigen Panzerverbänden gegenüberstanden. Sie hatten gerade die vierte Kurlandschlacht im Raum von Prekula südostwärts Libau geschlagen, als in der zweiten Januarhälfte 1945 der Einbruch der sowjetischen Armeen nach Ostdeutschland begann. Die deutschen Wehrmachtsberichte hatten am 28. Januar den erfolgreichen Abschluss dieser Schlacht gemeldet, ohne mitzuteilen, welchen Sinn dieser Erfolg haben sollte, während die Bevölkerung in Ostpreussen, an der Warthe und in Schlesien in Schnee und Eiseskälte floh und fürchterliche Verluste erlitt. Der Wehrmachtsbericht hatte auch das erfolgreiche Ende der fünften Kurlandschlacht im Raum von Prekula am 27. Februar gemeldet und schliesslich über das ebenso erfolgreiche Ende der sechsten Kurlandschlacht am 26. März be-

richtet, während Shukow, Konjew und Rokossowski an Oder und Neisse schon zum letzten Sturm rüsteten. Aber der Wehrmachtsbericht stellte und beantwortete niemals die Frage nach dem Sinn des Geschehens.

Die Heeresgruppe Kurland hatte auch trotz der Schiffsraumnöte und der Materialnöte an der Ostfront nicht an ausgesprochenen Mängeln gelitten. Sie musste wohl sparen. Aber sie war auf Hitlers Befehl hinreichend versorgt worden. Sie hatte über angemessene Vorräte an Munition, Waffen, Fahrzeugen, Geräten und Verpflegung verfügt. Und in Libau waren immer grössere Vorräte gelagert worden, da Libau gemäss einem Befehl Hitlers auf jeden Fall gehalten werden sollte, wenn die übrige Front zerbrach.

Die lettische Bevölkerung hatte den Kampf der Deutschen mit allen Kräften unterstützt. Lettische Regimenter kämpften mit Todesmut, und lettische Bauern brachten auf ihren Fahrzeugen die Versorgungsgüter zur deutschen Front. Auch die Letten waren von Hitlers Politik im Osten enttäuscht und in wachsende Bitterkeit gestürzt worden. Sie hatten von den Deutschen Befreiung erwartet und dafür koloniale Verwaltungsmethoden erlebt. Aber sie standen wie alle kleinen Völker des Ostens vor der tragischen Wahl zwischen zwei Übeln und wählten in ihrer Masse das geringere, das für sie bei den Deutschen zu liegen schien.

Wahrscheinlich hatten sich einzelne unter den deutschen Offizieren und Soldaten in Kurland, vor allem unter den verschiedenen Befehlshabern und Stabsoffizieren, die einen grösseren Überblick besassen, die Frage nach dem Sinn ihres Kampfes vorgelegt. Sie hatten ausser dem verlegenen Vorwand von der „Bindung feindlicher Kräfte" keine Antwort gefunden. Vielleicht sahen sie klar, dass auch hier die Geschichte einmal die Verantwortlichkeit wägen und danach fragen würde, ob deutsche Befehlshaber in Kurland gegen den Willen Hitlers, getreu der Stimme der Vernunft und ihres Gewissens den Durchbruch in die Heimat hätten befehlen müssen. Aber die Geschichte würde sich wie im Falle des Ausbruchs aus Ostpreussen die Gegenfrage stellen müssen, ob nicht wiederum die jüngeren, mittleren und unteren Führer ihren Be-

fehlshabern den Gehorsam versagt hätten, sobald ihnen klar wurde, dass sie gegen Hitlers Befehl handeln sollten. Die Historiker würden sich daran erinnern müssen, dass der Militärbefehlshaber in Frankreich, General v. Stülpnagel, am 20. Juli 1944 den eigenen Truppen sein Vorgehen gegen SS und SD dadurch verständlich gemacht hatte, dass er ihnen sagen liess, Hitler sei durch die SS beseitigt worden. Den wirklichen Grund des Aufstandes hatte er ihnen nicht zu sagen gewagt. Schliesslich aber müssten sie sich im Falle Kurland die Frage stellen, ob ein Durchbruch überhaupt noch möglich gewesen wäre. Man würde dann wahrscheinlich feststellen, dass eine solche Möglichkeit seit dem Ende der ersten Kurlandschlacht nicht mehr gegeben war, und dass nachher die Kräfte in Kurland wohl zu erfolgreichen Abwehrkämpfen, aber nicht mehr zum Durchbruch durch zwei Fronten bis nach Ostpreussen gereicht hätten. Völlig ausgeschlossen wurde ein solcher Durchbruch von dem Augenblick an, in dem die sowjetischen Angriffswogen über Ostpreussen zusammenschlugen.

Diese Zwangslage änderte natürlich nichts an der Antwort auf die Frage nach dem Sinn der Kurlandschlachten. Diese Antwort konnte nur verneinend lauten.

Aber hinter ihr stand auch kein Ausweg. Denn wenn schon die Masse der Heeresgruppe schwerlich einem Befehl zum Durchbruch nach Westen und zum Ungehorsam gegen Hitler gefolgt wäre – niemals hätte sie einem Befehl gehorcht, der den als sinnlos erkannten Kampf durch eine Kapitulation gegenüber den Russen beendet hätte, bevor nicht alle Mittel erschöpft waren oder Hitlers persönlicher Befehl dazu vorlag oder das allgemeine Ende Deutschlands gekommen war, das sie nun zur Kapitulation zwang.

Der Weg zu einer Verschiffung über die Ostsee aber hatte sich seit Januar/Februar 1945 in der Tat als unmöglich erwiesen, weil die Schiffe nur die waffenlosen Menschen hätten transportieren können. So war es mit einer Panzer-Division, einer motorisierten Division und acht Infanterie-Divisionen geschehen. Als „Schattendivisionen" ohne schwere Waffen wa-

ren sie nach ihrer Ankunft in der Heimat in den Kampf geworfen worden und hatten ein noch schlimmeres Ende gefunden, als es ihnen wahrscheinlich in Kurland beschieden worden wäre.

So hatte die Heeresgruppe Kurland unter wechselnden Oberbefehlshabern weitergekämpft bis zum Tage der Kapitulation, der nun heraufgezogen war.

Auf Schörner, der sich, bevor Hitler ihn im Januar nach Schlesien versetzte, den Namen des „Gendarms von Kurland" verdient hatte, war am 25. Januar Rendulic gefolgt, der schon einen Tag später nach Ostpreussen fliegen und die Heeresgruppe Nord übernehmen musste. Er hatte, seiner Art entsprechend, am 25. Januar eben begonnen, für seine persönliche Bequemlichkeit zu sorgen, als er abberufen worden war. An seine Stelle war, von Italien kommend, Generaloberst v. Vietinghoff-Scheel getreten, ein gebildeter, schlichter Mann, der es verstand, Menschen mit dem Herzen anzusprechen. Nichts konnte ihn besser charakterisieren als eine kleine Szene, die sich zwischen ihm und dem Ia der Heeresgruppe, einem Oberst, ereignete. Der Oberst hatte versucht, das Schörner- sche Erbe zu wahren und erschien wegen der Teilnahme an der Erschiessung eines Soldaten zu spät zum Mittagessen.

„Herr Generaloberst", entschuldigte er sich, „verzeihen Sie, dass ich zu spät komme. Ich war dienstlich verhindert. Ich habe einen Schweinehund ins Jenseits befördert." Vietinghoff-Scheel sah nur kurz zu ihm auf und sagte: „Solche Dinge liebe ich nicht", und sein Blick liess den Oberst erröten und verwirrt verstummen.

Rund vier Wochen später war Rendulic aus Ostpreussen zurückgekehrt und v. Vietinghoff-Scheel kehrte im Zuge der hektischen Auswechslung von Befehlshabern nach Italien zurück. Rendulic gewann auch hier kein Verhältnis zu seinen Soldaten. Er setzte ohne Rücksicht auf das, was ringsum geschah, sein Bemühen fort, einen möglichst hohen Lebensstandard zu halten. Er liess sich in dem Fischmeisterhaus des

Schlosses Pelci bei Goldingen, in dem der Stab der Heeresgruppe Kurland lebte und arbeitete, ein Klubzimmer und ein Speisezimmer ausbauen. Er trug Sorge für ein Kino, für Reitpferde und für einen hohen Splitterschutz, der rings um sein Haus aufgerichtet werden musste. Alle diese Arbeiten waren gerade vollendet, als Hitler ihn von Kurland nach dem Südosten versetzte. An seine Stelle trat dann der bisherige Oberbefehlshaber der 16. Armee in Kurland, General der Infanterie Hilpert, vielleicht der sympathischste und aufrechteste unter allen Befehlshabern in Kurland, ein Mann, der Rendulic' Bauten wieder einreissen liess und in einen Bunker zog. Er war ein einfacher, anständiger, zurückhaltender, von seinen Soldaten verehrter Offizier, der gleichzeitig von Güte und Energie erfüllt war. Wenn man unter den Fanatikern oft die Ansicht hörte, dass Schörner der Mann gewesen sei, der die unerschütterliche Widerstandskraft der Kurlandarmee geschaffen habe, so irrte man sich. Ein Mann wie Hilpert genoss ohne Terror grösseres Ansehen und grössere, weil echtere Macht über seine Männer. Auch versuchte er nicht, sich durch Flucht zu retten, sondern ging mit ihnen in die Gefangenschaft.

Am 7. Mai erhielt Hilpert den allgemeinen Befehl der Regierung Dönitz zur Kapitulation.

In den vorausgegangenen Tagen war in der Tat versucht worden, die Heeresgruppe Kurland unter Zurücklassung aller Fahrzeuge und aller schweren Waffen über See nach Deutschland zu transportieren. General Foertsch hatte von seinem Flug nach Flensburg am 3. Mai die Ausführungspläne mitgebracht. Alle verfügbaren Schiffe in der Ostsee sollten Libau und Windau anlaufen, und im Verlauf der letzten Kriegstage zuerst die 18. Armee und dann die 16. Armee, die den Rückzug decken sollte, abtransportieren. Die einzelnen Absetzbewegungen waren festgelegt. Foertsch brachte auch die Nachricht von Dönitz' Bemühen, mit den Westmächten zu einem Sonderfrieden zu gelangen, im Osten aber möglichst lange Widerstand zu leisten. Ferner teilte er mit, dass in den deutschen Häfen nicht mehr genügend Kohlen' gelagert seien, um die grossen Schiffe

für die Kurlandfahrt zu versorgen. Es seien aber über den Brigadeführer Schellenberg Verhandlungen mit Schweden im Gange, um von dort die notwendigen Kohlenlieferungen zu erhalten.

Auf Grund dieser Meldungen entstanden die geheimen, mündlich weitergegebenen Weisungen, von denen der Brief des Hauptmanns Breuninger sprach. Eine erste Zurücknahme vorderster Frontteile war eingeleitet, als aus Flensburg ein Funkspruch eintraf, der besagte, dass Schweden die Auslieferung der Kohle ablehne.

Es entwickelte sich ein Austausch von Funksprüchen zwischen Pelci und Flensburg. Schweden beharrte jedoch bei seiner Weigerung, so dass Dönitz' Bemühen, möglichst viele Soldaten der Ostarmeen vor der sowjetischen Kriegsgefangenschaft zu bewahren, im Falle Kurland scheiterte. Der Kriegsmarine blieb nichts anderes übrig, als die kleineren Schiffe, die noch über Treibstoff verfügten, nach Libau und Windau zu entsenden, um dort wenigstens einen Teil der Kurlandarmeen an Bord zu nehmen. Es kam daraufhin noch einmal, diesmal in Libau, zu einer Besprechung zwischen Foertsch und Offizieren der Kriegsmarine, die, den Transportschiffen auf Schnellbooten vorauslaufend, nach dort gekommen waren. Es ergab sich, dass die vorhandenen Schiffe bei einer Räumung Kurlands nur die rückwärtigen Dienste und kleine Teile der Fronttruppen hätten an Bord nehmen können, während die Masse der Frontsoldaten, die den Abtransport am meisten verdient hätte, zurückbleiben musste. So verfiel man auf die Lösung, über die auch jener Hauptmann Breuninger am 8. Mai seinem Vater schrieb. Man rettete die Verwundeten, die Heeresgruppenreserve und von allen Divisionen eine kleine Gruppe von Soldaten. Für die übrigen bedeutete diese Lösung die Verurteilung zur Gefangenschaft.

Es waren Minensuchboote, Prähme, Räumboote, Fischkutter, Tender, Segelschiffe und Schnellboote, die am Nachmittag des 8. Mai in Libau 20'000 und in Windau 7000 Soldaten und Verwundete an Bord nahmen. Das letzte Schiff verliess Libau

gegen 20 Uhr. Im weiteren Vorhafen bildeten sich drei Geleitzüge, die dann kurz vor 21 Uhr endgültig Libau verliessen. Der südlichste Geleitzug wurde noch lange von russischen Fliegern angegriffen.

Erst als die Geleite fertig zum Auslaufen dalagen, zerbrach für einige Stunden in Libau und Windau und an verschiedenen anderen Stellen der Küste die Disziplin. Die Furcht vor der Gefangenschaft und die Sehnsucht nach der Heimat trieb Tausende von Soldaten und Offizieren auf Flösse und kleine Boote. Ein Teil von ihnen erreichte noch die Geleite und wurde an Bord genommen. Ein anderer entkam nach Schweden. Die übrigen gingen in der Ostsee unter und blieben verschollen.

Zusammen mit den Schiffen waren, aus Norwegen kommend, 35 Junkersflugzeuge „Ju 52" in Grobin gelandet, um Verwundete zu bergen. 32 von ihnen fielen im Laufe des Nachmittags sowjetischen Jägern zum Opfer. Nur drei gelangten glücklich nach Deutschland. Die wenigen deutschen Flieger, die zuletzt noch in Kurland stationiert waren, versuchten ebenfalls, Deutschland zu erreichen. Obwohl diese Flugzeuge den Generalen und Stabsoffizieren der Heeresgruppe Kurland zum Mitflug offengestanden hätten, nützte nur einer, der Kommandeur der 6. Flakdivision, diese Möglichkeit. An Bord der Schiffe fuhren nur die Kommandeure der il. Infanteriedivision und der 14. Panzerdivision mit ihren Truppen in die Heimat. Alle anderen blieben zurück und gingen mit ihren Truppen in russische Gefangenschaft, bis auf einige, die wie der SS-Obergruppenführer Krüger, der im Anschluss an das Januar-Debakel an der Oder nach Kurland versetzt worden war, ihrem Leben ein Ende machten.

Hilpert, die Oberbefehlshaber der 16. und 18. Armee und alle Kommandierenden Generale hatten diesen Weg als erste beschritten. Hilpert hatte sich am 7. Mai mit den Russen funktelegrafisch in Verbindung gesetzt und ihnen die Kapitulation der Heeresgruppe Kurland angeboten. Die Russen forderten, dass Hilpert sich mit den genannten anderen Befehlshabern in ihre Hand begäbe, bevor sie ihre Kapitulationsbedingungen

mitteilten. Zur Einleitung der Verhandlungen stimmten sie zunächst einer Waffenruhe auf einer Frontbreite von drei Divisionen zu.

Still und beherrscht, so, wie er gelebt hatte, fuhr Hilpert mit den anderen Generalen im Kraftwagen mit weisser Flagge zur russischen Front hinüber. Zurück blieb sein Chef des Stabes, General Foertsch, der die Führung der Heeresgruppe für die letzten Tage übernahm. Auch Foertsch war ein bescheidener Mann ohne persönliche Ansprüche, ein unermüdlicher und gewissenhafter Arbeiter. Aber er war sensibel, eher gefühlvoll als energisch. Das längere Abreissen jeder Nachrichtenverbindung zu seiner Familie in Deutschland hatte ihn bereits innerlich erschüttert.

Um so mehr gab er sich noch einigen Wunschträumen hin, die nicht der Wirklichkeit entsprachen, die aber auch in den Herzen zahlreicher Soldaten lebten. Sie glaubten, wegen ihres tapferen Kampfes auf eine besondere Behandlung rechnen zu dürfen und hofften in der Stille, dass sie vielleicht doch bald in die Heimat entlassen werden würden. Foertsch hegte ähnliche Hoffnungen und liess sich noch am 8. Mai einen motorisierten, beweglichen Arbeitsstab zusammenstellen. Er dachte daran, dass die ganze Heeresgruppe zu einem Arbeitseinsatz in Russland oder Polen verwendet werde, und dass sie dabei geschlossen geführt werden müsse. Sicherlich spielte dabei auch für ihn die Unmöglichkeit eine Rolle, sich vorzustellen, dass das Dasein als Offizier und General plötzlich und unwiderruflich ein Ende haben sollte.

Unterdessen begab sich der General Rauser im Auftrag von Foertsch zu den Russen, um die Kapitulationsbedingungen in Empfang zu nehmen. Rauser war ein harter und stolzer Mann, der noch viel Überwindung brauchte, um dieses Ende zu begreifen. Er erklärte den Russen, die ihn in ihrer Unberechenbarkeit und in der Freude über den Abschluss des Krieges mit „Kammrad" begrüssten und ihm zu rauchen anboten, er sei nicht als Freund gekommen, sondern lediglich, weil er dazu befohlen worden sei. Sechs Stunden wurde über die Kapitulationsbedingungen verhandelt. Aber Rauser erklärte sie für unerfüllbar und weigerte sich, damit nach Pelci zurückzukehren.

Die Russen erklärten daraufhin tatsächlich, dass sie in Moskau neue Weisungen einholen würden. Dies dauerte bis tief in die Nacht vom 8. zum 9. Mai. Die Bedingungen wurden dann gemildert, und Rauser traf am Morgen wieder in Pelci ein.

Zu diesem Zeitpunkt lagen dort schon Meldungen über das Verhalten der Russen gegenüber den deutschen Fronteinheiten vor. Am 8. Mai war es auf deutscher Seite zu einigen Irrtümern bei der Aufnahme bzw. Weitergabe von Funksprüchen gekommen. Die funktelegrafische Vereinbarung, nach der die Waffenruhe zunächst nur für einen Teil der Front Gültigkeit haben sollte, war falsch weitergegeben worden. Deutsche Truppen hatten an zahlreichen anderen Stellen der Front das Feuer eingestellt und hatten dann durch die weiter angreifenden Russen noch Verluste erlitten. Erst langsam waren die Kämpfe abgeflaut. Und seit der Nacht marschierten russische Truppen überall nach Kurland hinein. Sie kümmerten sich zunächst wenig um die einzelnen deutschen Truppenteile, sondern interessierten sich nur für Uhren, Ringe und anderen Schmuck. Fahrzeuge und Unterkünfte wurden geplündert und dabei wertvolle Funkgeräte, Radioapparate und ärztliche Einrichtungen einfach zerschlagen. Nach den Bestandslisten, die überall vorbereitet worden waren, wurde nicht gefragt. Die meisten russischen Soldaten waren betrunken und riefen den Deutschen, noch während sie plünderten und ihnen die Uhren abnahmen, zu: „Woina kaputt, skorro domoi!" (Der Krieg ist zu Ende, bald geht es nach Hause!) Sie dachten dabei wahrscheinlich an sich selbst, nährten aber damit neue Illusionen bei den Deutschen. Da die Russen sich auch am Vormittag des 9. Mai nicht um die umherliegenden deutschen Verbände kümmerten, versuchten viele von diesen, von sich aus in Richtung Deutschland abzumarschieren. Sie kamen auf diese Weise zum Teil bis Memel oder sogar bis Insterburg in Ostpreussen. Dort wurden ihre Motorkolonnen jedoch aufgehalten und zurückgejagt.

Erst am Nachmittag des 9. Mai kam etwas Ordnung in die unübersichtliche Lage. Auf Sammelplätzen wurden die deutschen Offiziere von den Soldaten getrennt. Die russischen

Hilfswilligen, die nicht versucht hatten, zu fliehen oder sich zu verstecken, sondern bei den deutschen Einheiten geblieben waren, wurden an besonderen Plätzen gesammelt. Russische Offiziere hielten Ansprachen und versicherten den Deutschen ehrenvolle Behandlung und ausreichende Verpflegung. Dann begann der Marsch der Deutschen in die Sammellager. Auf dem Marsch wurden viele von ihnen noch ihrer letzten Habe beraubt.

Unterdessen war auch ein russisches Übergabekommando beim Stab der Heeresgruppe in Pelci erschienen. Foertsch hatte ihnen im Fischmeisterhaus zum Empfang ein Frühstück herrichten lassen. Aber die Russen beachteten seine Vorbereitungen nicht. Sie rückten wohl ihre Mützen in den Nacken und nahmen sich stehend vom gedeckten Tisch dies und jenes, was ihnen gerade gefiel. Dann aber schoben sie einfach mit den Armen Gedecke, Gläser und Platten beiseite und begannen mit der Vernehmung der Deutschen.

Foertsch brach innerlich zusammen.

Bis zum 10. Mai lebte der Stab der Heeresgruppe noch in verhältnismässiger Freiheit. Dann wurde auch er im Schloss interniert und zwei Tage später, am Vormittag des 12. Mai, nach Riga-Schlock gefahren, wo bereits der grösste Teil der Kurland-Offiziere unter der Aufsicht der NKWD versammelt war. Der Stab wurde in Autobussen an endlosen Zügen deutscher Gefangener vorbeigeführt, an Kolonnen russischer Hilfswilliger, die noch deutsche Uniformen trugen und wie eine Viehherde dahingetrieben wurden. Sie kamen an den ersten Mannschaftslagern vorbei und sahen die deutschen Soldaten mit geschorenen Köpfen unter freiem Himmel hinter Stacheldraht. Da gaben sie ihre Illusionen auf.

Am 23. Mai 1945 war das grosse Sammeln der Deutschen abgeschlossen, und wenige Tage später begann der Weitermarsch nach Osten, den Ausläufern des Waldai-Gebirges entgegen, wo inmitten sumpfiger Wälder die Lager abgesteckt waren, welche die Soldaten der Heeresgruppe Kurland aufnehmen sollten. 180’000 Deutsche hielten hier ihren Einzug. Auf sie wartete das Leid, der tausendfache Tod und das lange

Schweigen, – und in wachsendem Masse die quälende Frage: was war der Sinn?

Am gleichen 23. Mai, an dem jenes „Sammeln" der deutschen Kriegsgefangenen in Kurland abgeschlossen war, ging in Flensburg die Frist, die einem kurzen Weiterleben der Regierung Dönitz sozusagen am Rande des Zusammenbruchs gesetzt worden war, zu Ende.

Am 9. Mai, am Tage der Gesamtkapitulation, hatte Dönitz vor dem Entschluss gestanden, seiner schattenhaften Regierung selbst ein Ende zu machen. Der Auftrag zur Beendigung des Krieges war erfüllt. Eine wachsende Resignation, die ihn seit den Kapitulationsverhandlungen mit Eisenhower erfüllte, sagte ihm, dass seine Regierung nur zu leicht eine würdelose Farce werden könne.

Aber noch einmal trat Schwerins legalistischer Geist auf den Plan. Auch Schwerins Vorstellungen und Hoffnungen hatten durch die Ereignisse bei den Kapitulationsverhandlungen schwere Schläge erlitten. Aber seine staats- und völkerrechtlichen Überzeugungen, die er sich durch die Jahre seiner Ministerzeit, in denen Recht durch Macht ersetzt worden war, gewahrt hatte, liessen ihn erklären, Dönitz sei mit der Ernennung durch Hitler legales Staatsoberhaupt geworden. Dieses juristische Faktum werde durch den zeitweiligen Verlust der Souveränität nicht berührt. Ein Rücktritt des Staatsoberhauptes sei nur bei gleichzeitiger Ernennung eines Nachfolgers möglich. Bei Unterbleiben dieser Massnahme werde es verfassungsgemäss der Präsident des Reichsgerichts. Ein Erlöschen der Funktion des Staatsoberhauptes sei daher rechtlich ausgeschlossen. Damit erübrige sich jede Erörterung eines freiwilligen Rücktritts.

Allerdings, Schwerin verfügte auch über andere Argumente, die sich nicht wie groteske Konstruktionen in einem staatsrechtlich mehr oder weniger leeren Raum ausnahmen, in dem Hitlers Herrschaft der Macht soeben zusammengebrochen war und die Sieger in mehr oder weniger grossem Umfang den Lockungen der Macht erlagen.

Schwerin wies darauf hin, dass Dönitz in den Tagen des

Übergangs deutscherseits ein Garant der Ordnung bleiben müsse, solange man ihm die Möglichkeit dazu nicht nehme. Er wies darauf hin, dass Dönitz nicht um irgendwelcher Ehrbegriffe willen, die durch eine gewaltsame Beseitigung seiner Regierung verletzt werden könnten, zurücktreten könne. Er dürfe nicht von sich aus die Möglichkeit verbauen, dass Deutschland eine eigene Regierung behalte, die mit ihrer Kenntnis der deutschen Verhältnisse dazu beitragen könne, die „Gefahren des Chaos und des Hungers" zu überwinden. Dönitz wurde ferner darauf hingewiesen, dass die Gegner selbst Interesse am Verbleib der Regierung haben könnten, um sich der Verantwortung für die kommenden schweren Zeiten zu entziehen und dass ausserdem ja eine politische Lage denkbar bleibe, in der ein Restdeutschland mit einer eigenen Regierung erwünscht bleibe.

Schwerins Verhalten erinnerte an das Verhalten eines Mannes, der selbst in völliger Dunkelheit lebte, aber ausserhalb dieser Dunkelheit eine Macht wusste, die absolute Gewalt über ihn hatte und der nun bemüht war, mit den verschiedensten Argumenten und Vermutungen Chancen für sein eigenes Weiterleben zu konstruieren. Aber so sehr er im Dunkeln argumentierte, – er hatte nicht völlig unrecht. Hätte er gewusst, dass Churchill – wiederum in der ahnenden Erkenntnis der bisher hintergründigen, nun aber in den Vordergrund rückenden expansiven sowjetischen Macht – den Gedanken erwog, eine deutsche Regierung am Leben zu erhalten, so wären seine Hoffnungen wahrscheinlich ins Uferlose gewachsen.

Schwerin besass offenbar den stärksten Einfluss auf Dönitz. Aber auch Speer und Jodl trugen dazu bei, dass Dönitz sich entschloss, seine Schattenregierung nicht selbst aufzulösen. Speer argumentierte mit der Pflicht gegenüber den Deutschen, sich auf jeden Fall bereitzuhalten, um zu einer Ordnung des deutschen Lebens beizutragen, solange und sofern man dazu die Möglichkeit erhielt. Jodls Gedanken dagegen kreisten unentwegt um den Gegensatz zwischen Ost und West. Die für ihn entehrenden Erlebnisse in Reims und der Trotz, der dort in ihm

wachgerufen worden war, bewogen ihn erst recht dazu, den Gedanken des Ausbruchs der Gegensätze zwischen Ost und West zu pflegen und die Weiterexistenz der Regierung zu fordern, da es ihre Pflicht sei, sich nicht freiwillig der Chance zu berauben, beim Ausbruch dieser Gegensätze Deutschland zu vertreten.

In seiner steifen, starren Art setzte er die täglichen Lagebesprechungen des Oberkommandos der Wehrmacht fort und entwickelte täglich von neuem den Gedanken des zukünftigen Kampfes zwischen der Sowjetunion und den West-Alliierten. Auch er argumentierte aus dem Dunkel heraus und als Gefangener eines Vorstellungserbes, das ihm Hitler und der Kreis um Hitler hinterlassen hatte. Das Charakteristische auch an ihm war, dass er sich in vielem irrte, vor allem in dem Termin für diese Auseinandersetzung, dass er aber im grundsätzlichen bei allem irreführenden Trotz, bei allen Ressentiments, die ihn erfüllten, in der Unvermeidlichkeit der kommenden Gegensätze richtig sah.

Die Verhältnisse in Flensburg blieben unklar. Dönitz, seine Regierung und die Reste des OKW behielten zunächst Bewegungsfreiheit in einem kleinen Raum um Flensburg und Mürwick. In dieser Enklave wechselten Hoffnungen und Illusionen mit Stimmungen der Resignation. Am 10. Mai traf eine „Alliierte Kontrollkommission" in Flensburg ein, welche die Durchführung der Kapitulationsbedingungen überwachen sollte. Sie stand unter der Führung des amerikanischen Generals Rooks und des englischen Brigadegenerals Ford. Die Kommission nahm Wohnung auf dem im Flensburger Hafen liegenden Motorschiff „Patria".

Das gegenseitige Verhältnis war korrekt. Aber jedes Wort, das Rooks oder Ford sprachen, wurde von Schwerin auf die Goldwaage gelegt und tausendmal auf Anzeichen dafür geprüft, dass man auf alliierter Seite bereit sei, die Dönitz-Regierung anzuerkennen und mit ihr zusammenzuarbeiten. Er drängte ebenso wie Jodl auf eine aktive Zusammenarbeit, während aber letzterer dazu riet, in immer neuen Denkschriften auf die sowjetische Gefahr hinzuweisen, dachte Schwerin mehr an die praktischen Probleme des Augenblicks.

Er liess eine Denkschrift über die deutsche Ernährungslage und über die Möglichkeiten, eine Hungersnot zu vermeiden, ausarbeiten. Diese Denkschrift wurde Rooks überreicht. Die Tatsache, dass er sie nicht ohne Interesse zur Kenntnis nahm, erregte ebensoviele Hoffnungen wie die zweite Tatsache, dass der geschäftsführende Minister für Ernährung und Landwirtschaft, Backe, nach Reims beordert wurde. Erst später wurde bekannt, dass Backe nach seiner Ankunft in Reims von den Amerikanern verhaftet und in ein Lager bei Luxemburg überführt worden war.

Schwerins Hoffnungen fanden weitere Nahrung in der Tatsache, dass Rooks und Ford sich eingehend mit Dr. Dorpmüller unterhielten. Der 73jährige, der eben erst eine schwere Operation überstanden hatte, garantierte der Kontrollkommission, dass er innerhalb von sechs Wochen den Verkehr in Deutschland wieder in Ordnung bringen werde, sofern man ihn frei arbeiten lasse. Dorpmüller wurde ein Sanitätsflugzeug zur Verfügung gestellt, das ihn in Begleitung von zwei Ärzten nach Paris brachte. Er kehrte auch von dort mit dem Auftrag zurück, den Wiederaufbau des deutschen Eisenbahnverkehrs in der englischen und französischen Besatzungszone (nicht in der amerikanischen) zu übernehmen. Dorpmüller erkrankte jedoch gleich nach seiner Rückkehr und starb. Schwerin verfolgte die ausländischen Zeitungen, die er jetzt häufiger erhielt, und schloss aus ihren Berichten sowie aus der Tatsache, dass die Amerikaner Dr. Dorpmüller nicht anerkannt hatten, darauf, dass die Ansichten der Sieger über die Regierung Dönitz geteilt seien, dass es aber zumindest englischerseits Kräfte gäbe, welche sich für sie einsetzten. Er wusste nicht, dass diese Kräfte bereits wieder den Rückzug antraten, dass sie wieder vor dem amerikanischen und sowjetischen Übergewicht kapitulierten.

Er begriff langsam etwas von der Bedeutung der allbeherrschenden Woge des Hasses und des Abscheues, welche durch die Entdeckung der Konzentrationslager neue Nahrung erfahren hatte, als er die englischen und amerikanischen Presseberichte über diese Entdeckung las. Man durfte ihm ebenso wie

Dönitz glauben, dass beider tatsächliche Kenntnis von den Verhältnissen in den Konzentrationslagern eine sehr dürftige gewesen war und dass sie angesichts der Berichte in der Weltpresse zuerst annahmen, es handle sich um eine Wiederholung der Greuelnachrichten des ersten Weltkrieges, die niemals vergessen worden waren und immer ihre Rolle in den deutschen Argumenten gegen die Kriegsschuld am ersten Weltkrieg gespielt hatten.

Der Ernst der Meldungen wurde jedoch klar, als in Mürwick ein Schiff eintraf, von dem die Bewachungsmannschaften geflohen waren, und in dessen Laderäumen weit über tausend Konzentrationslagerhäftlinge eingesperrt waren, von denen die Hälfte bereits an Hunger gestorben war. Erregt bedrängte Schwerin Dönitz, sofort eine Verordnung auszuarbeiten, welche die Verurteilung der Konzentrationslagerverbrechen zum Gegenstand hatte. Man durfte Schwerin die Empörung des bürgerlichen Menschen glauben, der vielleicht zum erstenmal entdeckte, welchem Regime er tatsächlich gedient hatte. Und er hatte auch recht, wenn er in seiner Verordnung feststellte, dass die Masse der Deutschen von diesen Verbrechen nichts gewusst habe, sie ablehne und die Bestrafung der Schuldigen fordern werde. In der Verordnung wurde ein Reichsgerichtshof ermächtigt, in erster und letzter Instanz über alle diejenigen zu urteilen, die an den Konzentrationslagerverbrechen beteiligt gewesen seien. Schwerin trug Sorge, dass diese Verordnung Eisenhower übersandt wurde. Und es war dann wieder ein Zeichen für die Irrealität seiner Vorstellungen, wenn er Tag für Tag auf eine Antwort hoffte und nicht verstand, dass diese ausblieb.

Die Erkenntnis der unerbittlichen Wirklichkeit, in der die westlichen Sieger auch den letzten Rest dessen, was von Hitlers Regime übriggeblieben war, aber darüber hinaus den letzten Rest deutscher Selbständigkeit zerstören wollten, um – von einer ebenfalls nur halben Erkenntnis der Wirklichkeit verführt – auf ihren Trümmern eine neue friedliche Welt zu errichten, schuf sich nur langsam Bahn. Vielleicht half dieser Erkenntnis die Tatsache weiter, dass Keitel plötzlich verhaftet

wurde? vielleicht auch die Nachricht, nach der Eisenhower erklärt hatte, dass Dönitz und seine Umgebung sich als Kriegsgefangene in vorläufiger Sonderbehandlung zu betrachten hätten.

Am 15. Mai traf der politische Berater des Generals Eisenhower in Flensburg ein, um die Legitimation Dönitz' als Staatsoberhaupt zu prüfen. Bei der Einleitung der Kapitulation hatte niemand daran gedacht, zu erklären, dass die entsprechenden Legitimationen nicht ausreichend seien. Jetzt betrachtete sie Murphy mit skeptischem Blick.

Zwei Tage darauf, am 17. Mai, traf der sowjetische General Trushkow mit seinem Stabe ein, um an der Kontrollkommission teilzunehmen. Noch einmal belebten sich die Illusionen derer, die von der Vorstellung der nahen Auseinandersetzung zwischen Ost und West beherrscht blieben. Sie beobachteten, dass ein spürbares Misstrauen zwischen den Russen, die auf dem Schiff, das sie hergebracht hatte, blieben, und Amerikanern und Engländern bestand. Aber das war nur ein letztes Aufflackern vor dem Ende. Und es schien auch, als bestehe dieses Misstrauen und eine vorsichtige, aber zielbewusste Zurückhaltung nur auf sowjetischer Seite, während Amerikaner und Engländer nur von harmloser, vertrauensseliger Neugier erfüllt schienen.

Am 23. Mai wurden Dönitz, Jodl und v. Friedeburg auf die „Patria" bestellt. Dönitz ahnte, dass dies das Ende war. General Rooks teilte in Gegenwart von Ford und Trushkow mit, das alliierte Hauptquartier habe ihm soeben den Befehl erteilt, alle Angehörigen der Dönitz-Regierung und des Oberkommandos der Wehrmacht zu verhaften. Nach Mittag kam das Ende. v. Friedeburg entleibte sich bei einem letzten Besuch in seiner Wohnung, der ihm gestattet worden war. Er hatte früher als die anderen das Ende kommen sehen, und sein Stolz verbot es ihm, sich den Würdelosigkeiten zu überantworten, die er kommen sah.

Rings um die Verwaltungsgebäude in Mürwick fuhr eine englische Panzerbrigade auf. Dazu erschien ein Bataillon englischer Militärpolizei. Es war wirklich ein Ende ohne Würde, mit Plünderung, Körpervisitation, erhobenen Armen und der Macht der Faust. Dann begann unter Bedeckung von Panzern

Flensburg und von dort in ein luxemburgisches Lager. Die Stätte, auf der Dönitz und seine Umgebung – zwischen irrigen, zugleich aber prophetisch richtigen Erkenntnissen und Voraussagen für die Zukunft stehend – die Kapitulation um 14 Tage überdauert hatten, blieb leer und verwüstet zurück.

NACHWORT

Dieses Buch ist die Fortsetzung des Bandes „Es begann an der Weichsel", worin die Tragödie des Zusammenbruchs in Ostdeutschland vom Januar 1945 bis zum März 1945 geschildert wurde. Es ist geschichtliche Wahrheit, soweit sich solche Wahrheit heute einem einzelnen Menschen erschliessen kann, der nach dieser Wahrheit sucht.

Auch dieses Buch stützt sich auf eine grosse Zahl von Dokumenten, die als Quellen verarbeitet wurden. Es sind mehr als tausend. Wiederum handelt es sich um gedruckte oder geschriebene Quellen, Bücher, Broschüren, Zeitungen und Flugblätter, Briefe, Tagebücher, eidesstattliche Erklärungen; schliesslich um ausführliche Erinnerungsberichte damals führender politischer und militärischer Persönlichkeiten sowie um stenografische Mitschriften von eingehenden Unterredungen des Verfassers oder seiner Mitarbeiter mit solchen Persönlichkeiten. Auch dieses neue Buch stützt sich, wie das genannte erste, im Wesentlichen auf ein neuartiges Quellenstudium, das den bis heute üblichen Voraussetzungen historischer Arbeit nicht entspricht, denn es handelt sich bei einem grossen Teil um Studien „am lebendigen Objekt", d. h. um das Befragen von Menschen, die als Wirtschaftler, als Soldaten, als Beamte oder als Parteifunktionäre Einfluss auf die Geschehnisse im Frühjahr 1945 oder aber Einblick in den Ablauf dieser Geschehnisse hatten.

Im Sturm des Kriegsendes wurden mit oder ohne Hitlers Willen zahllose Dokumente über die Geschichte und das Ende des Dritten Reiches vernichtet. Was erhalten blieb, wurde von den Besatzungsmächten beschlagnahmt. Vieles davon verschwand in den Nürnberger Archiven. Vieles wurde nach Übersee gebracht. So blieb kein anderer Weg als der, die noch lebenden Zeugen jener Tage unmittelbar zu befragen. Es ist

immer ein Grundsatz historischer Forschung gewesen, Abstand von den Dingen zu gewinnen, die zu behandeln sind. Je mehr Zeit jedoch heute verstreicht, um so lückenhafter und um so unzuverlässiger wird die Erinnerung der Überlebenden. So ergibt sich die Paradoxie, dass gerade der zunehmende Abstand das Bild der Wirklichkeit undeutlicher macht, anstatt es zu klären. Zumal bei Daten und bei Einzelheiten zeigen sich heute schon die Folgen eines nachlassenden Erinnerungsvermögens. Dies hat sich auch bei der vorliegenden Arbeit wieder in vielen Fällen erwiesen. Um nur ein Beispiel zu nennen, widersprechen sich sämtliche Berichte über die Ereignisse bei der Entlassung Guderians. Ähnliches gilt für andere Fälle. Es hat mühsam vergleichender Auswertung verschieden lautender Berichte bedurft, um Lücken zu schliessen und Widersprüche zu klären. Viele Überlebende der damaligen Ereignisse waren nur unter grosser Mühe dazu zu bewegen, Zeugnis abzulegen, vor allem viele Soldaten, die sich infolge der Behandlung, die ihnen nach 1945 zuteil wurde, voller Verbitterung abgeschlossen hatten und lange Zeit jede Aussage verweigerten, weil sie der Überzeugung waren, jede Aussage werde nur dazu benutzt, um sie und ihre Kameraden weiter zu diffamieren.

Auch für dieses Buch gilt das, was im Nachwort von „Es begann an der Weichsel" gesagt wurde: bei der Schilderung eines so weiträumigen und umfassenden Stoffes wäre es vermessen, wollte der Autor den Anspruch erheben, eine in jedem Punkte unanfechtbare und von allen Irrtümern freie Darstellung vorzulegen. Indes dürfte, aufs Ganze gesehen, die Zahl solcher Irrtümer sehr gering und an der Gesamtaufgabe gemessen überhaupt ohne Bedeutung sein. An dem, was das Buch als Ganzes sagen will, ändern sie nichts. Trotzdem wird es auch hier die Aufgabe der Überlebenden, die zu Lesern dieses Buches werden, sein, an der Aufklärung von Unklarheiten und an der Beseitigung von Irrtümern mitzuarbeiten.

Dieses Buch wird, wie das erste, Freunde finden unter allen denen, die in ihm entweder das Abbild ihrer eigenen Leiden

und die Erhellung von Hintergründen sehen, die ihnen damals unbekannt waren und bis heute unbekannt geblieben sind. Freunde auch unter allen denen, die wissen, dass sich geschichtliche Tatsachen nicht verbergen lassen, um eine vereinfachende Schwarzweissmalerei, eine bequeme Teilung der Völker in moralische und unmoralische einzuführen, oder um Doktrinen und Ressentiments aufrecht zu erhalten, die einfach nicht mehr aufrecht zu erhalten sind. Oder schliesslich, um der Erkenntnis einer Schuldhaftigkeit auszuweichen, die keineswegs nur auf einer Seite zu suchen ist.

Das Buch wird schliesslich wiederum Freunde finden unter denen, die erkannt haben, dass unterdrückte Wahrheiten schlimmer sind als offen eingestandene, weil sie untergründig weiterwirken und jene Erbitterung schaffen, die neue Glieder in der Kette des Unheils erzeugt. Aber auch dieses Buch wird seine Feinde finden, nicht nur in der Sowjetunion, sondern auch unter denen, die an den Entscheidungen von Casablanca, von Teheran, von Jalta und von Potsdam teilhatten und die tatsächlichen, ideologischen und propagandistischen Hintergründe für die Haltung der westlichen Alliierten vor und während der deutschen Kapitulation schufen. Die meisten von ihnen haben heute erkannt, dass sie damals in Illusionen oder in einem einseitigen Kreuzzugfanatismus befangen waren und allzu wenig von den Hintergründen der Ereignisse im Osten und zu wenig von der neuen Weltmacht Sowjetunion wussten oder aber – wissen wollten. Auch ihre Kenntnisse, ihre politische Weisheit, ihr Rechtsempfinden und ihr Gewissen hatten sehr, sehr deutliche Grenzen. Dieses zweite Buch wird vielleicht auch bei den Deutschen auf Vorbehalte stossen, die, über die Auswüchse, Irrtümer und Taten des Nationalsozialismus und vielleicht auch über ihr persönliches Schicksal während Hitlers Regierung verbittert, auch heute noch in ideologischer Befangenheit der nüchternen Einsicht ausweichen, dass die Farben der Wirklichkeit nicht nur schwarz und weiss sind.

Schliesslich wird es wiederum Leser geben, die darüber enttäuscht sein werden, dass sie nicht ganz das vorfinden, was sie

zu finden hofften, nachdem sie nach Kräften zur Sammlung der Quellen beitrugen. Sie werden verstehen müssen, dass ein Buch, das ein so grosses und umfassendes Geschehen behandelt, nicht zu sehr ins Einzelne gehen, nicht jede Stadt und jedes Dorf nennen kann, an dem Menschen hingen und in dem gelitten und gestorben wurde. Manche werden glauben, dass dem Ausmass des Entsetzens, das sie zum Beispiel in Berlin, in Mecklenburg, vor allem und über allem aber in Prag und in der Tschechoslowakei zu erdulden hatten, nicht Genüge geschehen sei. Manche werden erwarten, einzelne Gruppen Verantwortlicher auf deutscher Seite, aber auch auf der anderen Seite müssten eine völlige Verdammung finden. Andere werden verstimmt sein, weil an Persönlichkeiten, die sie schätzten, und über die sie Unterlagen lieferten, Kritik geübt wird.

Aber bei dem neuen Buch kann abermals nur wiederholt werden, was für das Buch „Es begann an der Weichsel“ gilt. Es wurde nicht geschrieben, um die eigene Unschuld zu beweisen und die Schuld der anderen zur eigenen Entlastung zu brandmarken. Es wurde auch nicht geschrieben, um neuen Hass zu erzeugen, sondern es wurde so wie das erste Buch geschrieben, um auf allen Seiten die Wahrheit zu finden, soweit dies schon heute und soweit es einem unvollkommenen Menschen überhaupt möglich ist, denn in der Wahrheit allein liegen die Lehren, die dieses Buch erteilen könnte – den deutschen, aber auch den anderen Völkern.

QUELLEN

Im Folgenden werden die wichtigsten Quellen angegeben, die für die Darstellung des historischen Ablaufs der Ereignisse vom 20. März 1945 bis zum Ende der Dönitz-Regierung am 23. Mai 1945 von Bedeutung sind.

Gedruckte oder hektographierte Quellen:

Bücher und Broschüren:

Boldt-Hepp, Die letzten Tage der Reichskanzlei, Hamburg-Stuttgart 1947.
Bernadotte, Folke, Das Ende, Zürich 1945.
Butcher, Harry, Drei Jahre mit Eisenhower, Zürich 1946.
Byrnes, J. F., In aller Offenheit, Frankfurt 1948.
Clay, Lucius D., Entscheidung in Deutschland, Frankfurt 1950.
Eisenhower, Dwight D., Invasion, Hamburg 1949.
Eisenhower, Dwight D., Kreuzzug in Europa, Amsterdam 1949.
Fritzsche, Hans, Hier spricht Hans Fritzsche, Zürich 1948.
Guillaume, A., Warum siegte die Rote Armee? Baden-Baden 1949.
Haider, Franz, Hitler als Feldherr, München 1949.
Hart, Liddell, Die Strategie einer Diktatur, Zürich 1949.
Koller, Karl, Der letzte Monat, Mannheim 1949.
Minz, I. I., Der grosse vaterländische Krieg der Sowjetunion, Berlin 1947.
Montgomery, Von El Alamein zum Sangro – Von der Normandie zur Ostsee, Hamburg 1949.
Nycop, Carl-Adam, Die grossen Kanonen, Zürich 1944.
Reichenberger, E. J., Ostdeutsche Passion, Düsseldorf 1948.
Rein, Heinz, „Finale Berlin“, Berlin 1949.
Riess, Curt, Joseph Goebbels, Baden-Baden 1949.
Roosevelt, Elliott, As he saw it, New York 1946.
Trevor-Roper, Hitlers letzte Tage, Zürich 1948.
v. Schenk, Rosenberg, St. Gallen 1947.
Sherwood, Robert E., Roosevelt und Hop, Hamburg 1950.
Shulman, Milton, Die Niederlage im Westen, Gütersloh 1949.
Stalin, J., Über den grossen vaterländischen Krieg der Sowjetunion, Moskau 1946.
Stephan, Werner, Joseph Goebbels, Dämon einer Diktatur, Stuttgart 1949.
Westphal, Siegfried, Heer in Fesseln, Bonn 1950.
Wogulow, Wladimir, Wie Ostdeutschland besetzt wurde und Berlin kapituliert hat.

Zeitschriften-Aufsätze, Zeitungen, Flugblätter usw.

Europa-Briefe, Die Nürnberger Aufzeichnungen des Admirals Dönitj (17.6.1950).
Flugblätter des Alliierten Oberkommandos, März/Mai 1945.
Franzei, Emil, Prag im Mai 1945, „Die Welt“, Hamburg, 3., 5. und 6. Mai 1950.
„Front und Heimat“ 1945.
Kircher, Rudolf, Statisten beim Jüngsten Gericht, „Die Weltwoche“, Zürich, 17. Jahrgang, Nummern 131/32.
Lüdde-Neurath, Walter, Sieben Tage Schattenregierung Dönitj, „Die Welt“, Hamburg, Mai 1949.
„Der Panzerbär“ 1945.

Simpson, Tranxis, „Befreiung“, Catholic Digest 1946.
„Der Völkische Beobachter“ 1945.
Wochenzeitung „Das Reich“ 1945.

Geschriebene Quellen und stenografische Mitschriften:

(Diese Arbeiten liegen als Manuskripte vor und sind Autor und Verlag dieses Buches von ihren Verfassern als Quellenmaterial zur Verfügung gestellt worden. Die Namen der Verfasser, deren Wohnsitz sich in der sowjetischen Besatzungszone Deutschlands befindet, sind auf Wunsch durch Sternchen ersetzt.)

Boeckh, Theodor, Die Kämpfe um den Masaryk-Bahnhof in Prag in den ersten Maitagen 1945.
Breitfeld, E. C., 1. Heerlager Böhmen März/April 1945. 2. Ereignisse in Prag 28.4.-5.5.1945. 3. Die Revolution in Kladno 5.5.-10.5. und 11.5-23.5.1945.
Cvikevicz, George, 1. Die Wlassow-Armee. 2. Der Aufstand in Prag. 3. Das Ende Wlassows.
Deutsches Büro für Friedensfragen, Dokumente der Greuel während des tschechischen Aufstandes.
Eismann, Hans-Georg, Als Ia der Heeresgruppe Weichsel unter Himmler und Heinrici in Pommern und Mecklenburg.
v. Freytag-Loringhoven, Bernd, 1. Die Schlacht um Berlin. 2. Ereignisse und Gestalten im Bereich der Ostfront 1944/45.
Göttinger Arbeitskreis, Dokumente der Menschlichkeit.
Guderian, Heinz, Ereignisse an der Ostfront, im Oberkommando des Heeres und Führerhauptquartier Juni 1944 bis 28. März 1945.
Heinrici, Gotthard, 1. Übernahme der Heeresgruppe Weichsel am 20. März 1945. 2. Die Abwehrvorbereitungen an der Oder. 3. Die sowjetische Offensive über die Oder am 16. April 1945. 4. Der Zerstörungsbefehl „Tote Erde“. 5. Die Heeresgruppe Weichsel und der Kampf um Berlin. 6. Die Kämpfe der 3. Pz-Armee, 21. und 9. Armee bis zur Ablösung Heinricis.
Hilfswerk der Evangelischen Kirchen in Deutschland, 1. Dokumente und Erlebnisberichte über die Ereignisse westlich der Oder und Neisse im Frühjahr 1945. 2. Eidesstattliche Erklärungen über Ereignisse und Erlebnisse während des tschechischen Aufstandes und der Vertreibung der Deutschen aus der Tschechoslowakei.
Konrad, Joachim, Die Einflussnahme der Kirchen auf die Übergabe von Breslau im Mai 1945.
Kroemer-Pecoroni, Walter, 1. Sammlung von Berichten und Dokumenten aus der Schlacht um Berlin. 2. Die Kämpfe des Panzerkorps Weidling und der Panzerdivision „Müncheberg“ an der Oder und in Berlin vom April bis Mai 1945.
v. Lenski, Dietrich, Erlebnisse und Gestalten in Kurland (Schörner, Rendulic, Model).
Lüdecke, Otto, Die Kämpfe in Sachsen im April und Mai 1945.
van der Milwe, Anatol, Über General Wlassow.
v. Natzmer, Oldwig, 1. Festung Kurland. 2. Ergänzungen zum Kurlandbericht. 3. Der Kampf um Schlesien und Sachsen. 4. Ergänzungen zum Bericht über den Kampf um Schlesien und Sachsen. 5. Das Hauptquartier der Heeresgruppe Schörner in Josephstadt. 6. Die Flucht des Generalfeldmarschalls Schörner.
Reichhelm, Günter, Aufstellung und Operationen der 12. Armee (Armee Wenck) März bis Mai 1945.
Richarz, Hugo, Bemerkungen über das Schicksal der Kurlandarmee.
Schack, Erlebnisse in der Schlacht um die Oder und in Mecklenburg.
Schieck, Arno, 1. Die Kämpfe in Berlin. 2. Hitlers Zerstörungsbefehl „Tote Erde“.
Schultz, Joachim, Tagebuchnotizen aus dem Bereich des Oberkommandos der Wehrmacht vom 20. April bis 23. Mai 1945.
v. Schwerin-Krosigk, Die letzten 20 Tage der deutschen Reichsregierung; stenografische Mitschrift von Dr. Theo Seidel.
Staemmler, K. D., Die Luftversorgung Breslaus.

Szuks, Willy, Die Heeresgruppe Kurland.
v. *Tippeiskirch, Kurt*, 1. Die letjten Stunden der 21. Armee in Mecklenburg.
2. Das Kriegsende in Mecklenburg und Neubrandenburg.
Urban, Rudolf, 1. Die lebten Tage des Protektorats Böhmen und Mähren.
2. Im Czernin-Palais während des Aufstandes in Prag.
Weitmann, Julius, Als Nachrichtenreferent im Stabe Dönifc von Mäiz bis Mai 1945.
v. Weitershausen, 1. Die Lage der Heeresgruppe Mitte im April 1945 und der Flug Schörners nach Berlin am 15. April 1945. 2. Das Ende der 1. Panzerarmee.
1. Zwischen Hitler und Goebbels, Januar 1945 bis zum Ende.
2. Politische Gespräche, Wunschgedanken und Vorstellungen im engsten Kreise Hitlers während der letzten Monate und Wochen des Krieges.
1. Politische Vorstellungen Schellenbergs und des Amtes 6 im Reichs-Sicherheitshauptamt.
2. Eemühungen um Verhandlungen mit dem Westen und um eine Beseitigung Hitlers durch Himmler.
3. Hitler, Himmler, Bormann, Kaltenbrunner, Schellenberg.
Die Seeverbindungen nach Kurland.
Die Kapitulationsverhandlungen des Generals Shuikow mit dem deutschen General Krebs und mit General Weidling in Berlin.

„Im Kreis Schleswig ist von den Engländern die Brigade Grossdeutschland als Ordnungstruppe eingesetzt worden. Protest des Generaloberst Lindemann gegen die Anordnung des englischen Generalmajor Fewing wurde von diesem loyal beantwortet.

Mit Stab des Marschall Shukow besteht immer noch keine Verbindung von Seiten des OKW. Auch über das Schicksal des als Verbindungsoffizier nach Berlin zu den Russen befohlenen und im Flugzeug dort hingebrachten Oberstleutnant des Generalstabes de Maizière ist noch nichts bekannt geworden. Den Russen fällt es gar nicht ein, auf über das amerikanische Hauptquartier an sie gerichtete Anfragen zu antworten.

Übergabe an Engländer in würdiger Form im Gange. Mit Ausnahme der Kurland-Front liegt somit über den übrigen Abschnitten der Ostfront und damit über dem Schicksal von Millionen deutscher Menschen völlige Ungewissheit. Sie befinden sich im Machtbereich der Sowjets und sind dadurch von der übrigen Welt abgeschnitten."